

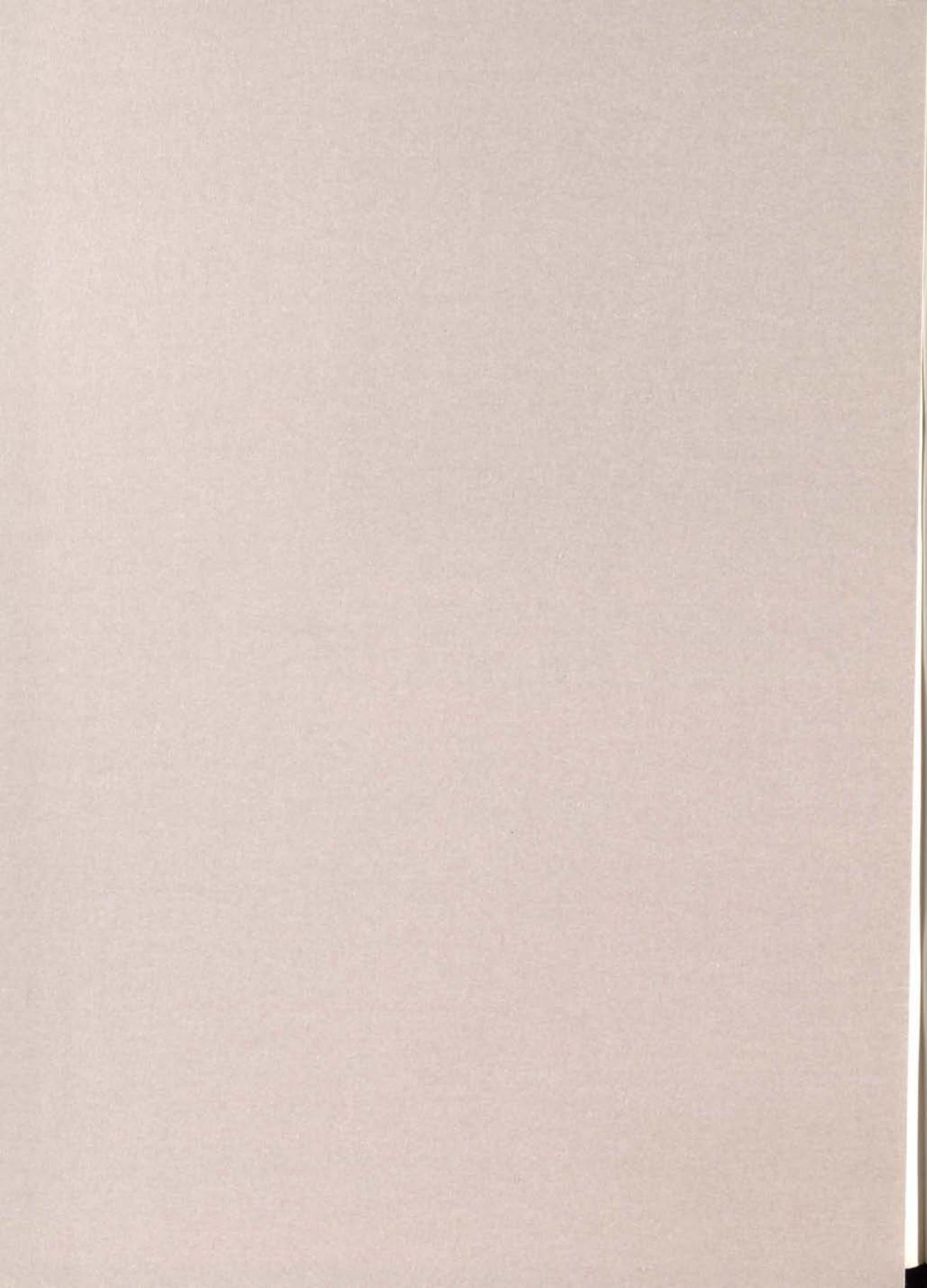
Erle Bach

Das alte
HIRSCHBERG

zwischen Handel und Poesie

Eine 700jährige Stadt im Herzen Europas
im Spiegel ihrer Geschichte





Erle Bach

Das alte
HIRSCHBERG
zwischen Handel und Poesie

Eine 700jährige Stadt im Herzen Europas
im Spiegel ihrer Geschichte

*Mit herzlichem Gruß
Erle Bach 1992*

Husum

Umschlagbild: Ilse Sterzl, „Marktplatz in Hirschberg“

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Bach, Erle:

Das alte Hirschberg zwischen Handel und Poesie : eine
700jährige Stadt im Herzen Europas im Spiegel ihrer
Geschichte / Erle Bach. – Husum : Husum Druck- und Verlags-
ges., 1992

ISBN 3-88042-619-8

Die „Schlesische Bergwacht“, Herausgeber Hans-Dietrich Bittkau, stellte dankenswerterweise die Druckunterlagen der in 42 Fortsetzungen erschienenen Chronik für diese Buchausgabe zur Verfügung. Sie wurden unkorrigiert übernommen. Auch den Leihgebern der Fotos sei an dieser Stelle noch einmal gedankt.

© 1992 by Husum Druck- und Verlagsgesellschaft mbH u. Co. KG,
Husum

Druck und Verarbeitung: Husum Druck- und Verlagsgesellschaft
Postfach 1480, D-2250 Husum

ISBN 3-88042-619-8

VORWORT:

Das Spiel mit der Entfernung narrt uns. Sei es jene des Herzens oder die geographische. Immer verschieben sich die Konturen. Erinnerungsbilder bekommen schönere Farben mit einem Hauch von Makellosigkeit und Gutsein. Daran wird das heutige gemessen mit all seiner Fehlerhaftigkeit, die uns, durch Heimatverlust verletzte Kinder, die Gerechtigkeit schwermacht.

Besuche nach Jahrzehnten in der Stadt der Kindheit werden zu Wechselbädern von Gefühlen. Hinter Neuem, ob schön oder nur anders, sucht man die alten Fassaden, das Katzenkopfpflaster aus heimischem Granit, die Goldfische im Brunnen und die winzigen Gassen um den Marktplatz, verschwiegene Zeugen der Zeit des ersten Kusses.

Zeitig, zum 700. Geburtstag 1988, war ich einen Sommer vorher in meine Vaterstadt gekommen, sie wissen zu lassen, wie sehr ich sie noch immer liebe, jene alte Stadt, die ich kannte — Stadt voller Bauwerke protestantisch aufgefasstem Barock in ihrer Einmaligkeit, Stadt der Schulen und des Handels, Stadt der Schleierherren und Poeten: **Hirschberg im Riesengebirge.**

So wünschte ich mir, einer von uns drei noch in Hirschberg geborenen Poeten:

— Konrad Werner: „Immer sind Stimmen“ —

— Christian Opitz: „Sonntags schlesisches Himmelreich“

und ich erhielt im Jubeljahr 1988 die Einladung als **Stadtschreiber von Hirschberg.** Nun sei dieses Los auf mich gefallen, und so beziehe ich das Turmstübchen im soeben renovierten Rathaus in der Mitte des gerühmt schönen Marktplatzes, in der Anlage und Geschlossenheit seines Bildes soll er der schönste des Ostens sein. So richte ich mich denn als Stadtschreiberin in luftiger Höhe ein, trete hinaus und lehne mich über das rundumlaufende Geländer des quadratischen Turmes, wo einst in der Silvesternacht Turmbläser nach allen vier Himmelsrichtungen das Neue Jahr ankündigten und begrüßten.

Sie hatten aber auch vom Turm geblasen bei Pest und Hungersnot, bei Belagerung fremder Heere und beim Einzug Friedrichs des Großen, aufgelebt beim jährlichen

Festspiel „Zwischen Mauern und Türmen“ von Fedor Sommer, auf dem Hirschberger Marktplatz und angrenzenden Gassen, zum Auftakt des Festes zum 650jährigen Bestehen der Stadt 1938. Aber niemand hat vom Turm geblasen als am 9. Mai jenes Schicksalsjahres, als der furchtbare Krieg schon zu Ende war, der jüngere Bruder einer Schulfreundin, kaum fünfzehn Jahre alt, vor dem Rathauseingang sinnlos von einer Granate zerrissen wurde und seine herbeigeholte Mutter ihn in den ersten Minuten des ersehnten Friedens verblutend auf den Armen heimwärts zum Kavalierberg trug, und eine andere Schulfreundin in der gleichen Stunde dem letzten Aufgebot der deutschen SS immer den falschen Schlüssel für den hohen Turm der katholischen Pfarrkirche gab und so in letzter verspäteter Minute seine Sprengung verhinderte.

700 Jahre Geschichte einer mittelalterlichen Stadtgründung am Zusammenfluß zweier Flüsse vor den damals undurchdringlichen Wäldern des Bergwalles des Riesengebirges, wo nach den alten Sagen der mächtige Berggeist Rübezahl seine unterirdischen Schätze hütet und sein Reich bis nach Hirschberg ausdehnt.

Wir Jüngsten von damals haben am letzten Kapitel deutscher Stadtgeschichte Hirschbergs in diesem Jahrhundert mitgeschrieben, sind dadurch zu Zeitzeugen geworden, die noch zu befragen sind.

So will ich also die nie erhaltene Einladung als „Stadtschreiberin zu Hirschberg“ wahrnehmen und zu einem Gang durch die wechselvolle Geschichte einladen, die zugleich auch europäische Geschichte einer großen Aufbruchzeit ist. Denn unsere Gegenwart steht leer im Raum, bleibt unverständig und vordergründig, wenn sie keine Verschmelzung mit der Vergangenheit eingeht.

»Erle Bach, im Januar 1988, Efringen-Kirchen, einem geschichts- und handels-trächtigen Ort im Dreiländereck Deutschland — Frankreich — Schweiz, ein Ort, der mir mit seinen Menschen und Naturschönheiten Heimat und Ruhe gibt, Stadtschreiberin im Exil zu sein.«

Aus grauer Vorzeit

Schlesien liegt am Südrand der großen eurasischen Tiefebene, die ostwestlich verlaufenden Urstromtäler berühren nur den Norden des Landes, doch das Riesengebirge, als dessen Tor die Stadt Hirschberg bezeichnet wird, bestehend aus kristallinem Urgestein, gehören zu den westlichen Teilen der böhmischen Festlandscholle. Diese ist Teil der ältesten Erstarrungskrusten unserer Erde. So darf es nicht verwundern, wenn unsere alte Schneekoppe liebenswürdig als Mutter des Mount Everest bezeichnet wird, sie hat ihm einige Erdzeitalter voraus.

Zurückgehend auf die uralte böhmische Festlandscholle unseres Riesengebirges, wird der Hirschberger Talkessel geologisch als Schüttergebiet aus diluvialen und alluvialen Granitgesteinen bezeichnet. Eines der riesigen Blockmeere im Hirschberger Talkessel befindet sich bei Stonsdorf, einem heute eingemeindeten Stadtteil.

Diese besondere geologische Gegebenheit erklärt auch die dort gespürten Auswirkungen des schlesisch-sudetischen Erdbebens vom 11. Juni 1895 in einer Ausdehnung von 10,5 x 35 km von Landeshut her. Stühle rückten, Geschirr und Gläser rutschten in den Schränken und klirrten, die Tiere waren unruhig, und die Menschen dachten sie wären schwindlig, als die Erde mehrfach leicht schwankte und „schütterte“. Der Hauptpunkt dieses Erdbebens lag im Gebiet des Zobtens und der Strehleener Berge.

Fedor Sommer schreibt in seiner schlesischen Landeskunde, daß zur Zeit des Devon (Erdzeitalter Paläozoikum, vor 185 — 520 Mill. Jahren / Vordringen des Meeres, Tonschiefer, Kalk- und Sandstein. Pflanzen: Bärlapp, Seelilien, Fische, Insekten und Amphibien), — das Riesengebirge entstanden ist. Der Name Korallensteine, am Korallensteinweg zwischen Agnetendorf und der Schwarzen oder auch Agnetendorfer Schneegrube gelegen, weist auf diese erdgeschichtliche Zeit des Süßwassermeeres hin, wie auch die verschiedenen Versteinerungen dieser Gegend. Es gibt eine alte Skizze des Hirschberger Talkessels, wo sich in warmen Lagunen Saurier und riesige Amphibien tummeln neben ebensolchen Ausmaßen von Farnen und Schachtelhalmen.

Ich erwähnte eingangs, daß wir Hirschberger der letzten dort geborenen Jahrgänge an dem letzten Kapitel unserer Stadtgeschichte mitschreiben.

Es ist möglich, daß die Korallensteine heute mit dem Ort Agnetendorf zumindest mit zum Kreisgebiet Hirschbergs zählen. Sie spielten nicht nur zur Zeit der Glaubensverfolgungen und Pascher eine große Rolle: Hirschberger Jungen, 1945 ganze 15 und 16 Jahre alt, trafen sich in den Nächten an den Korallensteinen, wagten alles, um die verfolgten und mißhandelten Baudenleute — wie die von den Davidsbauden — herüber über die Grenze zu holen, sie vor Gewalttaten zu schützen. Zum Beispiel wurde meine Patin, die auch in Hirschberg so bekannte und beliebte Baudenmutter Karolina Erben, geb. Erlebach, von der alten Erlebachbaude von betrunkenen tschechischen Milizern im Nachthemd den Spindlerbaudenhang hinauf- und hinuntergejagt bis sie tot zusammenbrach (Juni 1946). — Unschuldige bezahlten wie immer die fürchterliche Rechnung des soeben beendeten Krieges.

Unseren Hirschberger Jungen, im Alter zwischen Kindsein und Erwachsenenleben, gelang mit großem persönlichen Mut so manche Rettung in dieser dunklen Zeit.

Ihre Taten blieben unbekannt; aber sie gehören in das letzte Kapitel der Stadtschreiberin im Exil über die deutsche Zeit der Stadt, die vor 700 Jahren Stadtrecht erhielt. Wir dürfen stolz auf sie sein, weil sie ihr Leben für die Menschlichkeit wagten.

Vom Devonzeitalter begeben wir uns mit unserer Frühgeschichte mit einem riesigen Sprung in das sogenannte Archaikum, vor 1000 Mill. Jahren, zur Erdurzeit Archäozoikum gehörend. Die Erdkruste bildete sich, kristalline Schiefer entstanden, die heute, auch im Riesengebirge, stark in metamorphes Gestein umgewandelt sind. Schon vorher haben Vereisungen in anderen Regionen stattgefunden.

Wir wissen, daß die Vorgebirgslandschaft unseres Riesengebirges eine durch große Gletscher ausgewaschene Talsenke ist, in die tief eingeschnittene Endmoränen münden. Hierbei ist interessant, daß Fedor Sommer glaubt, daß das Inlandeis der schlesischen Ebene nicht bis an unseren Hirschberger Talkessel vordrang, und erst

die zweite Vereisung nachgewiesene sehr feine „Bändertone“ als präglaziale Bildungen in unserer Heimat hinterließ. Aus der Vereisung des Früh-Diluvium fand man in Schlesien Mammutknochen, Riesenhirsch- und Höhlenbär, Pferd, Elch, Ur, Wisent und auch menschliche Spuren. Sie finden sich nicht im Hirschberger Talkessel, jedoch im angrenzenden Bober-Katzbach-Gebiet, das sich anscheinend genau wie später im frühen Mittelalter bestens als Siedlungsland eignete. Die letzte Eiszeit hinterließ dem Riesengebirge und dem Hirschberger Tal Seltenes und Nutzbares.

Seit dem letzten Jahrhundert — begonnen mit dem deutschen Riesengebirgsverein — werden seltene Pflanzen geschützt. Heute wird diese Arbeit fortgeführt indem ein großes Gebiet unserer Gebirgsheimat zu beiden Seiten der Grenze zum *Nationalpark* erklärt wurde; in seiner Ausdehnung von 55 qkm auf der schlesischen Seite, südlich des Hirschberger Tales, will man zusammen mit dem Anteil der böhmischen Seite auf 160 qkm Flächenausdehnung kommen. Damit gehört der Nationalpark Riesengebirge heute zu den größten in Europa und Theodor Donat, Gründer des RGV 1880, dürfte mit Recht stolz darauf sein, daß seine Idee zur Rettung dieser einmaligen Landschaft sogar grenzüberschreitend alle politischen Veränderungen überstanden hat. Der RGV hatte seinen Sitz in Hirschberg.

Noch heute ist ihm zu verdanken, daß das Riesengebirge als einziger Standort in der Welt dem Habichtskraut erhalten geblieben ist, einst mit dem großen Eis als Samen aus den Weiten der arktischen Tundra zu uns gekommen. Diese Aufzählung der botanischen Schätze unserer engeren Heimat könnte beliebig fortgesetzt wrden. Dem großen Eis hat das Hirschberger Tal seinen Wasserreichtum zu verdanken, auch wenn die Stadt selbst ein Liedchen von diesem Reichtum zur Zeit der Schneeschmelze singen kann, liegt sie doch am Zusammenfluß von Bober und Zacken, dem „Bächwinkel“, später im Volksmund „Pechwinkel“ genannt. Doch das nutzbare Wasser und seine Kraft brachte Hirschbergs Leinengewerbe zu hoher Blüte, wie auch viele Mühlen und Papierfabriken davon profitierten und den Bewohnern Brot und Lohn brachten.

Die exakte geologische Entstehung des lieblichen Hirschberger Tales ist noch nie

ganz geklärt worden. Zwei Meinungen werden vertreten: es sei das Ergebnis einer willkürlich erfolgten Erosionstätigkeit, die anderen glauben es handelt sich dabei um ein Einsturzbecken wie etwa der Rheingraben zwischen Vogesen und Schwarzwald.

Die Theorie des Einsturzbeckens wird durch den Lauf des Bobers belegt, der vor den Toren der Stadt bei Kupferberg und der Sattlerschlucht den Eindruck von Durchbruchtälern hinterläßt. Das Erosionstal scheint mehr Anhänger in der Wissenschaft zu haben, schließlich hätte der Bober auch die Möglichkeit, bequemer nach Norden bei Grunau in der Senke abzufließen. Deshalb soll der Bober in ältester Zeit von Kupferberg bis zum Sattler eine durchgehende Erosionsrinne gebildet haben. Vielmehr sei das Mittelstück dieser Rinne ab Rohrlach, Boberstein, Schildau, Hartau und Straupitz bei einem großen Einsturz aufgeschüttet worden, als das Hirschberger Tal in seiner heutigen Erscheinungsform entstanden ist. Andere vertreten die Auffassung, unser guter Bober sei schon durch die Grunauer Pforte abgeflossen, nur durch die vorher beschriebene Aufschüttung des Einsturzes auf der Länge von 13—14 Kilometern mußte er sich durch die Sattlerschlucht zwingen, nachdem es nicht mehr durch Inlandeis verstopft war. Zur Eiszeit war das ganze Tal von Eis bedeckt, hatte von Norden her aber nur die Gegend um Erdmannsdorf, Stonsdorf bis zum Scholzenberg erreicht. Zu diesen Schlüssen ist man gekommen, weil sich dort der sogenannte Geschiebelehm nachweisen läßt, der einerseits aus dem Bober-Katzbach-Gebirge, aber auch aus der Löwenberger und Goldberger Gegend herührt. Wie bereits erwähnt, wurden die Gebirgsgletscher von anderen Vereisungen gespeist, die von der Südseite her herabgriffen bis auf etwa 900 m des Gebirgskammes. Die weiter herabreichenden Gletscherzungen werden von der Fachwelt als fluvio-glaziale Gebilde bezeichnet. Der sogenannte Wolfshauer Schuttkegel, interessanterweise endend am Zusammenfluß von Kleiner Lomnitz und Blackwitz, sowie die Randterrassen von Zacken und Lomnitz zählen zu den geologischen Merkwürdigkeiten. Dazu gehört, daß es zwischen den beiden tief mit Gletschern bedeckten Orten ein absolut eisfreies Gebiet gab: bei Giersdorf, im Bereich der über fünfzig Seen.

Dort, an den auslaufenden Moränen des Inlandeises staute sich das Wasser der schmelzenden Gletscher. In geologischen Abhandlungen wie jenen des Lehrers Fedor Sommer wird die Vermutung beschrieben, daß auf diesem Binnensee zwischen Hirschberg und dem aufragenden Gebirgswall sogar Eisberge schwammen und der Farbenreiz arktischer Landschaft vorherrschte. Es ist ungeheuerlich, sich das vorzustellen.

Nicht widerlegbar, selbst heute nicht, ist die Tatsache, daß die Giersdorfer Teiche mit ihrem Wasserreichtum, den Mooren und Sümpfen Aufenthalt und Brutstätte sind für viele, fast ausgestorbene Wasservögel, was auch für Amphibien gilt und damit ein Vermächtnis des großen Eises darstellt.

Wie 1987 von unserem jungen polnischen Bergführer zu erfahren war, trägt man sich mit dem Gedanken, einen Teil des Hirschberger Tales — etwa von Fischbach-Boberstein bis unterhalb des Dorfes Giersdorf unter Einbeziehung der anmutigen Teichlandschaft — zu einem großen Stausee zu überfluten, die große Wasserkraft der Nordseite des Riesengebirges als umweltfreundliche Energie zu nutzen. Für uns ist eine derartige Nutzung keineswegs neu, eher schon ein neuer See nach eiszeitlichem Vorbild und an gleicher Stelle.

Wie man sieht, fällt es einer Hirschberger Wunsch-Stadtschreiberin nicht leicht, nur die geschichtliche Entwicklung der Stadt aufzuzeigen ohne Ausflüge in das Umland zu unternehmen. Aber erst dadurch und durch geologische Gegebenheiten konnte die Gründung Hirschbergs Gestalt annehmen.

Zuvor ist ein Ausflug in die Besiedlungsgeschichte des schlesischen Landes unerlässlich. Durch seine geographische Lage war es von jeher das klassische Durchgangsland. In geschichtlicher Frühzeit sind Kelten, Skyten, Germanen, Slawen und Mongolen durchgezogen in allen Richtungen, entlang der Flüsse. Das Schlesierland war durchzogen von frühen Handelsstraßen, von denen die Bernsteinstraßen eine große Rolle spielten. Wie Forschungen in unserem Jahrhundert feststellten, befand sich zwischen Breslau und Liegnitz das größte binnenländische Bernsteinlager Europas. Beim Bau der Autobahn 1936 entdeckte man zufällig jenes Bernsteinlager mit 36 Ztn. Rohbernstein. Bis heute ist strittig, ob es sich dabei um ein Depot an einem Han-

delsweg handelte, oder ob der Fund auf die bernsteinhaltige Blauerde zurückzuführen sei, von der das Eis eine große Scholle bis nach Niederschlesien vor sich herschob.

Germanische Völker hinterließen kostbare Funde hoher Kulturen. Auch der Name des Landes geht auf den Stamm der Silinger zurück, deren Götterberg der Siling, der Zobten war. Aus dem Hirschberger Tal gibt es wenig Nachrichten über vorchristliche Besiedlungen. Aus der frühen Eisenzeit gab es Funde unbemalter Töpferware bei Hirschberg, aus der mittleren Bronzezeit nördlich der Stadt, etwa im Raum Grunau — Berbisdorf, Hort- und Grabfunde. Die Bronzezeit folgte übrigens auf die prähistorische Periode der Jungsteinzeit und nachfolgender kurzer Kupferzeit. Die Kelten Südschlesiens waren inzwischen von den Germanen verdrängt worden, und etwa 100 v. Chr. kommen Lugier und Wandilier — antike Quellen haben darüber berichtet — schließen sich zum Stamm der Wandalen zusammen. Diese bleiben in Schlesien bis sie die Völkerwanderung hinwegschwemmt. Jene Lugier übrigens nannten das Riesengebirge „Logafjöll“, kamen sie doch aus Skandinavien. Die Römer dagegen sprachen von diesem Riesengebirge als „Oroi Vandalikoi“.

Funde aus dieser germanischen Zeit beweisen eine wandalische Niederlassung etwa im Raum Schwarzbach — Lomnitz, desgleichen eine Richtung Boberröhrsdorf — Lähn, wo gleichzeitig auch Burgunder nachgewiesen sind, deren Spuren sich um die Lausitzer Pforte verdichten. Burgunder und Wandalen sind entlang des Boberflusses bis ins Hirschberger Tal gekommen.

Goten von der Weichsel und Langobarden drängen im Jahr 166 die schlesischen Wandalen südwärts, diese dringen in Ungarn ein. Mittelschlesische Wandalen wurden im 3. Jahrhundert am Rhein in Kämpfe mit den Römern verwickelt, wurden von diesen nach Britannien verbracht und angesiedelt. Der Rest der vertriebenen schlesischen Wandalen zog nach Südwesten, wobei die Herrschaft der Silinger ein Ende hatte. Sie waren über Mainz den Rhein hinabgezogen, durch Gallien über die Pyrenäen. Man schrieb das Jahr 409, sie siedelten sich in Südspanien an. Manche von ihnen kamen über das Meer bis nach Nordafrika, nach Karthago; wegen der Verwüstungen in



Warmbrunner Platz, Eingang Langstraße, links, mit Café Hanusa.

den Ländern, die sie durchzogen und den Römern zufügten, erhielten sie von diesen ihren schlechten Ruf, „hausen wie die Wandalen . . .“

Die Zeit der Völkerwanderung hatte Schlesien fast menschenleer gemacht. Im Hirschberger Talkessel verloren sich die Spuren, dichter und undurchdringlicher

wurden die riesigen Waldgebiete bis hinauf auf die Bergkämme. Niemand traute sich in diese unwirtliche Gegend. Nur hier und da sickerten Slawen aus Südosten entlang der Flüsse ein, die von Jagd und Fischfang lebten.

Stadtgründung aus wilder Wurzel

Magister Zeller aus Hirschberg schrieb 1648 »Zellers Hirschberger Merkwürdigkeiten«, worin es heißt: »Die Stadt Hirschberg, die größte und schönste der Städte des Riesengebirges, liegt auf einer von Morgen bis Abend sich ausdehnenden Anhöhe zwischen dem linken Ufer des Bobers und dem rechten des unterhalb des Hausberges vor demselben (in dem sogenannten Bachwinkel, Bächewinkel oder auch Pechwinkel genannt) einmündenden Zackenflusses. Sie ist von einem weiten paradisischen Thale und von Bergen umschlossen, von welchen Letzteren das Riesengebirge, gegen Mittag

liegend, den erhabendsten Eindruck macht . . .«

Nicht weniger angetan war im Jahre 1800 der ehrenwerte John Quincy Adams, damaligen bevollmächtigten Minister der vereinigten Staaten an dem Hofe zu Berlin, und gegenwärtigem Mitgliede des nordamerikanischen Senats.

Er schrieb Briefe über Schlesien, geschrieben auf einer durch dieses Land unternommenen Reise.

Sein 4. Brief wurde am 28. Juli 1800 in Hirschberg geschrieben, nachdem er am Vortag in Bunzlau verbracht hatte und über

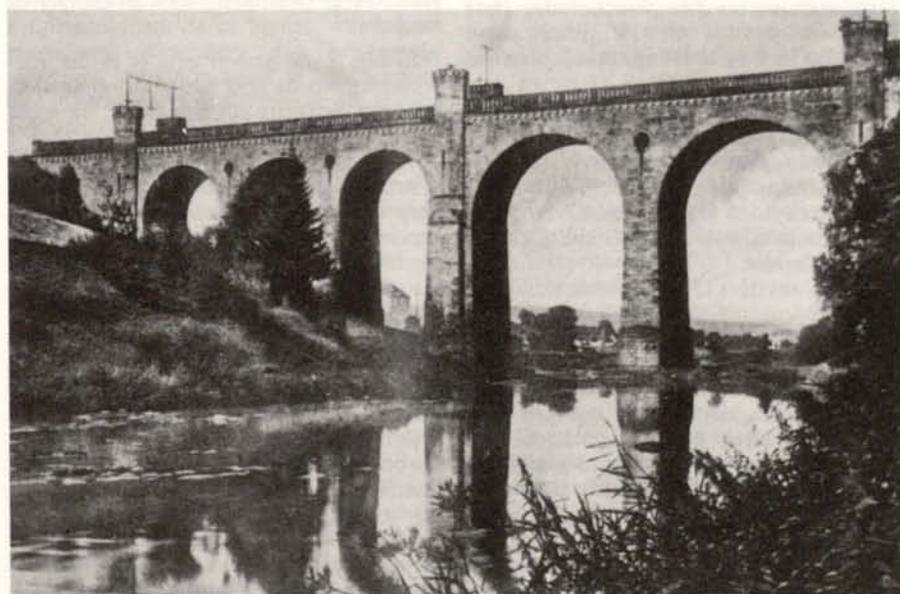
den dort geborenen Martin Opitz als den »Schwan des Bobers« schreibt in Anlehnung an den »Schwan des Avon« wie Shakespeare von den Engländern genannt wird. Da heißt es: ». . . zahlreiche und ansehnliche Dörfer und Landsitze, gesegnete Erntefelder, Eichen, die ihre majestätischen Gipfel bis an die Wolken erstrecken, und Bäche, die sich durch Wiesen hinschlängeln, welche fünfmal des Jahres, der Sichel gleichsam zum Trotze ihre Fruchtbarkeit darbringen; so ist der Schauplatz beschaffen, den wir gegen Fichten und Sand vertauscht haben. Nichts gewährt einen schöneren Anblick als die Lage von Hirschberg, einer hübsch gebauten Stadt, die sogar eine Menge schöner Gebäude enthält. Sie liegt in einem Thale, von jeder Seite mit Hügeln umschlossen, die von verschiedener Höhe, mit einander abwechseln; den Hintergrund dieser Scene schließt das majestätische Dunkel des Riesengebürges . . .«

Jahrhunderte liegen zwischen diesen Lobgesängen und uns. Aber dieses Glücksgefühl hat sich erhalten bis heute, für jeden, der diese schöne Stadt vor sich liegen sieht. Von den Hügeln, die die Stadt umschließen, seien einige genannt: der Grün-

busch, 422 m ü.M., die Abruzzen mit 419 m, Hausberg 422 m, 541 m der Segelfliegerberg bei Grunau, allesamt schneesicher ab Mitte November für die Ski- und Rodelkünste der Schuljugend zwischen Schularbeiten und Abendbrot.

Hirschberg liegt auf einer durchschnittlichen Höhe von 350 m ü.M., und aus dieser tiefen Tallage erklärt sich der Eindruck von der Mächtigkeit des aufragenden Gebirgskammes, obwohl er mit Ausnahme der Schneekoppe und ihren 1605 m es auf eine ebenfalls durchschnittliche Höhe von 1400 — 1500 m bringt, wie es sich für ein Mittelgebirge gehört.

Hier also soll bereits im Jahre 1002 ein unbedeutender Marktflecken bestanden haben nach »Naso Phönix rediv«, der sogar von einem dort abgehaltenen Jahrmärkte berichtet. Der schlesische Herzog Boleslaus III, auch Schiefmaul genannt, soll diesen Flecken sogar mit Mauern umgeben haben wegen der Böhmen, mit denen er vielseitig kriegerisch verwickelt war. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat man die Befestigung des Ortes 1108 aus dem Ambrosianischen Lobgesang gefolgert, obwohl sie sich auf die Erbauung der kath. Kirche auf dem höchsten Punkt der inneren Stadt



Der Boberviadukt am Hausberg.

bezieht. Sie wurde später bei einem großen Stadtbrand im Jahre 1308 ein Raub der Flammen, worauf 1304 Herzog Heinrich I. von Jauer durch seinen Vormund, den Herzog Bernhard von Schweidnitz beauftragte, zur Zierde der Stadt gereichend an der gleichen Stelle eine massive Kirche zu erbauen. Nach ihrer Fertigstellung wurde sie von Bischof Heinrich zu Ehren des heiligen Erasmus und Pancratius geweiht. Seitdem trägt die hohe gotische Stadtpfarrkirche das uns vertraute und auch heute noch erhaltene Gesicht.

In dem von Dr. Hugu Weczerka herausgegebenen Handbuch der historischen Städten heißt es von Hirschberg, daß ein einwandfreies Gründungsdatum nicht angegeben werden kann, das heißt, ist nicht belegbar. Sie dürfte aber 1281 auf herzoglichem Boden als Mittelpunkt eines deutschen Rodungsbezirkes ausgesetzt worden sein. Denn 1281 stellte Herzog Bernhard von Löwenberg in »HYRZBERG« eine Urkunde aus, die den Johannitern von Striegau 100 Hufen am Oberlauf des Zackens zusicherte.

Das für unsere 700-Jahr-Feier so wichtige Datum 1288 erscheint in der Geschichtsschreibung mit dem Namen des Herzogs Bolko I. von Löwenberg-Jauer. Mit dem lateinischen Wortlaut »nostrorum civium Hirsbergensium« hat dieser hohe Herr »mit Zustimmung unserer Bürger von Hirschberg« die Erbauung einer Schenke in Bad Warmbrunn erlaubt.

Der deutsche Name Hirschberg, wie auch der 500 x 500 m große Grundriß der Stadt besitzt mit seinem bekannten Wappen einen redenden Beweis mit dem auf einem Felsen stehenden Hirsch, schon von 1455. Das bezeugt eine deutsche Gründung »aus wilder Wurzel«.

Bereits aus dem 13. Jahrhundert sind viele Urkunden vorhanden. Seit 1201 ist die Burganlage auf dem Hausberg belegt, nach Naso Phönix und Lindners Gedichten soll diese bereits 1111 erbaut worden sein, man vermutet, daß dort in einer geringen Entfernung die ersten Häuser »im Bächewinkel« gestanden haben. Auf dieser Burg muß Herzog Bolko I. hin und wieder residiert oder Gerichtstag gehalten haben, denn ein dort ausgestelltes Privilegium aus dem Jahre 1291 schließt mit den Worten: »Actum Hirschberg in castro, verhandelt auf dem Schlosse in Hirschberg, anzuneh-

men ist und worin er den Bürgern von Schweidnitz 30 Kramkammern verlieh«.

Dieses auch für Hirschberg wichtige Dokument war im städtischen Archiv zu Schweidnitz aufbewahrt.

Für uns Hirschberger Kinder war es damals zur 650-Jahr-Feier unserer Stadt 1938 die größte Sensation, daß ein Stück eines unterirdischen Ganges vom Marktplatz aus, unter dem Bober hindurch zum Hausberg führen sollte. Der Eingang zu diesem unterirdischen Geheimweg war in der untersten Katakombe des ersten Markthauses auf der Nordseite, von der Pfortengasse aus. Die Hirschberger Katakomben waren drei Stockwerke tiefe Lagerräume, in denen bei Gefahr Tuche, Leinen, Schleierleinen und andere Handelsüter versteckt wurden. Im Angesicht des Beginns dieses geheimen Ganges vom Markt aus zum Hausberg stritten Neugier und Angst in unseren Herzen. Zudem roch es nicht besonders gut aus diesem finsternen Gang, und die Vorstellung, dort, wo er unter dem Bober hindurchführt, könnte doch vielleicht ein Loch von oben her sein . . . machte auch dem allergrößten Unternehmungsgeist ein Ende.

Nachzutragen ist, daß seinerzeit dieser geheime Gang nur ein kurzes Stück freigelegt und mit Lampen begehbar war, wahrscheinlich, um zu diesem Stadtjubiläum Hirschbergs Geschichte noch lebendiger zu machen.

In den Katakomben ging es in der Riesengebirgswoche sehr lustig zu, denn dort warteten Festwirte auf ihre Gäste, die nicht lange auf sich warten ließen.

Von welcher Wichtigkeit diese unterirdische Verbindung zur Burg auf dem Hausberg einst war, geht aus Aufzeichnungen hervor, wie erfolgreich sich die Hirschberger Bürger samt ihrer Befestigung auf dem Hausberg 1426 gegen die Hussiten zur Wehr setzten. Doch mit dem Aufbau des mittelalterlichen Stadtkernes um den Marktplatz muß sie ihre Wichtigkeit verloren haben und wurde auf Anordnung des Landeshauptmannes abgebrochen.

Bevor aber die Hirschberger sich gegen die brandschatzenden und mordenden Hussiten wehrten, ist noch einiges zu berichten, was vorher geschah. Die inzwischen erbauten Häuser des Marktes und umliegender Gassen lagen innerhalb der Stadtbefestigung. Diese bestand aus einer Doppelmauer aus Steinquadern mit Basteien und meh-

rerer runden Türmen — von denen der Basteiturm noch erhalten ist. Der Graben war 25 Ellen breit, 8 — 10 Ellen tief und wasserleer, bei dem es sich um den Hirschgraben gehandelt haben mußte. Drei runde starke Türme wies die Stadtmauer auf, diese zierte ein goldener Kopf, drei bewachte Stadttore verwehrten Fremden Zutritt, wenn sie unerwünscht waren. Gegen Morgen lag das Schildauer Tor, nach dem Dorf Schildau benannt, gegen Mittag das Langgassentor am Ende der gleichnamigen Gasse, und gegen Abend das Burgtor. Durch dieses führte der Weg zur Burg oder zum Schlosse auf dem Hausberg. Die Basteien, die kleinen Türme, die Stadtmauer, alle waren mit Schießlöchern versehen, damit eine wirksame Verteidigung möglich war.

Gegen Abend, in der Nähe des Hausberges, befand sich der Kreuzberg, mit einem Kreuz darauf und einer kleinen Kapelle, die dem heiligen Wolfgang geweiht war. In Zellers Merkwürdigkeiten ist diese erwähnt, desgleichen daneben ein Kirchhof. Wahrscheinlich handelt es sich hier um den späteren Helikon, bei dessen Besichtigung etwa fünfhundert Jahre später der bereits erwähnte Quincy Adams ins Schwitzen kam: »... in der That dürfte der wirkliche Helikon dem Auge schwerlich etwas prächtigeres dargeboten haben, als die Szenen seines schlesischen Namensvetters. Wer Empfänglichkeit dafür besitzt, würde gern einwilligen, Hirschberg in »Thermessus« und den Merkelbrunnen in »Aganippe« umzubenennen. Auf der Spitze des Hügels befindet sich ein kleiner Apollotempel, eine Nische mit der Terpsichore...«

Es ist offensichtlich, daß sich der damalige amerikanische Gesandte am preußischen Hof in Hirschberg und seine Umgebung verliebt hat in einer Weise, die nicht einmal die eigenen Dichter erreichten.

Doch muß das Buch unserer Hirschberger Stadtgeschichte wieder um diese 500 Jahre zurückgeblättert werden in die Zeit vor dem Hussitensturm. Wir kehren zurück zu der später nicht mehr auffindbaren Kapelle des hl. Wolfgang. Das ist erwähnenswert, weil deren Einkünfte bereits im Jahr 1317 dem Hospital zum Leichnam Christi in Hirschberg zuflossen. Dieses muß ebenfalls in Hausbergnähe gewesen sein, schließlich führte die Hospitalstraße von der äußeren Burgstraße aus zur Waldsee-Kaserne bis hinunter zur Mühle und dem

Mühlgraben. Wahrscheinlich hat sich dieses Hospital an der Stelle des späteren Waisenhauses befunden. Die Mühle, die nahen Gärten, aber auch die Sattlerschlucht mit dem Mirakelbrunnen wurden bereits um diese Zeit erwähnt. Vielen von uns wird das Ende der Sattlerschlucht auch noch als »kalte Küche« bekannt sein, weil sie im 15. Jahrhundert eine Falschmünzerwerkstatt beherbergte.

Aus diesen Aufzeichnungen geht hervor, daß Hirschberg eine blühende Stadt war, ausgestattet mit allerhand Privilegien. So erteilte Bolko II. von Schweidnitz 1348 das Meilenrecht und eine Bestätigung für das Verkaufsrecht von Salz und Eisenstein (1355). 1355 kam das Braurecht, das Recht Münzen zu schlagen, sowie ein Waagrecht hinzu. Ein erstaunliches Privileg erlangte Hirschberg 1355 durch Freiheit von Abgaben im Handel mit Böhmen, hinzu kam 1366 eine gegenseitige Zollfreiheit mit Breslau. Erhalten geblieben sind auch aus dieser Zeit eine beträchtliche Anzahl von sogenannten Lehenbrieffen für ländlichen Besitz vor den Toren der Stadt.

Hirschberg präsentiert sich als wehrhafte Stadt: umgeben von einer Doppelmauer aus Steinquadern mit mehreren Basteien und drei runden Türmen, alle reichlich mit Schießlöchern ausgestattet. Unterhalb davon, wenn auch wasserleer, der dazugehörige Graben, 25 Ellen breit und 8—10 Ellen tief, später als Hirschgraben bekannt, wo Jahrmarkt und Tippielmärkte abgehalten wurden. Bestanden mit mächtigen Kastanien, unter denen kniehoch das Herbstlaub lag. Im Schatten dieser Wehrmauer war auch das beliebte „Hühnerberge“, die rasante Winterpiste hinter dem Langen Haus für Ski- und „Tunnabraatlafahrer“, für „Eierpritschenrodler“ und ganz normale Schlittenfahrer.

Stolz auf ihre Befestigung, hatten die Hirschberger ihre Rundtürme in der Stadtmauer mit großen goldenen Knöpfen versehen.

Drei bewachte Stadttore verwehrten jedem Fremden unangemeldeten Zutritt. Gegen Morgen, nach dem Dorf Schildau benannt, lag das Schildauer Tor. Gegen Mittag verschloß das Langgassentor am Ende der gleichnamigen Gasse in Richtung Bad Warmbrunn die Stadt, unerlaubten Zugang abwehrend genau so wie das Burgtor. Es führte zur Burg auf den Hausberg.

Durch Kaiser Karl IV erhielt Hirschberg eine Reihe von Neuerungen: am 3. Juni 1348 das Recht einer größeren Ausdehnung des Weichbildes der Stadt, und gleichzeitig aber auch die Berechtigung, daß außerhalb der Stadt niemand dürfe „Gewand feilhaben“, kein Salz verkaufen, kein Malz machen, kein Kretschamgewerbe und auch kein anderes Gewerbe betreiben. Sollte jemand in den angrenzenden Dörfern zuwiderhandeln, so standen 10 Mark Strafe darauf. Die Hirschberger Tuchmacher hatten schon vorher das Recht des Gewandschnittes zugesichert bekommen.

Auch das gesunde Leben kam nicht zu kurz: 1350 wurde Hirschberg das Recht einer „Badstube“ erteilt. So hatte denn die Heirat der Tochter Heinrichs II., Anna, mit dem Kaiser, der Stadt allerhand Gutes gebracht, wie auch diesen wichtigen Erlaß vom 6. 10. 1355: Niemand in ihrem Lande dürfe Eisenstein ausführen außer Schmiedeberg, und das Eisenwerk Schmiedeberg solle ewiglich bei Hirschberg und dessen Weichbilde bleiben. Im gleichen Jahr — zur Belebung des Handels — wurde den Hirschberger Bürgern Freiheit von allen Abgaben erteilt, wenn sie mit ihren Waren nach Böhmen und Prag kamen, und auch, daß kein angesehenener Mann aus diesen Gebieten in fremde Hand (als Leibeigener) gegeben werden kann.

Herzog Bolko II. dagegen verfügte am 17. Febr. 1360 „Kauf des Bierschrotes der Stadt von Privaten unter der Bedingung, seinen Hof »ewiglich« damit zu versorgen.“ Am 25. Jan. 1361 erlaubt der gleiche Fürst der Stadt Hirschberg einen Weinkeller, ein Waaghaus, eine Scheerkammer und das Anlegen einer Kornkammer. Er war ein geschäftstüchtiger Herrscher und verkaufte der Stadt — wie zehn Jahre vorher Schweidnitz — das Recht, goldene und silberne Münzen zu prägen! Die Siebenhäuser auf dem Marktplatz sollen die genehmigten Kramkammern gewesen sein.

Später wurden diese wichtigen Freiheitsbriefe für die Stadt noch einmal von König Wenzel bestätigt. Fürstliches Werben und erteilte Rechte lassen auf Hirschberg als angesehenen Handelsstadt an der Schwelle des ausgehenden Mittelalters zur Neuzeit schließen.

1361 befand sich die Erbvogtei zu Hirschberg in den Händen der Töchter des

Erbvogtes Balduin. Bolko II. willigte ein, daß diese an Hans von Schildau gegeben wurde, der sie 1374 innehatte. Ein wichtiger Mann für Hirschberg: er erreichte 1374, daß alle Bewohner der Stadt von allen Zöllen und Ungeldern zu Breslau befreit waren, wenn sie mit ihren Handelsgütern dorthin kamen. Herzog Bolko II. war bereits 1368 verstorben, doch seine Gattin Agnes, kurze Zeit auf dem Hausberg residierend, war ebenfalls sehr auf die Förderung Hirschbergs bedacht. Sie regierte bis zum Jahr 1392, hatte 1374 ihre Einwilligung dazu gegeben, daß Hans von Schildau die Erbvogtei an Hans von Czirn verkaufen darf. Zu dieser Zeit stand bereits die Zackenmühle und auch die Niedermühle am Bober. 1376 hatte Herzogin Agnes eingewilligt, zum Wohle der Stadt einen Waldteil in Stadtnähe, Harta genannt, zu verkaufen. Auch Gotsche Schof erhält 1380 die Erlaubnis für den Erwerb des Hausberges, während ebenfalls unter ihrer Regierung Kaiser Wenzel in Prag an Peter von Zedlitz die Landgerichte von Hirschberg und deren Weichbild verließ. Wenzel, König von Böhmen, war der älteste Sohn von Karl IV. Trotzdem Hirschberg ihm eine ganze Reihe von Vergünstigungen zu verdanken hat, war er durch seine Genußfreude und Unbeherrschtheit und nicht zuletzt durch seine Grausamkeit ein ungeeigneter Herrscher. Schon 1400 verlangten deutsche Fürsten seine Absetzung. — Unter ihm erhielt die Stadt Hirschberg das Recht, im Bober zu fischen und Wehre anzulegen (1405). Schmiedeberg, noch immer zum Weichbilde Hirschberg gehörig, erreichte am 17. Februar 1408 die bereits 1398 beantragte Privilegienbestätigung „im Ort Fleisch und Brot verkaufen zu dürfen“. Zu dieser Zeit bestand in Hirschberg schon 12 Jahre die erstaunliche Einrichtung des „Seelen-Armen-Hauses“, eine Stiftung des Bürgermeisters und Erbvogtes Hans Klosmer. Erst befand es sich im zweiten Hause gegenüber dem Jesuitenkollegium nahe der katholischen Kirche, später verlegte man es zum Heiligen-Geist-Kirchhof. Erbengemeinschaften machten dafür erhebliche Stiftungen als „Seelgerät“, beispielsweise Gut und Dorf Konradsdorf (Kunnersdorf) mit Mühlen, Fischerei, Wäldern und Gerichten + Gerichtskretscham und Schölzelei, sowie die freie Schafstrift.

Am 4. Dezember 1409 erging der kaiserli-

che Befehl an Gottsche-Schoff, „Hirschberg nicht in seinen dieser Stadt erteilten Begnadigungen zu beeinträchtigen“.

Kaiser Wenzel starb am 16. August 1419. Seine Grausamkeiten waren, wie bereits erwähnt, weit größer als seine guten Taten. Hirschberg erhielt durch ihn allerhand Vergünstigungen in der Hoffnung, sie fielen wieder auf ihn zurück, doch nicht zuletzt seinetwegen mußte die Stadt durch die Hussiten leiden. Noch während Wenzels Regierungszeit waren die hussitischen Unruhen ausgebrochen, wozu der Prager Prediger und Professor Jan Huss aufgerufen hatte, um gegen den Papst in Rom und die schlimmen Grausamkeiten des nunmehrigen „König Wenzels“ (die deutschen Fürsten hatten seine Absetzung als deutscher Kaiser verlangt), der er dann für Böhmen blieb. Die auch in Hirschberg aufgestellte Statue des Johannes von Nepomuck erinnerte wie allerorten an den gewaltsamen Tod des Beichtvaters von König Wenzels Gattin.

Unter seinem Nachfolger Sigismund, deutscher König und römisch-deutscher Kaiser, der sich mit Jobst von Mähren um diese Krone beworben hatte, fällt das Konstanzer Konzil von 1414 und 1418. Dieses wurde auf Betreiben von Kaiser Sigismund und dem Papst Johannes XXIII. einberufen, um der Spaltung der Kirche entgegenzuwirken, was nur teilweise gelang.

Denn es gelang nicht, Jan Hus, dem böhmischen Reformator (geb. 1368 in Husinec), das von Kaiser Sigismund zugesicherte königliche Geleit und dadurch Schutz zu geben, als sein Fall vom Konzil verhandelt werden sollte.

Jan Hus, Rektor der Prager Universität, übte öffentlich und aus gutem Grund Kritik an kirchlichen Mißständen, was ihm 1410 den päpstlichen Bann eintrug. Doch Jan Hus, anstatt die Flucht zu wählen, sich den Befragungen des Konzils stellend, wurde er in Konstanz als Ketzer verurteilt und am 6. Juli 1415 auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Seine Verbrennung als Ketzer war das Fanal für den Ausbruch der Hussitenkriege, welche auch in Schlesien große Verwüstungen anrichteten und sich gegen alles wandten, was mit der Kirche, dem Papst und Rom zu tun hatte. Denn das zugesicherte Geleit Kaiser Sigismunds hatte sich als Wortbruch erwiesen. Hus-Anhänger

wandten sich gegen das Herrscherhaus und versagten ihm ihre Gefolgschaft. Der gefürchtete Ziska und Prokop der Kahle waren die Anführer. Unter Ziska erstürmten sie 1419 das Rathaus in Prag, ermordeten als Rache für den Tod von Jan Hus auf dem Scheiterhaufen dreizehn Prager Ratsherren. Von da an überzogen die Hussiten mit Brand und Verwüstung die umliegenden Länder, wo auch Schlesien nicht ausgespart wurde. 1427 standen sie vor den Toren der wehrhaften Stadt Hirschberg; die Häuser der Vorstädte waren bereits in Flammen aufgegangen. Unverrichteter Dinge jedoch rannten sie gegen die Burgfesten Kynast, Lähnhaus, Falkenstein, Hausberg und das Bolzenschloß an, ohne sie einnehmen zu können. Nicht anders erging es ihnen mit der Stadt Hirschberg, gegen deren Doppelmauer und Wehrtürme sie dreimal, am 17., 18. und vorher schon am 13. September 1427 vergeblich anstürmten. Die Bevölkerung aus den Vorstädten war entweder in die Wälder der Umgebung geflüchtet — und dort den Mordbrennern in die Hände gefallen — oder sie erreichten rechtzeitig mit ihrer Habe durch eines der Stadttore die befestigte Innenstadt. Unser letzter, hochgeschätzter Stadtchronist Alfred Höhne, schreibt darüber in seinem Hirschberg-Buch (Preußler-Verlag), die Hussiten wären von der Sechsstätte her mit viel Kriegsgerät gekommen und hätten die Übergabe der Stadt gefordert, was der Bürgermeister und Stadtkommandant Tillich voller Stolz zurückgewiesen habe. Er kannte seine Hirschberger Bürger. An den Wehrtürmen und Wallmauern standen die Verteidiger dichtgedrängt, schwengen Keulen und Morgenstern, um die über Sturmleitern hochstürmenden Angreifer zurückzujagen. Nicht nur die Männer, auch die Frauen brachten Wasser, Öl und Pech zum Kochen, was dann aus Zubern auf die Angreifer hinabgeschüttet wurde. Nun, die Hussiten schafften es nicht, Hirschberg einzunehmen, auch die Burg auf dem Hausberg hatte mit Erfolg ihren Angriffen getrotzt. Dafür legten sie die Vorstädte in Schutt und Asche, zerstörten auch die beiden kleinen Burganlagen im Grünbusch und im Boberröhdsdorfer Wald (Sechstätte), und bei dieser Gelegenheit die St. Wolfgangskapelle überhalb des Bobers auf dem Kapellenberg gleich mit. Nach ihrem Abzug baute man die Häuser in den



Hirschberger Bilderchronik — sie befindet sich noch heute im Hirschberger Rathaus. Thema dieses Bildes: Die Wikinger kommen über die Ostsee und bestürmen eine Keltenburg



Thema des zweiten Bildes: Die Vandalen im Hirschberger Tal 400 — 100 v. Chr. — Schmied, Töpfer und Weberin bei der Arbeit. Der Bauer kehrt von der Bärenjagd heim. Aufbruch der Vandalen. Die Ferne lockt, die Menschen folgen ihrem Ruf wie Zugvögel. Der weiße Rabe warnt.

Vorstädten bald wieder auf, die Kapelle jedoch nicht mehr; ihr Gnadenbild fand einen geschützten Platz in der hohen gotischen Kirche St. Erasmus und St. Pancrati-

us. Die beiden verfallenden Burgruinen machten später als Raubschlösser von sich reden, deren es nicht wenige in den schlesisch-böhmischen Gebirgen gab. Von ihnen

aus fanden Überfälle auf hochbeladene Leinenfuhrwerke und andere Handelsgüter transportierende Gespanne statt.

Über das Schicksal der Burg auf dem Hausberg wurde schon berichtet.

1935 erhielt der Bildhauer Ernst Rülke, Lehrer einer Bildhauerklasse der Holzschnitzschule in Bad Warmbrunn, den Auftrag, den Ratsherren-Sitzungssaal im Hirschberger Rathaus neu zu gestalten. Er veranstaltete mit seinen Schülern einen Gestaltungswettbewerb, dem der Hirschberger Ratsherren-Sitzungssaal geschnitzte Reliefs verdankt mit Darstellungen aus der Stadtgeschichte und der ersten Besiedlung des Hirschberger Tales. Die Reliefs wurden in Eichenholz in der Größe von 75:35 als Bildtafel ausgeführt. Diese Bildtafeln sind zu Hirschberger Sinnbildern geworden, als Gruppe von Thema her eine Einheit und doch jedes eigen gestaltet von den damals angehenden Bildhauern, wie es der Wettbewerb des Lehrers Ernst Rülke gewollt hatte. In Esslingen lebt die vielgeachtete Bildhauerin Elsbeth Siebenbürger, die seinerzeit als Schülerin der Warmbrunner Holzschnitzschule den Auftrag hatte, die Bildtafel des 30jährigen Krieges in Hirschberg zu gestalten und auszuführen. 1945 waren 13 von den geplanten 26 Reliefs fertiggestellt. Danach wurde die Holzschnitzschule von Polen übernommen und damit brach diese Arbeit ab. Ernst Rülke, der 1946 dem verstorbenen Dichter Gerhart Hauptmann die Totenmaske abnahm, durfte mit dem Sonderzug ausreisen, der den Toten zu seiner letzten Ruhestätte auf Hiddensee brachte. Auf diese Weise sind auch die Fotos der bereits fertigen Bildtafeln mit auf die Reise gegangen. In dieser holzgeschnitzten Hirschberger Bilderchronik ist der Hussitensturm 1427 sehr plastisch dargestellt. In dem erklärenden Text heißt es: „Die Stadt hilft sich selbst. Ein Obermeister mit seinem Altgesellen, daneben noch ein Meister mit seinen beiden Gesellen. Es kommt keiner hinauf. Die Artillerie muß die Stellung wechseln. Die Korporale fluchen.“

Geschichtlich folgte auf das folgenschwere Konstanzer Konzil, das 17. in dieser Reihe wo es gelang, die hussitischen Unruhen beizulegen. Wenig später verstarb Kaiser Sigismund, Nachfolger wird sein Schwiegersohn, Albrecht II., Erzherzog von Österreich. Ihn wählten die Ungarn

zum König, die deutschen Kurfürsten zu ihrem Kaiser. Auf Hirschbergs Geschicke hatte er wenig Einfluß, starb er doch schon 1439 vermutlich an Gift, auch wenn die Sage hartnäckig von zu reichlichem Melonengenuß erzählt. Vier Monate nach seinem Tod wird sein Sohn Ladislaus geboren als Nachfolger, dessen Regierungsgeschäfte zunächst von seinen Vormündern und bestellten Statthaltern ausgeübt wurden. Mit zwölf Jahren trat er die Regierung an, verstarb jedoch schon vier Jahre später. Daß das Leben trotzdem ohne wesentliche Erschütterungen weitergeht hat seinen Grund: Schon immer ließ der Prager Hof seine entfernteren Länder wie die Fürstentümer in Schlesien von verlässlichen Landeshauptmännern regieren. Namen, die auch in Hirschberg zu unserer Zeit noch einen guten Klang hatten — von Schaffgotsch (Gottsche Schoff), von Cholditz oder von Zedlitz — fanden sich nicht selten in früherer Zeit als die eines Landeshauptmanns. Eine Urkunde vom 8. Mai 1439 besagt, Adolph von Colditz war Landeshauptmann als Petsche Zedlitz die Landgerichte der Stadt Hirschberg und deren Weichbilde für sage und schreibe 150 Groschen kaufte unter der Bedingung, daß der Verkäufer sie wieder einlösen könne!

Zum Weichbilde Hirschbergs gehörte ja auch Schmiedeberg, das stets um Selbständigkeit rang. 1454 ist niemand anderes Erbherr auf Schmiedeberg als Gotsche Schoff, und er und die Stadt Hirschberg liegen dauernd miteinander im Streite, weil ihr das „Weichbildrecht“ Bier zu brauen, Höckery zu betreiben und Salz zu verkaufen, von keinem Ort so streitig gemacht wurde wie von Schmiedeberg. Diesem konnte es keineswegs gefallen, mit all seinen Eisenerzen und Hammerwerken nur ein Ort im Weichbilde zu sein. Es kam wie es kommen mußte: Die Schmiedeberger brauten ihr Bier selbst, holten ihr Salz nicht von Hirschberg trotz aller Abmachungen, kurzum, sie waren aufsässig. Böhmisches Bier holte man über die nahe Grenze, es war ohnehin besser als das Hirschbergische; dafür führten die Hirschberger im Gegenzug auch schon manchmal fremdes Eisen ein — trotz aller Abmachungen.

So mußte denn auch am 10. Okt. 1454 ein Vergleich geschlossen werden, dort hieß es: „1.) Es soll zu ewigen Zeiten gehalten werden, daß die Bierfuhr nach Böhmen

auf das Schmiedeberg soll abgehn (aufhören).“ Insgesamt wurden 15 Punkte ausgearbeitet. Der Vergleich endete folgender Weise: „... daß diese Punkte stets fest und ewiglich sollen gehalten werden, gelobet HANNIS SCHOFF AUFM KYNAST UND NACHKÖMMLINGE: Benisch der Vogt, die Hammermeister, Bürgermeister und Rathmanne, Geschworene und ganz Gemeine von der Stadt Hirschberg . . .“

1458 wird Georg Podiebrad als König von Böhmen gewählt, ihm versagen die Schlesier die Anerkennung, ringen sich erst Jahre später dazu durch. Doch werden unter seiner Regierung mehrere Raubschlösser zerstört, was nicht zuletzt der Wirtschaft zugute kommt. Er bestätigt erneut auch das sogenannte „Bolkonische Privilegium vom 3. Juni 1348“, den Hirschbergern werden ihre Sonderrechte also nicht geschmälert. Auch führte er nun in Schlesien als Neuerung das Zwölfergericht ein mit dem Landeshauptmann als Vorsitzenden, wozu noch vier Oberrechtssitzer und zwölf Geschworene gehörten. — Aufgrund eines Ausspruches dieses Gerichtes ließ Landeshauptmann Dipprand von Reibnitz am 16. 9. 1463 der Stadt Hirschberg das Recht anerkennen, daß das Dorf GRUNAU in der neuen Mühle unter dem Burglehn gelegen, mahlen müsse — und nicht eine eigene Mühle anlegen dürfe, was in der Absicht der Gebr. von Czirn und Hannos Stumpil lag.

Hier erhoben die Grunauer Dorfsassen energisch Einspruch, weil der Mühlwagen ihr Getreide nicht selbst abhole und ihnen gemahlen wiederbringe . . .

Die Verhandlungen und Zeugenverhöre führte der damalige Hirschberger Bürgermeister Niclas Rüdigersdorf. Von ihm erhielten die Grunauer am 15. Mai 1464 folgenden Bescheid:

Typrand Reybenicz v. Girlachsdorff, Hauptmann zu Schweidnitz-Jauer, urkundet, daß er mit den zwölf Geschwornen, die auf diese Quatuortempora auf der Bank zu Schweidnitz zu Gericht gesessen haben: Hans Meyser, v. Redirn, Hannos Czedelitzcz, Rachelitz genant, Jon v. Redirn von Hartmannsdorff, Lewther Predil, Albrecht Pock von Diecziansdorff, Sigmund Lobrus, Christoff Hocke, Hannos Schindel vom Streyt, Cristoff Reychel von der Peyle, Guntzil Schindil von Böwendorff, Jorge Seckel von Clettendorff und Cuntze Adels-

bach in Sachen des Heyntze Czirn und seiner ungesonderten Brüder und Hans Stumpils wider die Stadt Hirschberg vertreten durch Rickil Ridigersdorf, Andris Poschmann und Michel Sneyder, wegen der Fuhre von der Neumühle unter dem Burglehn bis gegen Grunaw mit Hinzunahme folgender anderer geistlicher und weltlicher Mannen der beiden Aehte des alten und neuen zu Leubus, ferner Jan Schindel Ritter, Heyncze v. Etirswalde, Hannos Beheme v. Seydelitz, Heyncze Coneman v. Seydelicz, Hannos Achtericz von der Seveth, Nickel Betsche, Hoffrichter, Jan von Redirn, Hannos Scheindorff, Nickel Cotwitz, Hannos und Sigmund Hasken v. Molheym für Recht erkannt hat, daß die Czirner und Hannos Stumpil den Beweis nicht erbracht haben, daß die Stadt Hirschberg pflichtig und schuldig sei, ihnen die Fuhre aus der neuen Mühle bis nach Grunaw zu leisten, es sei denn, daß sie bessere Beweismittel beibringen können. Die Einwohner von Grunaw waren nämlich verpflichtet in der Neumühle mahlen zu lassen und behaupteten die Czirner und Hannos Stumpil, daß die Stadt ihrerseits verpflichtet sei, das Getreide mit dem Mühlwagen abzuholen.

So also lautet der Text der von Zeller übersetzten Urkunde.

Als das 15. Jahrhundert sich seinem Ende zuneigt, erschüttert ein großes Unglück Hirschbergs Bürger: am Tag St. Barbara, also am 4. Dezember 1480, stürzt der Turm vom Schildauer Tor ein und erschlägt fünf Personen.

Sieben Jahre später kommt Grunau zu Hirschberg. Im Staatsarchiv zu Breslau waren die Urkunden aufbewahrt, wonach die Stadt von Christoff Schoff vom Kynast und von dessen Bruder Ullrich den Gerechtsame (Anrechte) auf Vorwerke und Gärten vor der Stadt kaufte, desgleichen von Heinze Nodillwitz dessen Rechte auf Grunau, das nunmehr zum Weichbilde der Stadt gehörte. 1472 war der Böhmenkönig Podiebrad verstorben, Wladislaw, Sohn des Polenkönigs Casimir, sollte König von Böhmen werden. Doch die schlesischen Stände versagten ihm die Anerkennung und machten »Mathias« zu ihrem König. Dieser war ein friedliebender Mensch, er verglich sich später mit Wladislaw, der nach Mathias Tod von 1490 bis 1516 Schlesien regierte.

Auch zu dieser Zeit war das Burglehn auf dem Hausberg immer wieder Gegenstand finanzieller Interessen, auf die sich die Regierungen stets gut verstanden. So hatte die Stadt auf königliche Anordnung das Burglehn von Ratmann Nickel Wiese wieder zurückkaufen müssen — der in gewisser Hinsicht nicht zahlungskräftig genug war — damit König Wladislaw 1496 wieder einmal zur Kasse bitten kann: Außer den bereits erbrachten 230 Schock Groschen, samt den 35 Mark königlichen Renten, müssen nun auch noch »70 Schock böhmische Groschen zu des Königs Notdurft« erbracht werden als Besitzer des Burglehns. Angeordnet von »wir Wladislaw von gots gnaden zu Hungern (Ungarn) Behaim (Böhmen) Dalmatien, Croatien u. konig Marggrave zw Mehern (Mähren), Herzo zu Lucemburg, Slezien (Schlesien), Marggrae zw Lausitz«

Steuereinzahlung also vor einigen Jahrhunderten.

Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts bricht eine verheißungsvolle Zeit für Hirschberg und seine Bürger an mit umwälzenden Neuerungen im Wirtschaftsleben, aber auch Poeten und das Geistesleben sind auf einem hohen Stand.

Der ein ganzes Jahrhundert andauernde Streit um das Fischen im Bober mit der Herrin von Lomnitz, Magdalene, Witwe des George von Zedlitz und Mutter des Sohnes Wolff, wird endlich beigelegt.

Trotz aller Auseinandersetzungen hat es die Stadt zu allerhand Wohlstand gebracht, ihre Bürger beschäftigen sich mit Ackerbau vor den Toren der Stadt, sind Krämer und Handeltreibende, Salz und Bier, betreiben die verschiedensten Handwerke und eine blühende Tuchmacherei.

Es ist die Zeit des ersten Hirschberger Lobdichters, des 1480 dort geborenen Pankraz Geier (Poncratius Vulturinus). Er schrieb 1504 in lateinischer Sprache seine ersten Gedichte auf Schlesien, Breslau und Hirschberg. Er besuchte die Lateinschule, ging danach nach Padua und besuchte dort die »Hohe Schule«, wurde Augustiner und Einsiedler, kehrte zurück, berufen als Lektor zu Neisse — was soviel wie Prof. der Theologie bedeutete. Auf italienischem Boden schrieb er 1504 das Dichterbuch »Slesia Bresla et totius Silesie«, das eine Schilderung Hirschbergs enthält und viel seiner tiefen Heimatliebe preisgibt:

Ich schwöre bei meinem Boberstrom,
Du Hirschberg bist mehr
als Troja oder Rom.
Geliebte Vaterstadt!
sei tausendmal begrüßt!
Die du mein Trost, mein Schutz,
mein Hoffen bist;
Wie freudig seh ich dich noch jetzt
in deinen Mauern,
Im Kreise der Wälle
vergnügt und sicher dauern.
Du lebst den Tag hindurch
in viel gewünschter Ruh,
Und schließt des Nachts
aus diesem Grund die Tore zu.
Mein Hirschberg!
dieses ist ein vielfach Glück,
Und gleichwohl seh ich auch
auf andere zurück:
Auch deiner Nachbarschaft
gebühret Ruhm und Ehre,
Und sie freut sich,
daß sie dein Lob vermehre.
Da rauscht der Boberstrom
durch Felsen und durch Wälder,
Da murmelt, ja da rauscht er
durch die Wälder,
Die einst so dürr, jetzt eine Pracht, —
Vom Frühling zu einem holden Wesen
gemacht.
Du Hirschberg, du allerliebste Stadt,
An der ganz Schlesien seine Ehre hat.
Ich habe dich mit viel Lust besungen.
Und ist mein schlechtes Lied
auch nicht gelungen,
So wisse, daß ich dich
weit mehr verehren werde,
So lang ein Hauch in mir,
so lang ich auf der Erde.

PADUA, 1504

Von Caspar Lindner, 1741 übersetzt.

An der Ecke Promenade - Schildauer Straße wird 1514 die St. Anne-Kirche erbaut. In einer kleinen Sandsteinplatte war die Jahreszahl eingemeißelt. Der damalige Rektor der Stadtschule, Magister Christoph Schilling, ein überzeugter Calvinist, hat als erster dort gewirkt. Auch die andere unserer kleinen Kirchen, nämlich St. Marien in der Schildauer Vorstadt, einst auf der äußeren Schildauer- und späteren Bahnhofstraße, stammt aus dem gleichen Jahrhundert. Genauer ihre Vorgängerin. Gegenüber dem Egelingschen Hause, einem angesehenen Glockengießer-Meister,



Thema des 3. Bildes: Die von den Piasten ausgesandten Werber fordern zu Landnahme in Schlesien auf. Viele nicht erberechtigte Bauernsöhne folgten dem Ruf und gingen aus Franken, Schwaben und Sachsen nach Schlesien.



Thema des 4. Bildes: Die Ziskatrommel dröhnt. Ziska hatte vor seinem Tod befohlen, daß seine Haut gegerbt und auf eine Trommel gespannt werden sollte. Es ist also die Stimme eines Toten, die weiterhin ruft und antreibt. Der Bauer schreit wie das Vieh, kein Kaiser, kein Landesherr hört ihn.

erbaute man 1589 ein kleines Kirchlein »zu unserer lieben Frauen«, diesem hat die Hirschberger Rats- und Gelehrtenfamilie Tielsch die große Summe von 1000 Thalern zum »ewigen Gedächtnis« vermacht.

Beiden Kirchlein waren nur kurze friedliche Jahre vergönnt: im Dreißigjährigen Krieg, 1634, als ein furchtbarer Brand in der Stadt wütete und auch die schon recht

bebauten Vorstädte einäscherte, wurde St. Anna fast und St. Marien total zerstört.

Erst 1715 konnte das Kirchlein an der Ecke zur Promenade wieder ausgebessert und 1716 erneut eingeweiht werden. Eine lateinische Inschrift weist darauf hin. Im Türmchen hängt die Seelenglocke, deren Läuten den Bürgern ankündigt, daß ein

Katholik in der Stadt stirbt. 1546 hat der Magistrat am damaligen Wallgraben, unweit der Annakirche, einen Garten von Martin Tielsch gekauft, der als »Communikirchhof« angelegt wurde. Später, als der Friedhof aufgelöst war, wurde auf diesem Grundstück die katholische Stadtschule erbaut. Pfarrer Tschuppik durfte einen Teil noch als Pfarrgarten nutzen, ein anderer Teil kam in die Hände des Pferdehändlers Schneider.

Gottesdienst wurde in dieser kleinen Kirche allerdings nur am Tage St. Anna abgehalten.

Die kleine Kirche St. Marien in der Bahnhofstraße, auch heute noch in einem leidlichen Zustand, war 1634 total vernichtet durch den Brand. So wurde dort 1725 am 29. Dezember, an der Stelle, wo der Altar gestanden hatte, ein schlichtes Kreuz aufgestellt. Die Inschrift lautete: »O, Herr Jesu christ, ich bitte Dich durch Dein bitteres Leiden und Sterben, vornehmlich, da Deine heilige Seele aus Deinem Leibe geschieden ist, erbarme Dich meiner Seele bei ihrem Ausgange, wie auch allen, die in Todesnöthen liegen, gieb uns die endliche Gnade, damit Dein kostbar Blut an uns nicht verlohren werde. Amen. Vater unser. »Ave Maria.«

1735 wurden die Grundmauern aus daraufliegenden Schutt- und Erdhaufen freigelegt. Denn hier war eine im 30jährigen Krieg aufgeworfene Schanze. Auf der freigelegten Grundmauer wurde dann die heutige Kirche erbaut, deren Baubeginn mit einer feierlichen Prozession am 15. November 1737 begangen wurde. Auch hier fanden Gottesdienste nur an Marienfesten statt. Ob dieser Brauch auch heute noch so ausgeübt wird, ist nicht bekannt. Es heißt, daß auch die katholische Elementarschule bereits vor dem großen Stadtbrand vorhanden war. Das Gründungsdatum ist nicht ganz verlässlich, außer daß sie 1549 abbrannte, die Gebäude standen auf dem ehemaligen katholischen Kirchhof. Dort war Andreas Treiber von 1526 — 1536 Lehrer.

Doch der nachfolgende war ein großer, geehrter Mann: Albert Kindler, ab 1536. Zunächst Stadtschreiber, Syndikus und Hofrichter in Hirschberg, dann unter Kaiser Maximilian II und König von Böhmen, dessen Rat und Assessor beim königl. böhmischen Appellgericht, später Kanzler, Landeshauptmann und Landvogt in der

Nieder-Lausitz, wurde als »Kindler von Zackenstein« geadelt und verstarb 1537.

Weitere Namen von Schulmännern dieser Zeit aus Hirschberg sind Sebastian Wolff, Friedrich Tilesius, Christoph Schilling, Paul Knauer, Melchior Freudenberg, Pancratius Hein, Daniel Wanke, Johann Haidorn und Johann Ullmann, Namen, die in Hirschberg auch in der Neuzeit nicht unbekannt waren.

Die Lehrer und Seelsorger der Schule waren in den Jahren von 1524 — 1629 evangelischen Glaubens.

1669 erfolgte eine Anordnung des Kaisers Leopold in Wien (27. 9. 1669), daß die alte Pfarrwohnung nun an das Jesuitenkolleg kommt, da die Seelsorge und der Unterricht ohnehin seit 1654 wieder in den Händen der Jesuiten liegt. Ihnen mußte Anteilsrecht an der städt. Wasserleitung zur Wohnung von Glöckner und Pfarrer eingeräumt werden, obwohl der Magistrat das Patronatsrecht über die kath. Kirche und Schule hatte und damit für Versorgung und Räumlichkeiten sorgen mußte.

Dieser Anordnung des Kaisers in Wien genügte die Stadt mit dem Ankauf eines Hauses in der damaligen Judengasse, später Schulgasse — Schulstraße — genannt, in der Nähe zur Stadtmauer gelegen. In diesem Neubau wurde die deutsche Schule Hirschbergs eingerichtet. Das Jesuiten-Collegium bestand noch bis 1672, in diesem Jahr verließen die Jesuiten Hirschberg; ihre Schule aber blieb als Lateinschule bestehen.

Unsere »Bähschnitte« ist schon sehr alt. Sie spielte schon im 16. Jahrhundert eine große Rolle.

Man schrieb das Jahr 1554, da machte die Kürschnerwitwe Frau Christiane Beate Herzog der Stadt eine bedeutende Stiftung: ein Seelenbad.

Danach sollten am 2. November jeden Jahres die armen Leute aus Hirschberg in dieser Baderei vormittags von 9.00 — 12.00 Uhr frei baden dürfen, Aderlassen und Schröpfen gehörte auch dazu, nachdem vorher in der Kirche Brot verteilt worden ist. Dem ging also eine Art Armengottesdienst voraus. Gestärkt konnten sich die Armen ins Badehaus begeben, die Bader hatten ja damals die Funktion der Ärzte inne, also wurde auch ein Auge auf die Gesundheit der Armen geworfen. Doch nicht genug: die Anstrengung des Bades und der

daraus sich ergebende neue Hunger wurde durch diese hochzerzige Stiftung gestillt: »Nach dem Bade soll eine jede Person eine **Bähschnitte** mit Salz und einem Trunk Bier, wozu ein Achtel zu verwenden, erhalten.«

Nachmittags hatten die Kürschner mit ihren Familien dieselben Freiheiten. Auch die Stadt beteiligte sich an den Kosten. Anstatt der jährlichen Zinsen — die Stadt hatte sich 1554 das Stiftungskapital borgen müssen, um es dem Kaiser in Wien als Beihilfe zum Türkenkrieg zu geben, — gab sie nun jährlich 5 Scheffel Roggen und 4 Reichsthaler (Rthlr.) einschließlich 36 Weißgroschen zu dieser Armenverpflegung dazu. Das ging bis ins 19. Jahrhundert; 1838 hörte das Schröpfen und Aderlassen auf, und ab da wurden nur noch vom Ältesten der Kürschnerzunft Brote an Arme verteilt, so daß 1874 die Armen von den Kürschnern insgesamt Brot für 19 Thaler, 19 Sg. und 6 Pf. erhielten.

Nicht der Magistrat war für soziale Aufgaben zuerst gefragt, sondern es gehörte zum Bürgerstolz dieser Stadt, mit Stiftungen wohlhabender Familien den Armen Hilfen zukommen zu lassen.

Aus Kaufurkunden dieser Zeit geht hervor, daß damals die Burggasse, innere Schildergasse (Schildauer), die innere Langgasse, Priestergasse, Judengasse, die Stockgasse (später Herrenstraße), die Pfortergasse — vermutlich die Pfortengasse, als »Pforte zum Bober« gemeint —, Czakgasse in Richtung Rosenau, der Sand, der Ober- und Unterring schon bekannt waren.

In der Regierungszeit von König Ferdinand I befand sich Hirschberg in guten finanziellen Verhältnissen. 1536 kauft sie von Hans Gottsch auf Kreppelhof Vorwerk und Gut Hartau, und im Januar 1536 von Ernst Schöff Gottsch unterm Kynast zu Neukemnitz, das Gut Wenig in Jannowitz ab und ringt dem Kaiser noch einen Jahrmarkt für den Sonntag vor Martini ab. Dieser wurde erteilt, doch mit der Auflage, daß für alle Jahrmarktreisenden die gleiche Freiheit wie im Königreich Böhmen gilt.

Obwohl das 16. Jahrhundert eines der besten für Hirschberg war, so blieben Unglücke nicht aus: brannte doch am Andreasabend 1538 in der dritten Nachtstunde Kittels Malzhaus und Melchior Tielsch sein Hinterhaus ab. 1539 fand ein gar großer Schneefall statt, dem ein Jahr später eine

entsetzliche Trockenheit folgte, so daß sämtliche Brunnen und die Gebirgsflüsse austrockneten. Bei Strafe wurde der Bürgerschaft untersagt, Wäsche zu waschen und sich selbst zu waschen . . . Diesen Naturkatastrophen folgte eine »große Theuerung«, hinzu kam ein fürchterlicher Sturm, der viele Häuser in Hirschberg und im Weichbilde der Stadt einstürzen ließ.

Heuschrecken über Hirschberg

Donnerstag nach Bartholomäi flogen ganze Scharen von ihnen über die Stadt und ließen sich auf den Feldern nieder, fraßen alles kahl.

». . . Sie kamen von Greiffenberg her, sie sollen durch Pohlen nach Schlesien gezogen seyn. Ihre Menge war so groß, daß sie im Fluge die Sonne verdunkelt, wo sie sich niederließen, wohl dreifach gegessen, auch eine Viertel Elle dick, alles Gras und Getreide verzehrt haben sollen. Ihre Menge und Größe war ungewöhnlich, Unwissenheit und Aberglaube fanden sonderbare Zeichen, sogar arabische und hebräische und das Wort: cave (hüte dich) an einigen. Ihre Köpfe waren mit festen Sturmhauben bedeckt, mit langen Fühlhörnern bewaffnet. Sie zogen nach der Lausitz weiter . . .«

Kurz nach den Heuschrecken zog Herzog Moritz von Sachsen mit seinen Leuten durch Hirschberg mit 18 schweren Wagen. Er kam dem Kaiser gegen die Türken zuhülfe.

1544 ließ dieser Kaiser durch seine Kommissare alles Silberzeug aus den Hirschberger Kirchen nehmen. Geld brauchte er für seinen Feldzug gegen die Türken.

Jede Stadt mußte beim Verzeichnis der Fürstentümer beim königlichen Amt in Jauer die Zahl seiner Wirte angeben: Hirschberg lag mit 436 an 3. Stelle hinter Schweidnitz mit 3195 und Löwenberg mit 512.

Außerdem ist 1545 ein gewisser Hieronimus Nürnberger »ehebruchshalber gefänglich eingezogen, und Montags nach Marie Himmelfahrt, mit dem Schwerdt gerichtet« worden.

Bei dem vorher schon erwähnten Brand von 1538, 1546 und dem nun 1549 noch hinzugekommenen, ausgelöst durch die Unvorsichtigkeit zweier Malzknechte und des Bäckers Balthasar Herrmann, zur Miete dort wohnend und zum Baden weggegangen. Eine alte Löwenbergische Chronik

vermerkt darüber, »es sei nicht soviel Holz übriggeblieben, sodaß man davon ein Gericht Fische hätte sieden können.«

Man richtete ein Denkmal an dem Thomanschen Eckhause der Kirchgasse, wo im Hinterhaus das Malzhaus gestanden hatte, Haus Nr. 40, auf dessen Eingang 2 Köpfe und 1 Kugel angebracht waren. Darin eine Schrift mit folgendem Vers: »Siehe was allhier die Kugel weist / im Jahr und Tag es alles heißt. / Groß Feuer war hier angelegt, Zeugt Bildnis zweyer Mälzer-Knecht / In dreyen Stunden die gantze Stadt / in Aschen niedergeleget ward / Mit Kirchen, Schulen, Rath- und Zeughaus / nur stehen blieb das Pulver-Haus.« Im Krahnnschen Hause, Kirchgasse - Schildauer Gasse, Nr. 66, ist ein Täfelchen mit diesen Worten angebracht: ANNO 1549 IN VIGILIA CANTATE COMBUSTA EST TOTA CIVITAS.

Bei diesen Feuersbrünsten hatten sich einige Kinder aus der Stadt bis hinaus nach Schwarzbach verlaufen, ihrer nahm sich Wenzel Schafgotsch vom Kynast sehr lieblich an. Ihm gehörte Schwarzbach. Er speiste sie und ließ sie am Sonntag Cantate vor die Stadt führen, damit sie ihre Eltern fänden.

(Im Laufe der Jahrhunderte wird der Name Schafgotsch immer wieder anders geschrieben, es handelt sich aber um die gleiche Familie).

Es ist lohnend, einen Blick in jene Liste zu werfen, was den Hirschbergern an Hilfe zuteil wurde nach diesem Brandunglück:

An Lebensmitteln:

Von Jauer: 7,4 Malter Korn, 2 Säcke mit Fleisch und Käse, ein Wagen mit Korn und Erbsen.

Von Striegau: 7 Wagen mit Korn, nochmals noch mehr Getreide.

Von Löwenberg: 2 Wagen mit Brot und Korn.

Von Schönau: 1 Wagen mit Brot und Korn.

Von Lehn (Lähn): 1 Wagen mit Brot und Korn.

Von Goldberg: 3 Wagen mit Brot, Fleisch, Käse, Salz, Speck und Leinenzeug, wozu auch Neukirch etwas gegeben.

Von Herzog Friedrich III zu Liegnitz: zwei geschlachtete Ochsen.

Von Schmiedeberg: Getreide, Brot und Bier (wieviel ist nicht bestimmt).

**Von Greiffenberg, Friedeberg und Lieben-
thal:** Korn und Brot.

**Von Johann Schramm, Bürger und Rath-
mann zu Hainau:** 1 Malter Korn.

**Von Valentin Rodestock, Bürger und Rath-
mann zu Grünberg:** Ein Viertel Oland
Wein.

Fast alle Städte bis hin zur Lausitz spendeten Geld. Kaiser Ferdinand I. zur **Erbauung der Kirche:** Silberwerk für 146 Thaler und 8 Gr., an Golde für 130 Thaler und 5 Gr.

Als Hirschberg dann 1550 geschätzt wurde, hatte es ein Gesamtvermögen, worin das der Bürger, der Bauernschaft und Unternehmern mit berücksichtigt war, von insgesamt 18.435 Thalern, Grundstücke mitgerechnet.

Diese Schätzung war erfolgt, die Summe festzustellen, um zur Aussöhnung mit der kaiserlichen Gnade zu kommen!

Was war geschehen, was hatte Hirschberg sich zu Schulden kommen lassen? Nun, das große Brandunglück hatte die Stadt genötigt, im gleichen Jahr fremdes Bier herbeikommen zu lassen, nämlich im August 116 Faß Schweidnitzer, 16 Faß Jauersches und 4 Faß Grätzisches Bier, und auch einigen Bürgern die Erlaubnis erteilt, fremdes Bier einzuführen und auszuschenken!

Trotz der elenden Lage der Stadt mußte diese nun zur Aussöhnung mit dem Kaiser ein ansehnliches Strafgeld hinterlegen, zusammen mit anderen Städten, die gleichermaßen gestündigt hatten. Zu diesem Zwecke wurden die Schätzungen durchgeführt. Hirschberg hatte an den Kaiser 30.500 Floren, Ungar. zu zahlen, was etwa einer Summe von 2415 Thalern gleichgekommen ist. Eine ungeheure Summe für eine abgebrannte Stadt.

Doch bevor wir zu der Schrift des Pfarrers Balthasar Tilesius, genannt Tilisch, und seinem Diakon Matthias Klösel kommen, die beide beim Magistrat einreichten, um der Lasterhaftigkeit Einhalt zu gebieten (1572), da wäre der 1584 wieder aufgebaute Burgturm zu erwähnen und vor allem einer der größten Söhne der Stadt Hirschberg: Joachim Girnth, Weber und Schuhmacher, der das Schleierweben nach Hirschberg brachte und damit das ganze Wirtschaftsleben veränderte.

Bevor der Girnth-Schuster die Kunst des Schleierwebens in Hirschberg einführte, ist noch ein Blick auf den Vorabend der Reformation notwendig, hängt doch die ange-

ordnete Aussöhnung mit dem Kaiser für ein ansehnliches Stück Geld ganz eng damit zusammen.

Wie sah es damals aus?

Der Katholizismus hatte mehrere starke Säulen: Das Zisterzienserkloster Grüssau, und am anderen Ende des Gebirges das Kloster der Benediktinerinnen in Liebenthal, nicht zu vergessen die Zisterzienser-Probstei in Bad Warmbrunn, besetzt mit vier Ordensmännern aus Grüssau. Ritter Schoff Gotsch hatte aus Freude über die Geburt eines Sohnes die Probstei 1403 gestiftet, dazu den frommen Männern noch als Einkünfte eine Warmbrunner Mineralquelle zugestanden, das Patronat über die dortige Kirche und noch die Güter Vogtsdorf und Heroldisdorf (Herischdorf).

In der Zeit vor der Reformation bordete das Leben vielfach über mit Üppigkeit genauso wie mit Sittenlosigkeit, immer neue Tafel- und Kleiderverordnungen wurden notwendig, Raubritter, auch im Hirschberger Tal, hatten gute Zeiten, so daß sich der Breslauer Bischof Johann von Turzo trotz großem Gefolge nicht in diese Gegenden wagte. Im Volk und bei den Ständen wuchs Unzufriedenheit und Abneigung gleichermaßen gegen die Auswüchse bei der Geistlichkeit. Unkeuschheit, Spielfreude und Trunksucht griff auch in den Klöstern um sich, Pfarrer mit gar magerem Einkommen besserten dieses ausgerechnet mit Schankwirtschaft auf. Nicht weniger eigenartig war der neue Priesterstand der Altaristen. Wohlhabende Bürger sicherten sich durch Stiftungen von Altären zu einem bestimmten Heiligen und daran abgehaltenen Messen ihr späteres Seelenheil. Die Bischöfe kassierten hier kräftig mit und bestimmten ihrerseits wieder ihnen genehme angehende Priester „zum Altaristen dieses oder jenes Altars nach ihrem Gutdünken“. Da diese Seelenstiftungen in der Regel nur für die Einrichtung des Altars und für den Bischof ausreichten, wurden Städte mit Zwang genötigt, für den Altaristen an diesem oder jenem Altar aufzukommen. Diese waren auch keineswegs zimperlich, wenn es darum ging, ihre Gelder und Zinsen einzutreiben. Auch Hirschberg hatte seinen „Altaristen“: 1553 meldete sich ein Kantor Sylvester Haugk aus Neisse beim Hirschberger Bürgermeister Tillich, um dort den Altarzins für seinen Sohn anzumahnen. Dieser studierte in Krakau, doch nach einem bi-

schöflichen Schreiben, ausgestellt vom Sekretär Kautsch des Breslauer Bischofs, war dem jungen Haugk „ein Altar in der Kapelle der hl. Maria Magdalena zu Liegnitz“ zugesprochen worden, für den der Rat von Hirschberg jährlich 3 Thaler zu zahlen hatte.

1558 meldete sich der Altarist selbst, um den Zins einzutreiben, forderte Rückständiges an, und schließlich kassiert dieses ein Beichtvater aus dem Jungfrauenkloster Liebenthal, ein gewisser Laurentius Jenisch. Von ihm liegen Quittungen auf vier Jahre vor.

Die Menschen jener Zeit waren von einem starken religiösen Verlangen getrieben, deshalb nahmen die Stiftungen für Altäre und Messen, die Gründung von heiligen Bruderschaften als Versicherung für das spätere Seelenheil zu. Bereits 1508 gründete sich in Hirschberg eine Annenbruderschaft. Manche Leute versicherten ihr Seelenheil gleich durch mehrere heilige Bruderschaften. Der „Ablaßbetrieb“ feierte Triumphe. Aufgrund eines Erlasses von Bischof Wenzel aus Breslau war es bei Androhung großer Strafen und nicht zuletzt der Exkommunikation verboten, sich öffentlich oder heimlich über den katholischen Glauben auszulassen, Kritik zu üben. Ablaßprediger waren landauf, landab unterwegs, die Menschen einzuschüchtern und zu schröpfen. Ein gewisser Tetzl trieb im nahen Gebhardsdorf im Isergebirge sein Unwesen. Es hieß: Wer sich den Ablaß verdienen will, der soll in gutem Vorsatz und Reue seiner Sünden in die Kirche gehen und sein Gebet sprechen mit Andacht und sein Almosen geben auf die Tafel — oder das Säcklein.

Die reichlich fließenden Ablaßgelder wurden dann vom Kaiser zum Türkenkrieg, zum Warenkauf der Fürsten und Bischöfe verwandt — bis diese ganze Unredlichkeit auch dem Volk und den Geprellten nicht mehr verborgen blieb.

Einem Donnerschlag gleich schlug da am 31. Oktober 1517 der Augustinermönch Martin Luther seine 95 Thesen an die Tür der Schloßkirche zu Wittenberg. Dieser Schall drang natürlich auch nach Hirschberg und ins Riesengebirge. Er wettete entschieden gegen Ablaß und Bruderschaften, gegen Mißbrauch des kirchlichen Bannes. Der erste im Hirschberger Umfeld, der sich Luthers Lehren zu eigen machte, war Frei-

herr Georg von Zedlitz auf Neukirch bei Schönau. Die Stadt Hirschberg berief 1524 als ersten lutherischen Prediger Georg Langnickel aus Goldberg.

Gleichzeitig aber wirkte an der St. Annenkirche Pastor M. Christoph Schilling, ein überzeugter Calvinist. Das wiederum ärgerte den lutherischen Pastor Balthasar Tilesius, der dann 1566 die Ausweisung des Calvinisten Schilling aus Frankenstein durchsetzte.

Pfarrer Tilesius, um das Seelenheil der Hirschberger mehr als besorgt, setzte in jenen Jahren auch eine harte Polizeiverordnung durch: „Wer nicht die Predigt besucht und bei Läutung der großen Glocke am Sonntagmorgen noch in Schenkhäusern oder vor der Stadt auf dem Kirchhofe oder anderen dergleichen Stellen spazieren geht, soll mit Haften oder Geldstrafe gestraft werden.“

Auch die bislang katholischen Herrn von Schaffgotsch stehen der neuen lutherischen Lehre nicht ablehnend gegenüber. Schon 1520 haben Hermsdorf und Schreiberhau lutherische Geistliche. 1522 schließen sich die Einwohner von Bad Warmbrunn und Herischdorf der Reformation an, 1552 verkündet dort ein Hirschberger, Pankraz Weißig, erstmals lutherische Lehren. Es ist bezeichnend, daß zu dieser Zeit die Schaffgottsches die Warmbrunner Zisterzienserprobstei verpfändet haben, sie auf den lutherischen Pfarrer samt der Bäderverwaltung übertrugen.

Der Warmbrunner Pastor Weißig und alle seine Nachfolger nannten sich daher „pastor thermomonsis“, d. i. ein „Badepastor“. Die Bestellungsurkunde aus dem Jahr 1568 gibt dem jeweiligen Pastor auf, dem Bad „auf das allerbeste vorzustehen, die Schlüssel und Stunden aufzuteilen, auch auf Erforderung der Badegäste auf alle mögliche Weise zu unterstützen, in allem fleißige Aufsicht zu halten, damit es allenthalben fein ordentlich, recht und wohl zugehe, auch das Bad fein reinlich gehalten, Zorn, Zank und Hader so viel als möglich verhütet, dagegen aber Lieb, Fried und Einigkeit zwischen den Herren und Frauen Badegästen erhalten und unterhalten möge werden. Dafür er denn zu seiner Ergötzlichkeit und besser Aufhaltung, weil reditus (Einkünfte) sonsten schwach, die Honoria (Gebühren) zu gewarten.“

Wie ernst die „Badepastoren“ ihre Auf-

gabe nahmen geht aus einem Brief des Leib-Medikus am kursächsischen Hof, Dr. Paulus Lutherus (einem Sohn Martin Luthers) hervor, geschrieben am 15. Jan. 1569, worin er das Bad Warmbrunn dringendst empfiehlt. Er hatte es zuvor mit seinem Herrn Herzog Hans von Küstrin aufgesucht. — Die Ansprüche mögen allerdings nicht sehr hoch gewesen sein, denn der Hirschberger Arzt Dr. Kaspar Schwenckfeldt bemerkt dazu 1608 über das Warme Bad — „die fallen wie die Gänse übereinander . . .“

Nach diesem Umweg über die Verhältnisse vor der Reformation im Riesengebirge ist es leichter zu verstehen, warum die schlesischen Städte, vor allem auch Hirschberg, sich durch Zahlung einer hohen Geldbuße die Gunst des Kaisers zurückzukaufen mußten.

1546 war in Deutschland der Religionskrieg entbrannt, wo Luther mit dem Glaubensmißbrauch ein Ende machen wollte. Dazu wurde in Thüringen der *Schmalkaldische Bund* am 27. 2. 1531 von protestantischen Fürsten und Städten geschlossen unter der Führung von Kurfürst „Johann dem Beständigen“ und Landgraf Philipp von Hessen“ zur Verteidigung des prot. Glaubens gegen Karl V. Fast alle antihabsburgischen Kräfte in Europa schlossen sich an. Der Bund zerfiel im Schmalkaldischen Krieg von 1546/47, mit Unterstützung von Papst Paul III. und des Herzogs Moritz von Sachsen konnte Karl V. die Religionsauseinandersetzung für sich entscheiden; bei der Schlacht am Mühlberge an der Elbe errang er den entscheidenden Sieg. Er versuchte, die prot. Stände und Städte sich zu unterwerfen und die Religionseinheit im katholischen Glauben wieder herzustellen.

Die Stadt Hirschberg hatte versucht, in diesem Krieg neutral zu bleiben, hatte daher dem Kaiser keine Hilfe im Krieg zuteil werden lassen, obgleich er sie verlangt hatte. Auch war die Stadt dem Schmalkaldischen Bund nicht beigetreten, hatte aber mit diesem sympathisiert. Deshalb wurden die Fürstentümer angeklagt und mußten mit zwei Magistratspersonen nach Prag, vor das höchste Gericht beordert, um Rechenschaft über das Betragen der Städte abzulegen. Hauptpunkt war die „unterlassene Hülfe“; worauf der Kaiser 1546 die Bürgermeister der angeklagten Städte absetzte. Der Hirschberger hieß Sebastian



Hirschberger Bilderchronik — Thema des 5. Bildes: Hirschberg wehrt den Hussitensturm ab. 1427. Die Stadt hilft sich selbst. Ein Obermeister mit seinen Altgesellen, daneben noch ein Meister mit seinen beiden Gesellen. Es kommt keiner hinaus. Die Artillerie mußte die Stellung wechseln. Die Korporale fluchen.

Fiedler und bedeutete einen großen Verlust für die Stadt. Wahrscheinlich war er der Bruder des städt. Marstallers Simon Fiedler, der 1548 zusammen mit dem Salzmesser Paul die städt. Lehnperde zur Musterung nach Jauer führte und auch 16 Stück Geschütze vor dem städt. Weinkeller aufstellen ließ, um sich, einschließlich der Geldab-



Thema des 6. Bildes: Hirschberg als Weichbildstadt um 1500. Marktrect, Waagrecht, Weinkelterrecht — eine Stadt baut auf. Die erste Blütezeit Hirschbergs beginnt.

wertung, dem Kaiser gefällig zu erweisen. Nichts hat es genützt, und ungeachtet des vorherigen riesigen Stadtbrandes, wo Hirschberg auf die Hilfe der Umgebung angewiesen war, mußte bis 1550 die hohe Geldstrafe von ungefähr 2405 Thalern aufbringen. Sehr gnädig war der Kaiser jedenfalls nicht.

Unter den Stadtnachrichten dieser Zeit wurde der Burgturm neu aufgebaut und in Straupitz eine Mühle angelegt. Am 28. August 1588 verirrte sich ein altes Weib aus dem Seelenhause und ertrank im Brunnen hinter Wenzel Schöns Hause (Thomasches Hinterhaus z. Priestergasse). Am 7. Febr. 1589 gar mußten aus jeder Zunft 10 Mann nach Kemnitz gehen, um die Bauern, die sich gegen ihren Herrn empört hatten, „zu Paaren zu treiben, gefangen zu nehmen.“ Aber dieser Fang soll nicht ergiebig genug gewesen sein. Bei der Walkmühle fiel ein Weib am 23. Aug. die Stiegen hinunter und ertrank, am 19. Nov. um 4 Uhr in der Nacht ist ein Fleischerknecht ermordet worden, und den 28. Dez. sogar ein gewisser Balthasar Berner in der Niedermühle unters Rad gekommen und sein Leben verloren.

Am 15. Sept. 1590 ist um Hirschberg ein starkes Erdbeben gewesen, und die drei Diebe, die 1590 im Hirschberger Rathaus eingebrochen sind, wurden am 17. April „in Gesellschaft“ gehangen.

Das Merkwürdigste aber dürften die verabschiedeten Statuten, also Grundgesetze der Stadt Hirschberg gewesen sein, deren erste Niederschriften aus den Jahren 1534 stammten, 1572 auf Betreiben der Geistlichkeit vermehrt wurden und nun 1592 im Rath nochmals erneuert, beschlossen und öffentlich bekanntgemacht wurden: Waren sie auch kein Muster der Ordnung und Gesetzgebung, doch aber ein Versuch, alles aufs Beste einzurichten, Ruhe und Ordnung zu halten, keinem Unrecht geschehen zu lassen.

Aus Hist.-Topogr. Beschreibung der Stadt Hirschberg in Schlesien von John. Daniel Hensel, 1797 Hirschberg bey Wolfgang Pittschiller und Comp.

Hier einige Punkte aus den Statuten:

- 1.) **Gotteslästerer:** Da Gotteslästerungen in jetzigen Zeiten sehr im Schwange gehn, und Gottes Zorn gereizt wird, so werden sie verboten, bei Vermeidung Gefängnis oder andere Strafen.
- 5.) **Heimliche Verlobung:** Soll bestraft werden und kraftlos seyn.
- 6.) **Frühkömmlinge:** Ein edler Rat will diejenigen, die ihre Ehrenzeit nicht abwarten können, mit dem Thurm und einer redlichen Geldbuße strafen.
- 10.) **Brautschmuck:** Da sich oft Bräute Kleider borgen, und doch nachmals,

wenn Frau auch unter Jahr und Tag stirbt, der Mann neben den Ehebetten auch noch die Brautkleider fordert: so sollen zu Vermeidung der Irrungen, allezeit die besten Kleider etc. dem Manne bleiben.

- 11.) **Verlobung fremder Personen:** Es soll niemand seine Tochter oder Magd einem Fremden, der nicht auf der Stadt Grund und Boden geboren ist, ohne des Rats-Vorwissen und Erlaubnis ec. versprechen, bei der Strafe der Ungültigkeit des Versprechens, und 10 Schock Geld.
- 12.) **Hochzeit Gesellen:** Die Hochzeitgesellen sollen sich ehrbarlich verhalten, und das Vollsaufen vermeiden, die Jungfrauen züchtiglich und erbarlich zum Tanze holen und zu rechter Zeit heimführen, sich auch nach angesetztter Zeit auch auf dem Markte weder mit noch ohne Saitenspiel, bei Strafe ergreifen lassen. Bei dem Tanz sollen sie nach aller Leichtfertigkeit, Abstossens, Verdrehens und Einlaufens enthalten, den Herrn Bürgermeister jederzeit um den Tanz ersuchen, und ohne Zulassung sich desselben gar nicht unterfangen; alle Winkeltänze außerhalb des Rathauses und des Herrn Bürgermeisters Erlaubnis, dazu doch keine Fackeln, sondern Lichter und Laternen gebraucht werden, sollen gänzlich abgeschafft seyn.
- 13.) **Gassengeschrei:** Alles Jauchzen und Verkleidungen sind verboten; auch soll bei Hochzeiten sich niemand in den Tanz drängen, der nicht zur Hochzeit geladen ist, oder dem nicht ein Hochzeitsgast eine Frau oder Jungfrau anbietet, bei Strafe der Haft und eines halben Schocks.
- 17.) **Verbrechung in Gerichten:** Haarraufen, Messerzeigen und Kannenwürfe ec. sollen mit Haft und Geld bestraft werden.
- 21.) **Rechte Elle und Gewicht:** Falsches Maas ist bei Haft und ein Schock verboten; um Geld spielen oder wetten bei einem halben Schock. Das Kegelschieben soll ganz abgeschafft und bestraft werden.
- 24.) **Beschickung vom Rath:** Wer bei dem Rath jemanden verklagen will, muß es einen Tag zuvor bei dem Bürgermeister melden.

- 26.) **Vormundschaft:** Die Vormünder sollen Mündelgeld nicht ohne Wissen des Raths ausleihen, und sich am Ende der Vormundschaft gerichtlich quittieren lassen.
- 29.) **Brunnen:** Sie sollen (auch bis Pfingsten) gebessert, und künftig bauständig erhalten werden.
- 32.) **Spät Baden:** Man soll Sommer und Winter eine Stunde vor Abends baden, hernach nicht bei 1 Schock Strafe. Auch sollen die Badebüthen an gefährlichen Orten — (Man muß damals häufig in Büthen zu Hause gebadet und die Büthen oder Wannen vielleicht bei Ställen ec. stehn gehabt haben — vermutet Hensel) — und auch das Spät Baden, abgeschafft werden.
- 39.) **Unchristlicher Wucher:** ist verboten. Wucherer finden keine Hilfe beim Rath.
- 40.) **Handwerker und Tagelöhner:** sollen niemandem übersetzen, und vom Morgen bis an den Abend arbeiten, den guten Montag abstellen, und ohne des Raths Wissen sich nicht auf andere Güter zur Arbeit begeben...
Auch wer den Rath nicht will willigen lassen, austräte oder gar befehdete, verliert das Bürgerrecht.
- 42.) **Schuld in Böhmen:** In Böhmen soll Niemand Schulden machen, ohne des Raths Vorwissen, bei Verlust des Bürgerrechts; wer schon darüber verklagt ist, muß bald Richtigkeit machen.
- 45.) Mälzer Eid
- 47.) Brauer Eid
- 48.) **Bäcker und Fleischer:** Sollen immer gutes Brod und frisches Fleisch haben, und Niemand übersetzen; aber auch gegen das Eintragen fremden Brodtes und Fleisches geschützt werden.
- 49.) **Tuchmacher:** Sollen nicht zum Schaden der Tuchscherer selbst scheren, bei 1 Schock Strafe und Verlust eines Schocks. Die Leineweber sollen nicht leinenes und wollenes untereinander wirken.
- 51.) **Schneider:** Man soll nicht bei Dorfschneidern arbeiten lassen: doch sollen die Stadtschneider auch nicht verheuern.
- 59.) **Brau Loos:** Man soll die Loose nehmen, wie sie kommen; ists aber einem ungelegen: so kann er mit einem andern tauschen; aber binnen 8 Tagen.

So hatten sich die Ratsleute der Stadt redlich gemüht, nichts zu unterlassen, was der Stadt dient. Denn so ganz lammfromm scheint die Bürgerschaft nicht immer gewesen sein, überhaupt jene aus dem sogenannten Weichbilde, also aus den Vorstädten und Dörfern. 1593 muß Joachim Schumann, Bergmeister und Oberaufseher des Grunauer Gold- und Silberbergwerks den Magistrat zu Hirschberg „notfalls um gerichtliche Hilfe“ bitten, da einige der Grunauer Bergleute ungehorsam seien.

Bis ins 16. Jahrhundert war die Tuchmacherei, etwas Leinweberei und das Wirken von Borten in Hirschberg angesiedelt. Im 16. Jahrhundert kommt die Schleierweberei dazu.

Der um 1470 in Hirschberg geborene Schumacher Joachim Girnth war der erste Schleierweber. Wann er diese feine Handwerkskunst einführte, ist umstritten. An der angegebenen Jahreszahl 1598 zweifeln sowohl Magister Zeller und der Chronist Johann Daniel Hensel, eher schon wäre die Jahreszahl 1498 in Betracht zu ziehen. Der junge Girnth-Schuster, der in seiner Vaterstadt Bürger und Meister war, verbrachte lange Wanderjahre als Schuhmacher in Holland, wo er aber gleichzeitig die Möglichkeit hatte, das Verfertigen der feinen Schleier zu sehen. Um diese Kunst zu erlernen — weil die Leute in Holland damit gute Geschäfte machen — geht der Schuster aus Hirschberg bei einem Schleierweber zu Harleben (Haarlem) 5 Jahre lang in die Lehre. Bevor er wieder zurück in seine Heimat geht, läßt er sich von einem holländischen Tischler ein kleines hölzernes „Gezehe“, einen Schleierwebstuhl, als Modell bauen und in seinem Elternhaus am Markt nach diesem winzigen Vorbild einen großen Webstuhl bauen, fängt dort mit Hilfe eines Leinwebers mit dem Schleierweben an. Die erste Webe „dicken Schleiers“ ward also in seines Vaters und später ihm gehörenden Haus gewebt, am Markt, dem ehemaligen Kahlschen, später Thomannschen Haus Nr. 34, im Erker der Wohnstube.

Dieser Versuch der ersten Schleierwebe muß gut geraten sein; denn Girnth verkaufte sie an eine angesehene Person nach Breslau. Sie soll danach nach Wien gelangt sein, wohin auch später die in Hirschberg verfertigten dicken Schleier zum Verkauf gelangten. Der Girnth-Schuster muß ein praktisch rechnender Mensch gewesen sein, denn er

lehrte dann als erstes seinen beiden Schwestern Martha und Elisabeth das Schleierweben, aber nur unter der Bedingung, daß sie ihm sieben Jahre lang nur für Kost und Bekleidung arbeiten mußten. Das scheint eine sehr harte Angelegenheit gewesen zu sein, doch muß man dabei bedenken, daß der Schumacher Girnth selbst auch viele Jahre in Holland diese Kunst erlernte. Danach aber hat sich das Schleierweben schnell eingebürgert; eigenartiger Weise wurden diese zunächst noch „dicken“ Schleier, etwa wie ganz feine Leinwand oder Leinenbatist, als „Jauersche Leinwand“ ausgeführt, vermutlich, weil sie dort zugerichtet wurde, und da es in Jauer zunächst noch mehr Leinwandbleichen als in Hirschberg gab. Die sogenannten dicken Schleier unterscheiden sich von der feinen Leinwand dadurch, daß der Faden weicher und nicht so dicht gewebt ist. Diese Schleierweberei wurde bis in die Jahre 1622, ja 1624 fortgesetzt, wo dann die ersten dünnen Schleier versucht wurden.

Auf die Entwicklung der Schleierweberei im Lauf der nächsten Jahrhunderte wird noch einzugehen sein.

Doch sei auf ein Ereignis hingewiesen, über das sich nachdenken läßt: der kleine Girnth-Schuster hatte sehr früh begriffen, was das Schleierweben für seine Vaterstadt auf dem Weltmarkt bedeuten könnte. Er hat es erkannt und gehandelt. Fast 100 Jahre später wurde ein Hirschberger Bürgermeister wegen des Schleierleinsens geadelt: Gottfried George Joseph Flade, der 1676 auf eigene Kosten eine Reise nach Holland unternommen hatte, um die Ausfuhr der Hirschberger Schleier dahin zu befördern. 1682 tat er deshalb noch größere Reisen, nochmals nach Holland, die spanischen Niederlande, Frankreich und „Engelland“, um den Wert und die Güte der besten Manufacturen genau kennenzulernen und bei uns die nötigen Einrichtungen zu schaffen. Das brachte ihm die Ehre des Böhmisches Ritterstandes (am 9. Juli 1685) mit dem Namen Ehrenschild ein; daher nannte sich auch sein Sohn „Flade von Ehrenschild“, der Hirschberger Ratmann war.

Der Girnth-Schuster aber, der auch für sein Geld nach Holland gereist war, um die neue Webkunst zu studieren, den hat keiner geadelt. Vielleicht lebte er ein Jahrhundert zu früh.

1698 machte der geldbedürftige Kaiser

sogar eine Auflage, daß für Pertücken, Gold, Silber, Spitzen, Fontangen und schoppichte Hauben eine Erlaubnis notwendig sei, sie tragen zu dürfen. Jährlich seien 3 Floren 30 Kronen dafür zu zahlen. Nur vier in Hirschberg leisteten sich das: Die Frau von Ehrenschild, Bürgermeistersgattin, und die drei anderen, die noch zu nennen sind.

Die Religionsstreitigkeiten sind im vollen Gange, bald zur Auslösung des 30jährigen Krieges führend, unter dem die Bürger der Stadt wieder viel zu leiden haben.

Zwei Jahre zuvor aber, 1816, wird ein Teil der Einwohnerschaft wieder von einem großen Brand heimgesucht. Seine Ursache zählt zu den Hirschbergischen Merkwürdigkeiten. Anlaß war ein sogenanntes Bienenfeuer. Denn am 30. Mai jenes Jahrs um drei Uhr nachmittags ging in Kunnersdorf der Gärtner Hans Rülke mit dem „Feuertopfe“ zu seinen Bienen. Doch herrschte ein starker Wind, der dem Rülke in den Feuertopf fuhr und das darin befindliche Feuer auf dessen Haus zuführte, es entzündete. Innerhalb einer halben Stunde sprang es vom Wind getrieben von Haus zu Haus, eine halbe Meile weit bis hin zur Rosenau, zur Vorstadt vor dem Burgtor und zur Sechsstätte. In Kunnersdorf brannten 68 Giebel und Gebäude mit 30 Feuerstätten und Wohnhäusern, 15 Scheunen und 11 Schuppen, dazu noch 12 Ställe und anderes. Es ist erstaunlich, wie groß Kunnersdorf schon vor dem 30jährigen Krieg war. Auf der Rosenau brannten wegen Rülkes Bienen 8 Wohnungen und drei Scheunen, vor dem Burgtore und in den Sechsstätten aber zusammen 85 Häuser, 41 volle Scheunen, 4 Schuppen und Ställe; zusammen brannten 209 Giebel. In dem Brand kam nicht nur Vieh, sondern auch der 79 Jahre alte Matthäus Enge und eine alte Frau auf der Rosenau um. Dabei Getreide, Flachs und Heu. Auch die Stadt war in Gefahr, denn auch ein „Rundel“ am Burgtor hatte schon Feuer gefangen.

Der folgende Sommer war sehr trocken und die Getreidepreise sehr hoch. Vom Magistrat zu Goldberg mußte sich die Stadt das Bolkosche Privilegium wegen des Weinkellers, des Waagehauses, der Kramkammern und der Scherkammern vom Jahre 1363 neu bestätigen lassen. Aus Crakau (Krakau) kam im gleichen Jahr eine wenig



Hirschberger Bilderchronik — Thema des 7. Bildes (links): Joachim Girth führt die holländische Schleierweberei in Hirschberg ein. Münzenschlagen. Bergbau im Hirschberger Umland. — Thema des 8. Bildes (rechts): 30jähriger Krieg. 12. November 1640 — Tillys Scharen vor der Stadt. Die Stadt ist nicht zu halten. Zusammen mit der schwedischen Besatzung verlassen die Bürger mit Weib und Kind und wenig geretteter Habe die ausgeplünderte Stadt.

gute Nachricht: drei junge Hirschberger Stadtkinder, nämlich Laurantius Flader, Jakob und Christoph Ladske, zwei Brüder, hatten Falschmünzerei betrieben und wurden deshalb „in Crakau mit dem Schwerdt gerichtet und verbrannt“.

Zur gleichen Zeit war es üblich, daß der Rat an Markttagen einen Hut am Markt aushing. Das bedeutete, daß kein auswärti-

ger Getreideaufkäufer zum Wiederverkauf auf dem Hirschberger Markt einkaufen dürfe, bis nicht Einwohner selbst eingekauft hätten. War das geschehen, so wurde der Hut weggenommen. Mehr als 6 Taler kostete ein Scheffel Roggen, Hafer die Hälfte.

Zur gleichen Zeit erlangte ein 26jähriger Lomnitzer als „berüchtigter schlesischer

Gebürgsprophet“, ein 1590 dort geborener Hanns Rischmann, viel Aufsehen. Ob er nur ein religiöser Schwärmer, mit dem Teufel im Bunde oder eine Art Narr war, ist nicht geklärt; ebensowenig, weshalb seine Prophezeihungen wahr wurden wie der Stillstand des Zackens. Wahrscheinlich hatte er das in den schlesischen Gebirgen nicht selten vorkommende „zweite Gesicht“.

Geboren ist er wohl als Hanns oder auch George Rischer, später wird nur noch von Hanns Rischmann berichtet, der als Häusler zu Glausnitz — eine halbe Meile von Lomnitz entfernt — lebte. Schon im Alter von 27 Jahren soll er gar wunderbar geworden sein; er begann stumm zu werden und gebrauchte seine Stimme nur noch bei Prophezeihungen, dann aber hat er stark und männlich gesprochen, obwohl doch sonst eher schwach und weiblich. Zum Voraussagen begab er sich gewöhnlich auf den Prudelberg bei Stonsdorf und ließ „etliche hohle und starke Laute“ hören, worauf das Volk zusammenströmte, ihm zuzuhören. Meist lag er auf den Steinklippen des Prudelberges und machte zu seinen Reden noch allerhand unverständliche Bewegungen.

Seine erste Prophezeihung erregte großes Aufsehen, darüber ist folgende Druckschrift verfaßt worden:

Wahrhaftiger Bericht, was sich nemlich Anno 1630 den 9. Aug. gegen Abend um 7 Uhr zu Stonsdorf auf dem Prudelberge nicht weit von Schmiedeberg, seithalb Hirschberg gelegen, mit Hanns (oder George) Rischern, einem Hausgenossen zu Glausnitz wohnhaftig, so weder schreiben noch lesen können, auch schon 9 Wochen stumm gewesen, ohngefähr 40 Jahr seines Alters, begeben. Gedruckt zu Brieg, (in Quarto“).

Der Verfasser dieser Schrift, Dan. Pr. (wie er unterzeichnete), schreibt was er gesehen und gehört hatte, mit demüthiger und gläubiger Seele nieder, und erzählt umständlich folgendes:

Den 6. ten Aug. (1630) reisste er (Dan. Pr.) nebst einem Freunde von Brieg ab, um seine Freunde in Friedeberg am Queiss zu besuchen, und kam den 9. ten nach Kupferberg wo er des Regens wegen ein wenig verweilte, und daselbst, wie auch nachher vom Pfarrer zu Lomnitz erfuhr, daß in der Gegend ein Mann, namens Hans Rischer vorgehanden sey, den der Geist über Stock und

Stein, über Berg und Thal, über Wasser, auf hohe Berge und Thürme, in verschlossene Kirchen und Sacristeien führe, — doch ohne alle Verletzungen seines Leibes; der auch den Hirschbergern zum öfteren verkündige, was ihnen begegnen würde, und bereits 13 Jahre lag manch seltsam Ding prophezeit habe. Auch sollten ihn schon einmal die in Hirschberg liegenden Soldaten im Gefängnisse gehabt haben, und Willens gewesen seyn, ihn umzubringen, welches sie aber nicht zu tun vermochten. Als dies Dan. Pr. hörte, bat er Gott, wo es demselben gefällig, ihm aber selig wäre, ihn doch denselben Mann sehen zu lassen. Hierauf ging er mit seinen Gefährten von Lomnitz nach Stonsdorf, sah dort auf der Spitze des Prudelberges, bei dem der Weg vorbeiführt, einen sonderbaren Mann, den sein Gefährte anfangs für einen Soldaten von Hirschberg hielt, und sich vor der Ausplünderung fürchtete, bis ein Mann in der Nähe, der eben Haber mähte, ihnen sagte, es könne vielleicht Rischer seyn. Da sie indessen ins Dorf gingen und nach dem Wirthshaus fragten, erhob sich ein Geheul auf dem Berge, und noch zweimal, und die Leute aus dem Dorf liefen. . .

Mit der gleichen altväterlichen Umständlichkeit berichtet der Reisende aus Brieg wie er Rischern oben in einer Steinkluft angetroffen und sich zu seinem Kopf gestellt habe. Darauf sei dieser ganz blaß geworden, er lag auf dem Rücken und habe den Leuten schon gepredigt. Doch plötzlich lief Rischerns Bauch an wie eine Pauke, als ob Schlangen oder Maulwürfe darin wären, dann muß ihn der Geist von innen angehoben haben, denn plötzlich seien Trompetentöne und solche wie Paukenschläge aus seinem Munde gekommen, dem folgte in starkem Mannstone:

„warlich, warlich, ich der Geist sage euch, so von Anno 1617 aus diesem Menschen geredet, was zuvor gesprochen und prophezeit worden und deretwegen der arme stumme Mensch, aus welchem ich rede, um eures Unglaubens willen aber stumm bleiben muß bis alles geschieht. Nach Erfüllung all dessen wird er wieder wie ein anderer Mensch reden. Obwohl ihn manche für einen Zauberer oder Schwarzkünstler halten, sollt ihr doch endlich erfahren, und mit eurem Schaden und Verderb innewerden, wie Gott wegen des Unglaubens strafen wird.

Es sind 4 Thiere auf Erden, so den Acker des Herrn zerstöret, zerwühlt und verwüstet.

Das erste ist der Bär, das andere ein Wolf, das dritte ein wildes Schwein, das vierte die Füchse

(Hierauf wird vom Berichterstatter angemerkt, es scheint eine schlecht geratene Kopie des Propheten Daniel seyn zu sollen).

Es werden auch von allen vier Orten der Welt, als Morgen, Abend, Mittag und Mitternacht, in Deutschland, Hungarn, Polen, Böhmen und Mären kommen, Türken, Tartaren, Spanier und Franzosen, und andere Völker, die Länder ganz und gar verwüsten.

Darauf hat der Prophet aus Lomnitz zu den Zuhörenden gerufen: „Betet, liebe Leute, betet, Gott wird die Leute, welche so gräulich sacramentieren und fluchen, mit dem Donner niederschlagen, und die sonderlich strafen, die den Catechismus verfälschet. Danach hätte der Geist in ihm angefangen zu singen, zu orgeln, eine fremde Sprache benutzt wie am Altar, also Latein vermutlich, doch immer mit den Worten Rabias, Madias und Sablias, dabei habe er mit der Hand gezeiget, wie man die Köpfe abschlagen würde. Und das Geschrei der Türken und Tartaren hätte er auch von innen heraus nachgemacht.

1633 machte Rischert für Hirschberg allerhand Prophezeihungen, daß die Stadt abbrennen, aber von Kaiserlichen angesteckt worden sei, daß das Rathaus versinken werde, und daß der Zacken nicht vorwärts, sondern anderthalb Stunden rückwärts laufen werde. Am Schluß soll er in die Worte ausgebrochen sein:

„O Polenland, o Polenland, du schwarzes Loch! Aus dir wird großes Unheil entstehen. Schlesien du wirst das mit der Zeit zu genüssen haben, und du Schweidnitz und Jauer wirst müssen die Häuser aussaufen von dem bösen Bitterbier, das du Breslau bräuen wirst.“ Er wies auf die Unruhe im Volke hin, daß kein Hof und kein Schloß sicher sey, und eine allgemeine Plünderung entstehen würde. Ärger als im Kriege. Auch die lutherische Stadtkirche, die Gnadenkirche, hat er vorausgesagt.

Auch vom Kynast propheite Rischmann, daß er angezündt und ganz zu Asche verbrennen würde.

1675 schlug der Blitz in den Turm von

Burg Kynast ein und vernichtete sie ganz und gar. Nur der Hungerturm und einige Außenmauern sind bis heute noch aus diesem Jahr erhalten. Auch dersogenannte Stillstand des Zackens wird fast in jedem Jahrhundert einmal erwähnt. Wahrscheinlich ist er geologisch mit dieser Erscheinung erklärbar, doch den Menschen jener Zeit zwischen Aberglauben und Glauben hin- und hergerissen, mußte das Furcht einjagen. Daß Prophet Rischmann oder „der Rischert“ aus Lomnitz in die Reihen religiöser Schwärmer gehört und sich vielleicht zu ahnende Kriegswirren und Ereignisse dafür zunutze machte, scheint ein Tatbestand zu sein.

Gewiß nicht zu Unrecht ist vermutet worden, er hätte sich darauf verstanden „aus dem Bauche zu reden. . .“, wobei der Brand der Burg Kynast soch eine echte Voraussage war.

Bevor jenes schlimme Jahrhundert begann, in welchem sich drei Jahrzehnte lang ein Krieg über das Land wälzen sollte, hatte Kaiser Rudolph II der Stadt Hirschberg noch einen Wappenbrief erteilt, dessen Reste allerdings erst 1640, nach der Belagerung der Stadt, zerrissen neben dem Rathaus gefunden wurde.

Er soll im Jahr 1599 geschrieben worden sein, jenem Jahr, wo am 13. April ein furchtbarer Sturm 5 Scheunen auf einmal bei den Boberbrücken weggerissen hat, so daß keine „Saule“ mehr stehenblieb und wo sich am 7. Oktober ein Weib aus Lomnitz, die Schenkin, mit einem Messer erstach. Das passierte just in der kleinen Kirche auf der Schildauer Straße. Weshalb man doch von Glück reden konnte, daß davor, am 13. September, ein Blitz in die Schatzkammer des Rathauses einschlug — aber ohne ein Feuer zu entzünden.

Aus jenem Jahr also, vor der Jahrhundertwende, ist der erteilte Wappenbrief von Kaiser Rudolph II. Als er gefunden wurde, war die untere Hälfte schräg nach oben weggerissen, der Rest etwas verunreinigt, es war November. Ein Brief, auf Pergament geschrieben; der aufgefundene Rest war noch 3,5 Ellen breit, 11/16 Ellen hoch, neben der Schrift noch viele Randverzierungen. Auch soll der Brief für jene Zeiten besonders schön geschrieben worden sein, mit Fraktur in der oberen Reihe, mit goldenen Anfangsbuchstaben, während alle anderen Zeilen in schöner Canzleischrift und nicht

mit Currentschrift abgefaßt waren. Die Anfangsbuchstaben der Hauptwörter hatten feine goldene Striche mittendurch (von oben nach unten) und die größeren schwarzen Buchstaben sogar goldene Ränder . . .

Diese goldverzierte Herrlichkeit des aus welchen Gründen auch immer nochmals erteilten Wappenbriefes kostete die so ausgezeichnete Stadt natürlich einiges, was der Kaiser zum Kriegführen brauchte . . .

Der Brief auf Pergament ist 29 Zeilen lang, hier die wichtigsten Ausführungen, unser schönes Stadtwappen betreffend:

- 1) Wir Rudolph der Ander von Gottes Gnaden Erwehler Römischer Kaiser... (unvollständig)
- 5) Daß uns die Erbsamen (ehrsamen) unserer liebe getreue Bürgermeister und Rathmanne, sambt der gantzen Gemein unnsrer Stadt Hirschberg in Unterthänigkeit gebeten haben
- 6) gedenken sie eines Stadt Wappens und Siegels zu Irer unnd gemainer Stadt nothdurft und zierdt unser Wachs gebraucht
- 8) ...wir dann gnedigst angesehn solich underthänigst bitt auch wargenomben und betrachtet haben —
- 11) Es sey im Wappen ein schremberweise vom untern linkhen bis obern Rechten Eckh abgetheilter Schildt, das vordertheil weiß —
- 12) und ob demselben erscheint die gestalt eines recht aufgerichteten Hirschen seiner natürlichen Farben. (Vermutl. stand hier noch: im Munde ein Blatt).
- 13) Klee haltend. Auf dem Schild ein Stechhelm zu beiden seitten mit blau und weißer Helmbdegk.
- 14) ein halber unnd zum Sprung gerichteter Hirsch, dem obenbeschriebenen sunst allermassen gleich (restl. Zeile zerstört)
- 15) Silber der Rechten oder aber unnd linkhen undertheil blau oder lasurfarb. Das Wappen mit einer Krone
- 16) Helm vermehrt unnd verbessert. Immassen solche Clainot (Kleinod) der Verbesserung inmitten.
- 28) Mit unseren Kaiserlichen anhangenden Insignien gegeben nach Christi Geburt im Ain Tausend fünfthundert unnd Neunundneunzigsten Jahre.

Dieser unvollständig erhaltene Brief besagt, daß Kaiser Rudolph II unser Hirsch-

berger Wappen nicht neu gegeben hat, sondern daß es die Stadt ja hatte (s. Stadtgründung aus wilder Wurzel) und es sich eben vermutlich aus des kaiserlichen Geldmangels wegen neu bestätigen lassen mußte. Das Wappen durfte die alten Farben behalten, auch die Hirsche, das Kleeblatt im Äser, nur daß der Kaiser 1599 dieses alte Wappen noch mit einer Krone auf dem Helm versah, was dann „Kleinod“ genannt wurde. Mit diesem kaiserlichen Akt endet für unsere Stadt jenes Jahrhundert, daß durch die eingeführte Schleierweberei einen guten Grundstock für die Wohlhabenheit der Bürger legte. Niemand ahnte zu dieser Zeit, daß der 30jährige Krieg dieser Entwicklung rasch ein Ende bereiten würde, wenn man von den frühen Prophezeiungen des Lomnitzer Hanns Rischmann ab- sieht.

Man schreibt das Jahr 1618, der lange Krieg hat begonnen. Schon am 7. September mußte die Stadt 17 Soldaten, davon 5 zu Roß und 12 zu Fuß stellen. Als angenehme Begleiterscheinung des Krieges, ganz am Anfang, war das Getreide billig. Für einen guten Taler gab es einen Scheffel Roggen, nur den Lein mußte man pro Scheffel noch mit 8 Talern bezahlen. Das nachfolgende Jahr verschonte die Stadt, doch schon 1620 hatten die Bürger viel durch die Kroaten, obwohl doch kaiserliche Untertanen, zu leiden. Sie plünderten und übten alle Greuel eines schrecklichen Krieges aus, worunter Lähn am meisten zu leiden hatte. Entweder hieben sie die Menschen nieder, oder „schmäuchten sie in Backöfen“, schonten weder die Mädchen, noch Weiber, noch der Schwangeren, Wöchnerin oder Kinder, Alles, was sie nicht fortbringen konnten, verdarben sie oder warfen es in „Mistpfitzen“. Das nächste Übel war das Geld, was der Kaiser nun wieder brauchte. Ganze 7 Millionen, die er dem Kurfürsten Johann George von Sachsen zahlen mußte, zur Bezwingung der rebellischen kaiserlichen Untertanen. Während Schweidnitz ganze 36.944 Taler zahlen mußte, waren es für Hirschberg nur 6510 Taler. Aber das war ja auch erst der Anfang, und bislang noch keine Einquartierungen und Brandschatzungen dabei.

Inzwischen regierte Kaiser Ferdinand II und auch er verstand es meisterhaft, anderen wie auch unserer Stadt schon vorhande-

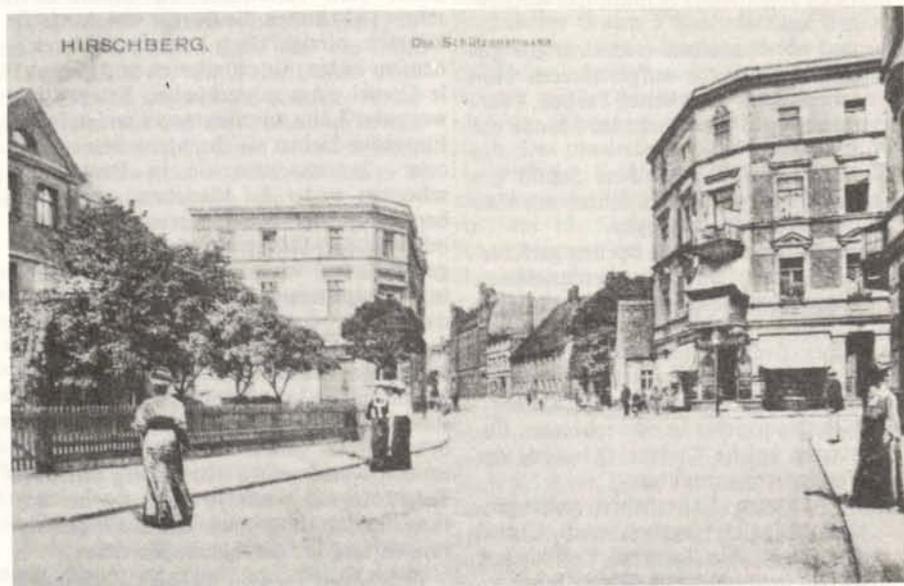
ne Privilegien erneut zu bestätigen — und sich bezahlen zu lassen.

1622 wurde die Bevölkerung in und um Hirschberg in Angst und Schrecken versetzt, denn kurz vor Advent näherten sich **10000 Kosaken** der Stadt. Alles, was sich aus der Umgebung in die Stadt retten konnte, Adlige, Wohlhabende und Arme, floh hinter die wehrhaften Mauern, ja es sollen sogar 100—150 Menschen in einem Zimmer gewesen sein. Zum Glück aber waren genügend Lebensmittelvorräte vorhanden. Bald waren die Kosaken vor der Stadt, Zeller schreibt über die Bevölkerung: „sie wehrten sich mit Gebet, Weib und Kind.“ In der Nachbarschaft hatten die Kosaken schrecklich gewütet, verwundet und gemordet, so daß in Berbisdorf 60 Personen ums Leben kamen. Sie zerschlugen den Hausrat, verbrannten den Rest, schändeten als Weibspersonen, deren sie habhaft wurden, schonen weder 8jährige Mädchen noch alte Weiber, sogar sollen ihrer 10 oder noch mehrere ein 14jähriges Mädchen gemißhandelt haben.

Dazu läßt sich nur bemerken in Erinnerung an das Jahr 1945: wie sich die Kriege ähneln. — Die ins Gebirge geflüchteten

Menschen spürten sie mit Hunden auf, mißhandelten und töteten sie. Später wurde zum Andenken an diese Toten auf dem Stadtkirchhof eine Grabschrift mit den Namen der umgebrachten Hirschberger Bürger aufgestellt. Am 22. Nov. zogen die Kosaken ab, ließen die Stadt aber nur deshalb ungeschoren, weil ein mutiger Bürger freiwillig einen Zweikampf angeboten hatte, wonach der Sieger die Stadt erhalten sollte.

Das Geld verlor seinen Wert; 1624 fiel der Dukaten auf 10 Thaler, der Harte Thaler auf 6 Thaler, so ging es weiter, bis der Kaiser sich einmischte. Doch besserte sich nichts. 1625 überzog die Pest die Stadt Hirschberg, 506 Personen starben daran. Wahrscheinlich wurde es dadurch notwendig, daß die Stadt 1626 mit der Herrschaft zu Herisdorf (Herischdorf) einen Vergleich wegen einiger aufsässiger Spittleute schließen mußte. Denn bei der wütenden Pest mußten die Totengräber bei guter Laune gehalten werden, so wurde ihr Lohn erneut festgesetzt, daß sie, so lange sie dienten, z. B. für Anzieln und in den Sarg legen solcher Leichen mehr als sonst bekamen; für die Anlegung eines besonderen Grabens bekamen sie mehr als einen Thaler, „für fort-



Das alte Hirschberg: die Schützenstraße. — Diese Aufnahme dürfte um die Jahrhundertwende entstanden sein.

legen oder anschmieden⁴⁴, vermutlich wahnsinniger Personen, oder losmachen derselben, nun jedesmal mehr als sonst. 1627 lagerten die Truppen von Oberst Franz Albrecht aus dem Regiment des Fürsten von Sachsen in der Stadt. Sie hatten viele Kranke bei sich, bei denen sich die Bürger häufig ansteckten und starben. Sie blieben 32 Wochen und saugten die Stadt aus. Nicht anders waren die kaiserlichen Truppen 1629, die dann gleich noch die evangelischen Prediger und Schullehrer Hirschbergs absetzten, was sich auch auf die evangelischen Rathmänner Valentin Süßenbach und George Tilesius erstreckte. 14 Wochen traktierten sie die Stadt, des Hauptmanns Hunden im Haus des Melchior Tielisch soll es besser gegangen sein, als den Menschen. Weil der Schleierhandel durch die Kriessunruhen sehr Schaden genommen hatte, zogen einige Weber ringsum in die Dörfer. Für eine Zeit waren sie dort sicherer vor den Soldaten und den Religionsverfolgungen in der Stadt. Das mußte dem Hirschberger Schleierhandel großen Schaden zufügen, der dann 1630 durch ein besonderes Privilegium des nunmehrigen Kaisers Ferdinand III geregelt wurde. Jener eigenartige Erlaß, der nur „catholischen Inwohnern der Stadt“ das Verführen der Schleier gestattet . . . Ein langer Text einer in Regensburg gegebenen Urkunde, „besiegelt mit unserem anhängenden Kriegs-Secret-Siegel, der geben ist in der Stadt Regensburg, den dreißigsten Monatstag Septembris nach Christi Geburt im Sechzehnten Hundert und Dreyzigsten unserer Reiche Jahre.

*Ferdinand Ad mandatum Sac. Regia
Majestatis proprium.*

Nun, die Zeit hat gezeigt, daß sich der Schleierhandel nicht aufhalten ließ, weder in den Dörfern im Weichbilde der Stadt, noch in evangelischen Weberstübchen, sondern daß er im ganzen Riesengebirge heimisch wurde, wenn auch mit Hirschberg als Mittelpunkt.

1632 wird die Stadt von Chursächsischen Reitern unter Oberst Weißbach heimgesucht, die recht lange blieben und sich's wohl gehen ließen. Gleichzeitig aber wütete eine Art von Pest, die bis 1634 anhielt, und die allein 1633 über 500 Personen dahingerafft hatte, von der die Einquartierten erst vertrieben wurden. Leider kamen sie später nochmals für 10 Wochen wieder, manche

mußten 20—30 Soldaten beherbergen und beköstigen, und dann auch noch mit Geld ausstatten. Die Befehlshaber „wußten sich vom Rathe, durch harte Drohungen, Lebensmittel und besonders Wein zu erzwingen . . .“. Die armen Weinschenken mußten darob Schulden machen, die dann von der ganzen Bürgerschaft bezahlt wurden: 3000 Reichsthaler. Als die ungebetenen Gäste endlich aus Hirschberg abzogen, nahmen sie Musketen, Kanonen mit Lafetten und die besten Kutschen und Pferde mit. Nur die Mühlpferde ließen sie da. Zum Dank hatten sie im Langgassenturm Pulver und Lunten zurückgelassen, die dann Zacharias Hülse, ein Bäcker und Rathmann, behutsam, aber in großer Gefahr in Sicherheit brachte. Am 18. Juli des gleichen Jahres kam der kaiserliche Oberst Spaar mit vielen Soldaten in die Stadt, nachdem diese zuvor fürchterlich in den Vorstädten geplündert hatten.

Er kam auf kaiserlichen Befehl die Stadt zu strafen, weil sie im vorhergehenden Jahr die Sachsen eingelassen hatte. Dafür forderte Oberst Spaar 40000 Reichsthaler Geld — oder den Kopf von Rathmann Preusse.

Zur Kriegsnot für die schrecklich mitgenommene Stadt kam erneut die Pest, oder doch eine ähnliche Krankheit. Die Angesteckten sollen plötzlich ganz rot ausgesehen und wie Betrunkene gewesen sein. Danach fielen sie tot um. Aus falsch verstandenem Glaubenseifer halfen die evangelischen Geistlichen noch nach, da sie einen Bet-Buß- und Fasttag ausriefen, und daß die Kommunion ohne die sonst übliche Privatbeichte gehalten werde. Dadurch kamen so viele Menschen eng zusammen, daß sich auch die Gesunden noch ansteckten. Hier starben in der Stadt allein 2600 Personen, die Rathmänner Rudolph und Pankraz Ruffer und der Diakon Hicke waren unter den Toten. 60 unbegrabene Leichen fanden auf dem heiligen Geist-Kirchhof keinen Platz mehr. Trotzdem überfielen Plünderer, Äxte schwingend, und vom Schildauer Tor hereinkommend, die Bürgerschaft, beraubten Rathaus, Kirchen und Sakristei und sogar die Toten in ihren Särgen. Beschwerden bei Hauptmann Tschernick, vor den Toren der Stadt, nützten nichts. Im Gegenteil, die Stadt sollte für kranke Soldaten Quartiere stellen — oder zahlen. Nur um die Kranken und damit eine neue Pest

nicht aufnehmen zu müssen, versuchte man das Geld aufzubringen, holte es jede Woche von Landeshut, wo vermutlich die Hauptkasse war. Gleich darauf kamen Soldaten der „Salve Garde“ in die Stadt und brachten erneut die Pest mit. Einquartiert bei Jerimias Reiber starb bald dessen ganze Familie. Danach zogen sie um ins „Bertermannsche Wirtshaus“, schlugen und erschlugen, was im Weg war. Zu allem Übel fehlte auch Wallenstein nicht in dieser Runde der Drangsalierungen: auf seinen Befehl mußten sofort alle metallnen Stücke, Glocken, Mörser, seinen Abgeordneten ausgehändigt werden. Weil das Abgegebene wohl zu wenig war, nahmen diese noch mit Gewalt 3 metallne Stücke von den Rädern. General Wallenstein stand zu Friedland an der böhmisch-sächsischen Grenze, ein Teil seiner Armee vor Strehlen. Laufend mußte die Stadt Boten stellen oder einquartieren. Hirschberg war das von Wallenstein ausgesuchte günstige Botenquartier. Jedem mußte täglich zusätzlich ein halber und bei Nacht noch ein Thaler gegeben werden; wegen der Unsicherheit gingen aber stets zwei Boten zusammen, was die Stadt ein furchtbares Geld kostete. Die Bitte, die Posten einmal in einen anderen Ort zu verlegen, wurde von dem harten und strengen Wallenstein zurückgewiesen. Gleich darauf kam der gefürchtete Oberst Spaar, verlangte Nachtquartiere und 20 Pferde Vorspann. Seine Leute kamen von Görlitz, hatten dort furchtbar geplündert und stellten die Beute auf dem Markt aus. Hirschberger Bürger mußten diese bewachen. Gleichzeitig lagerte ein Hauptmann Jalonsky bei Fischbach und forderte nebenher noch Artilleriewagen, Pferde, Geschirre und Knechte, und als der abzog, kam auf Hirschbergs Bürger noch einmal Schreckliches zu, als sich Neujahr 1634 Generalfeldmarschall-Lieutnant Graf Hieronymus Colloredo mit seinen Soldaten in Hirschbergs Weichbild einnistet. Geld, Brot, Bier und Fleisch in großen Mengen muß den Markettendern geliefert werden. Und als die Vorräte zu Ende waren, wurde die Stadt am 12. Juli von 200 Reitern überfallen, die von morgens bis abends plünderten, eine ganze Woche durch, Menschen und Vieh niedermachten, auch in den Vorstädten und benachbarten Dörfern.

Man versuchte, ihnen freiwillig etwas zu geben, um Ruhe zu haben, doch am Mor-

gen des 19. Juli 1634 kamen auf drei Straßen 2000 Mann auf die Stadt zu, nahmen alles, was noch zu finden war und stellten Leitern an den Stadtmauern hoch, vor dem Langgassentor, um die Stadt zu ersteigen. Alle Bürger aus dem Umland waren, sofern noch am Leben, in die Stadt geflüchtet, und die hatten die Tore verschlossen zu halten und auf Rat des Landeshauptmanns für eine „Salve Garde“ zu sorgen. Die bedrängten Hirschberger hatten den vor der Stadt lagernden Grafen Colloredo um eine solche ersucht, einen Boten gesandt. Dieser kam nie an, die Belagerer begannen mit Musketen zu schießen, der Kampf begann. Außerhalb der Stadt zündeten sie viele Häuser an, auch das Hospital vor dem Burgtor und binnen drei Stunden war die ganze Stadt in Asche gelegt. Ein ebenso großer Brand wie 1549. Die Feinde forderten nun die Bürger auf, die Tore zu öffnen, sich zu ergeben, sonst „würden sie sich mit Schändung und Niederhaun, auch des Kindes im Mutterleib nicht verschonen.“ Die Hirschberger Bürger aber, die außer Ehre und Leben nichts mehr zu verlieren hatten, gaben als Antwort, sie wollen lieber bis zum letzten Blutstropfen kämpfen. Der Bürgermeister hatte sich auf ein Rundel begeben und wollte wissen, auf welchen Befehl sie eine königliche Stadt zugrunde richteten? — Doch da sich die Stadt durch noch mehr Androhung von Grausamkeiten nicht einschüchtern ließ, zogen sie ab und zündeten aber noch eine Ziegelscheune an.

Inzwischen hatte der General Hilfe geschickt: 2 Kompanien Dragoner und 60 Kürassiere. Zu spät, nur 15 von den Mordbrennern konnten in den Vorstädten gefangen und gerichtet werden.

Schaden und Elend in der Stadt ist nicht zu beschreiben. Neben fast allen Häusern war auch das Rathaus eingäschert und damit alle Registraturen, Akten und öffentliche Bücher verbrannt. Um das Feuer konnte sich niemand kümmern, da jeder in der Stadt zur Verteidigung gebraucht wurde. Aller Vorrat, alles Handwerkszeug war in Rauch aufgegangen. Die Menschen lebten in Kellern und Gewölben — da nahte neues Unglück: ein Trupp Schweden. Sie holten die kaiserliche Garde ab, die nur noch aus 2 Mann bestand. Von weiteren Drangsalierungen der Bürger ließen die Schweden erst ab nach einer Zahlung von 200 Thalern.

Und noch immer waren die Leiden der Stadt nicht zu Ende.

Die Hungersnot wuchs ins Unermeßliche. Dennoch mußten immer wieder für die Soldaten Verpflegungsgelder herangeschafft werden, versucht, die Häuser wieder aufzubauen. Ein Brett kostete nun 7—8 Kreuzer, die zuvor nur für 5 Gröschel zu bekommen waren. Maurer und Zimmerleute waren nicht mehr zu bezahlen und dazu kam erneut eine ansteckende Krankheit, der nun wieder zwei angesehene Rathmänner, Friedrich Kühn und Friedrich Pohl, zum Opfer fielen.

1635 begann nicht besser. Jetzt mußte die Stadt Hirschberg der Garnison auf dem Kynast und den anderen Truppen wöchentlich eine Summe von 350 Reichthalern geben. Diese neue Plage ergab sich aus der Dummheit mancher Stadtbewohner, die wohlhabend, Dörfern große Geldsummen angeboten hatten und sich gar prächtig kleideten mit Silberwerk und anderen Kostbarkeiten. Das war beobachtet worden und das Vermögen der Stadt danach eingeschätzt. Es war betrüblich, daß die Landbewohner, die doch innerhalb der Stadtmauern geflüchtet waren, nun nicht aus Dankbarkeit Mitleid mit der Stadt hatten. Verdankten sie ihr doch ihr Leben.

1636 kamen preußische Truppen von Löwenberg und Bunzlau her. Sie wollten nicht nur Geld und ließen sich gut bewirten, sie forderten Geschenke: Leinwand und Schleier. Ihnen folgten Schottländer und machten es genau so, ein gewisser Oberst Buttler, der hindurch nach Böhmen zog, nahm zusätzlich auch noch die letzten Pferde und Wagen mit. Die Leinen- und Schleierlager, versteckt in den Katakomben unter den Markthäusern, waren leer. In umgekehrter Richtung zogen wenig später polnische Truppen aus Böhmen vorbei, ihre Einquartierung konnte auch nur mit großen Geschenken verhindert werden. Dafür mußte Kunnersdorf mit den Vorstädten daran glauben. Als neue Verhängung kam der Befehl, die Stadtkirche wieder an die Katholischen abzutreten.

1637 wurde es noch schlimmer: die Kontributionen fingen wieder an. Die abgebrannte Stadt wurde dennoch in die ehrenwerte 1. Klasse eingereiht, obgleich im gleichen Jahr 110 Brandstellen zu beseitigen waren. Als vom Landtag in die 1. Klasse

eingeteilt, hatte Hirschberg wöchentlich für die Verpflegung des Maronzinischen Generalstabes wöchentlich 200 Floren, für das Annabergsche Regiment 93 Floren und für das spanische Regiment 34 Floren aufzubringen! Weiter gingen die Plünderungen, ein Oberst Peschwitz wollte sich einquartieren, er wurde mit 1000 Reichthalern abgefunden und so ging es pausenlos weiter. Für wahr, lustig ist das Soldatenleben auf Kosten der Zivilbevölkerung.

Am 31. Mai 1634 wurden die lutherischen Kirchendiener entlassen, katholische eingesetzt, auch die Rathspersonen wurden ausgewechselt, so daß eigentlich alles umsonst gewesen war.

Die Stadt erhielt von den Fürsten und Ständen ganze 1000 schles. Thaler zum Aufbau! Was sollte damit aufgebaut werden?

Burgische Reiter kamen als Plünderer, Schweden folgten, die die Schleier von den Bleichen am Bober raubten. Und danach kamen 600 schwedische Reiter; auch sie konnten nur durch Geld von der Einquartierung abgehalten werden.

Trotz aller dieser Bedrängnisse funktionierte in der Stadt noch eine Art von Polizeiordnung. Denn die „Baudner oder Siebenhäusler“ hatten doch in jenem Jahr vom Magistrat einen Freiheitsbrief erhalten, wo ihnen allerhand Freiheiten und Vorrechte, den Handel betreffend, zugesagt war. Darin heißt es:

Daß Martin Menzel, und Friedrich Glaser, hiesige Bürger, im Namen „der übrigen Baudner und Siebenhäusler“ dem Magistrat angezeigt haben: daß ehemals die Siebenhäusler dazu eingerichtet worden wären, daß die Besitzer derselben in ihren Buden die Stadt mit Lebensmitteln, und anderen zur täglichen Nothdurft erforderlichen Sachen versorgen, und sie öffentlich verkaufen sollten, worüber sie auch ihre eigenen Privilegien hätten. Daher sie auch höher in der Steuer lägen, als andere Häusler. Auch wären sie sonst von der Obrigkeit gegen alle Eingriffe geschützt worden; Jetzt aber, da bei der großen Zerrüttung ihnen ihre Privilegien weggenommen wären, hätten sich andere Personen unterstanden mit Lebensmitteln und anderen Waaren unter den Lauben (Löben) zu handeln, wodurch ihre Nahrung so geschwächt würde, daß sie endlich der Obrigkeit nicht mehr ihre Gebühren würden zahlen können.



Hirschberger Bilderchronik — Thema des 9. Bildes: Der dreißigjährige Krieg. — Der Tod als Gewinner. Der Reichsadler unterm Kreuz fast erschöpft durch den Konfessionskrieg. Landsknechte treiben Flüchtende. Oben ein kaiserlicher Offizier vor einer Bresche in der Stadtmauer. Er rief seinen Leuten zu: „Burschen gewonnen“. Der Stadtleutnant springt herzu und streckt ihn nieder: „noch lange nicht!“. Die Stadt wird gehalten.

Sie bätthen daher um Schutz, und neue Ertheilung anderer Artickel, und Abschaffung anderweitiger Höckerei.“



Thema des 10. Bildes: Die Schleierweiber um 1750. Die Spinnstube. Harte Tagesarbeit, und doch: „wo man spinnet, webet Tag und Nacht, wo man 2 Ellen Ware für einen Kreuzer macht, wo man doch gerne weilet und singet dabei, dort ist die schöne, schöne Weberei“ (altes Weberlied aus Schömburg). Unten: der Vater geht liefern.

Daraufhin erhielten die Siebenhäusler vom Magistrat einige neue Vorschriften, wonach sie immer gute Waaren halten, im-

mer billige Preise machen sollten, und — welche Waare sie verkaufen dürften.

Unter diesen privilegierten Waren waren auch solche Kleinigkeiten wie Brummeisen und „Schnellkulligen“ (eine Art von kleinen Schippelkugeln aus Ton für Kinder). Auch Peikert, eine Art von wenig guten Messern kam zu diesem Sortiment. Und der Chronist merkt an, daß diese schlechten Messer in Schlesien auch als Knieficke oder als Klösselhengst zu haben sind . . .

Um die Siebenhäusel als Versorgungs-läden für die Bürgerschaft am Leben zu erhalten, wurde die „Höckerei unter den Löben und anderen Häusern bei 10 Schock Weißgroschen und der Verlust der Waaren verboten.“

22. 2. 1638 — Mit den fremden Truppen war es für Hirschberg noch lange nicht vorbei. Gut, die nun ankommenden Schweden, General Banners Leibregiment unter Caspar Bartenstein, plünderten und brandschatzten nicht. Doch auch sie waren nicht billig, hatten sie doch von ihren Generalen den ausdrücklichen Befehl, daß man Bartenstein und seine Leute in die Stadt lassen sollte, und falls sie sich weigert, ernstere Mittel einsetze . . .

Das kostete die Stadt 12 000 Reichsthaler, nachdem außer dem Landesältesten Joachim von Spiller auf Berbisdorf und andere Edelleute des Hirschberger Weichbildes zusammengeholt wurden, um die Sache zu besprechen.

Die Schweden blieben bis Fasnacht 1640, doch muß man ihnen zubilligen, daß der schwedische Hauptmann die Tore, die Stadtmauern und den Zwinger in einen guten Zustand setzen ließ. Sie trauten wohl dem Frieden auch nicht, ließen fürsorglich noch von den in die Stadt geflüchteten Dorfbewohnern um Hirschberg die „Schwedenschanzen“ aufwerfen. Um den schwedischen General Banner in Leitmeritz in Böhmen gnädig zu stimmen, sandte man seiner Gemahlin Geschenke, Leinewand und Schleier, um dadurch das Los der Stadt zu erleichtern — was nicht gelang. Die Schweden hatten nun mal die Oberhand. Nun kam sogleich eine neue Bedrohung von Lähn her, von Burg Lehnhaus, wo Heinrich von Dopack Kommandant war und der Stadt anbot, ihr vollkommene Verzeihung beim Kaiser zu verschaffen, wenn sie die fremden Truppen fortschaffe — und ihn zur Besetzung nehme. Da die Schweden

nie freiwillig gingen, konnte Dopack nicht nach Hirschberg hinein, drohte nun mit Feuer und Schwert. So ließ er denn seinen Obersten Gradetzky in der Sechsstätte und Straupitz plündern und rauben und die Weibspersonen mißhandeln. Das hörte erst nach Zahlung von 600 Reichthalern auf.

Doch immer neues Leid und neue Not kam mit immer neuen Soldaten auf die Stadt und die vor ihr liegenden Dörfer zu. Fast alle bekannten Namen aus dem Geschichtsunterricht im Zusammenhang mit dem 30jährigen Krieg geben sich in Hirschberg ein Stelldichein. Dieses Mal ist es Oberst Münzer von der kaiserlichen Armee, er quartiert sich in der Rosenau, in Kunnersdorf und den Sechsstätten ein, benutzt alle Pässe und Schanzen — und beschießt die Stadt. Worauf der Schwedengeneral Stahlhanns mit einem ansehnlichen Aufgebot anrückt, die Eingeschlossenen herauszuholen. Er bekommt Verstärkung von Oberst Warloffsky, der über neun Regimenter befiehlt, und mit denen er dann teilweise anrückt und auf der Straupitzer Flur lagert. Dem raschen Wechsel zufolge war wohl in Hirschberg auch niemand mehr in der Lage, die einen oder die anderen auseinanderzuhalten. Wie groß das Elend war, ist vorstellbar, doch der Chronist bemerkt, daß dessen Gipfel noch nicht erreicht ist! Denn am 19. Juli 1640 belagert der kaiserliche General Golz Hirschberg. Er war nun Nutzniesser der von den Schweden angelegten Schanzen vor der Stadt, Dorfbewohner mußten gleich noch weitere anlegen und die Beschießung der Stadt geht los. Eine Granate, die durch Samuel Opitzens Dach in die Stube fiel, wog 28 Pfund und hatte 8 Pfund Pulver. Diese Belagerung dauerte zehn Wochen, war die 4. Kaiserliche und überstieg an Elend alles bisher dagewesene. Endlich, am 11. November, kam vermeintliche Hilfe: General Stahlhanns, der Schwede. Er bietet den Hirschbergern an, wer nicht in der Stadt bleiben will, soll binnen drei Stunden sich im schwedischen Lager einfinden; wer aber Lust hätte zu bleiben, dem stünde es frei. Viele gingen mit ihrer restlichen Habe — die ganz Armen blieben zumeist, die „gemeinen Bürger“.

Um den Kaiserlichen keine Chance zu geben, wurde Hirschberg in Brand gesteckt, Türe und Pforten gesprengt und endlich auch alle noch stehenden Häuser geschleift

bis auf den Grund. Nur acht Bürger oder Familien sollen damals dagewesen sein.

Kinder und Habseligkeiten auf dem Rücken, Kranke und Schwache in Schubkarren, wankten die Fliehenden in Richtung Gebirge. Nachdem die Schweden unter General Stahlhanns alles zerstört hatten und abzogen, zogen die Kaiserlichen wieder in die Trümmer ein und brachten auch noch die letzten Lebenden um oder mißhandelten sie schwer. Sie durchhackten Keller und Gewölbe und nahmen noch das mit, was die Schweden übersehen hatten. Alle Mühlen sind zerstört, alle Vorräte weg, sogar Salz fehlt, die Leute salzen mit Schießpulver. Stahlhanns versucht die überlebenden Hirschberger von Kloster Liebenthal aus zu verpflegen. Es ist nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Der kaiserliche General Golz und sein Hauptmann Fitsch übertreffen sich in Unmenschlichkeit, und spätestens hier beginnt man zu ahnen, weshalb Hirschberg später Friedrich dem Großen so zugetan war. 1642 wird auch nicht besser. La Coronische Truppen, wer immer das ist, muß nun nebst dem Lande von Hirschberg zu einem Drittel verpflegt werden. Man sollte die wohlhabenden Bürger wieder zurückholen, damit besser gezahlt werden konnte, denn nun ver-

langte zusätzlich noch der Kommandant von Glogau, Oberster Neuroth, Kontribution und jener vom Kynast ebenfalls. Doch konnte diese Zahlungsforderungen abgeschlagen werden, weil ohnehin dem Kommandanten von Liegnitz wöchentlich 11 Reichsthaler gezahlt werden müssen. Der Kommandant vom Kynast hat kein Glück gehabt, obwohl er doch hoffte, die Hirschberger erpressen zu können, weil dort ihre Stadtbücher und Privilegien gleichsam in Gewahrsam lagen. Die Stadtdörfer versuchten nun, sich von aller Beihilfe frei zu machen, und es gelang kaum, sie zu zwingen. Und die Grunauer, obwohl sie doch vor Jahren in der Stadt Schutz gesucht hatten, mißhandelten jetzt beinahe die Bürger, vor allem vor den Augen der Feinde.

Wieder rückten die Schweden an. Aber hier mußten jetzt nicht nur die Hirschberger, auch die Grunauer, die Straupitzer und die Kunnersdorfer zahlen für Futter und Verpflegung. Von der anderen Seite wiederum rückte Erzherzog Leopold Wilhelm von Österreich mit dem General Piccolomini mit der ganzen Armee auf Hirschberg an. Für die Überlebenden war des Geldgebens kein Ende; es läßt sich überhaupt nicht begreifen, wo es die Bürger hernahmen. Da fordert gleichzeitig der schwedi-



Das alte Hirschberg: Das Riesengebirgs-Vereins-Museum mit dem altschlesischen Bauernhaus.

sche Oberst Graf Thurn, zu Lauban stehend, Kontribution, und wil bei Bezahlung „eine Salve Garde“ geben als Schutz. Es kam nicht dazu, Graf Thurn rückte mit seinen 700 Mann an, quartierte sich auf dem Sand, in Kunnersdorf und rundherum ein, und wollte in die Stadt, dem kaiserlichen Kommandanten vorschlagen, einem Lieutenant Condonk, ein Irrländer, der 48 gallische Dragoner befehligte, solle abziehen. . . Weiter ging das hinlänglich bekannte Gemetzel.

Wie es die restlichen Hirschberger Bewohner dennoch fertig bekamen, so etwas wie ein Gemeindeleben einzurichten, ist nicht zu begreifen. Denn am 26. August 1644, als das vorbeiziehende Wachenheimische Regiment verpflegt werden muß, richten sie für die Stadt eine Garküche ein, „die sonst 6 Reichsthaler Zins gab, und den Salzherren alle Donnerstage ein Brätlein in die Salzkammer“. Die Garküche wurde dem Fleischer George Krause jährlich für 4 Reichsthaler vermietet. Auch konnte sich wieder ein Tuchscherer niederlassen, dessen Bürgerrecht 10 Thaler kostete, und weil die Stadt im September des gleichen Jahres dem Hegewaldschen Regimente 129 Thaler nicht zahlen konnte und sie schuldig blieb, kam deshalb der Stadtsyndikus in Schweidnitzer Arrest.

Keineswegs fein benahmen sich die Sachen damals. 1645 stand ihr Regiment Schleinitz vor der Stadt im Weichbilde, mit der Zahlung von 200 Fl. zur Verpflegung hofften die Stadtväter an der Einquartierung vorbeizukommen. Vier Kompanien wollten in die Stadt, man wies auf die Armut hin. Vergebens. Die Soldaten des sächsischen Regimentes quälten dafür die Bürger, trieben das Geld ein und drohten, Minen zu sprengen. Gleich rückten wieder die Schweden nach, 600 Reiter aus der Armee des Generalleutnants Königsmark, lagernd vor der Stadt. Die Hirschberger Bürgerschaft bestand nur noch aus 30 erwachsenen Männern, ohne Frauen und Kinder. Man bat um Schonung. Trotzdem mußten vier Kompanien unterkommen. Die restlichen Bürger wußten schon nicht mehr, was da für Armeen zu ihnen unterwegs waren. Aber am 4. September des gleichen Jahres kamen vier Regimente zu Pferde unter dem Grafen Kynsky als Vorhut. Das Hauptquartier befand sich bei Bertelsdorf,

die Bitte um Schonung war vergebens. Auch der Hinweis, daß die Kaiserlichen nicht weit seien und es den Bürgern der Schweden wegen wieder erbärmlich gehen würde, nützte nichts. Während der Anwesenheit der Königsmarkschen und der Torstensohnschen Armee hatte die Stadt Hirschberg wieder 1000 Reichsthaler Schulden machen müssen. Es gelingt schon nicht mehr, die einzelnen Besetzer unserer Stadt und ihre Kontributionen zu erfassen. Es ist einfach ungeheuerlich. Bald hat sich das ganze Bild wieder verschoben, die Kaiserlichen waren da. Sie gingen mit den Bürgern so unmenschlich um, allen voran der kaiserliche Kommissarius Nimptsch, Knobelsdorf, Joachim Spiller ebenfalls, verbrannten alles Holz und waren unempfindlich gegen das Lamentieren der Bürger. Hauptmann Domb läßt die Häuser in der Sechstätte und Hartau einreißen und verbrennen.

Endlich — 1648 — ist dieser furchtbare Krieg zu Ende, aber für Hirschberg keineswegs die Einquartierungen mit fremden Soldaten.

Das Friedensfest aber wurde erst am 16. Juli 1650 gefeiert mit Läuten von allen Glocken und Abfeuerung mehrerer Stücke und Musketen.

Im Januar des Jahres mußte man sich in der Stadt gleich wieder mit einem katholischen Geistlichen abfinden und ihm für die Zeit, da er abgesetzt war, zu Quartalsterminen eine Entschädigung von 200 Reichsthalern zahlen.

Doch im Januar 1657 begannen auch jene vertriebenen lutherischen Prediger unter freiem Himmel zu predigen. Der erste war einer von Seidorf, welcher unter dem Finckenberge seine erste Predigt unter freiem Himmel hielt, zu der auch Hirschberger Bürger gekommen waren, die man allerdings nach der Predigt verhörte.

Sehr friedlich waren die Zeiten noch nicht, 1658 gab es für die Stadt eine schlimme Situation, das Leibregiment Schlebusch lag noch immer im Quartier und hatte noch einen Fourier im Kriegsrecht verurteilen und hängen lassen. Dagegen hatten Bürgermeister und Pfarrer Einspruch erhoben und wollten den Kommandanten sprechen. Es gelang nicht, fast wäre es zum Kampf zwischen Soldaten und Bürgern gekommen, als der Bürgermeister dem Scharfrichter be-

fahl, auf sein Geheiß den Gehenkten wenigstens abzunehmen.

Das Wichtigste des gleichen Jahres ist die Gründung einer eigenen Hirschberger Kaufmannsinnung, die aus der bisherigen Vielhandwerkerzunft hervorging. Mit dieser Gründung beginnt wiederum ein Kapitel großer Wirtschaftsgeschichte der Stadt, von Bürgerfleiß und Bürgerstolz und der großen Kraft, diese Stadt nach dem 30jährigen Elend des Krieges wieder neu aufzubauen, Geist und Kunst mit der Wirtschaft zum Blühen zu bringen.

Nach soviel Krieg und Elend in einem Jahrhundert tut es not, sich mit einem Lächeln zu verabschieden. Wie gesagt, der stets geldbedürftige Kaiser kassierte so etwas wie eine Schönheits- oder Putzsteuer.

Es wurde schon darauf hingewiesen, und es sind nur vier Damen in der Stadt, die sich das leisten können: Die bereits erwähnte Frau Postbeförderer Knapp, die Frau Kaufmann Pohl und nicht zu vergessen die Jungfer Körnerin! Nun, der König bekam nicht sehr viel für einen neuen Krieg. Diese Abgabe der schönen Frauen brachte ihm nur 93 Fl. ein und 45 Kronen. Es heißt, daß Perücken und Spitzen gar gern getragen wurden, aber Gold und Silber, darum riß sich niemand. Jedenfalls nicht zu dieser Zeit.

Während sich diese vier Hirschberger Damen schmückten, rebellierten 1699 die Straupitzer Untertanen wieder einmal. Sie sollten nämlich eine neue Viehanlage geben und wollten das nicht, da wurden sie „zu Paaren getrieben“ und verdroschen. Das führte zum Prozeß. Trotz schlechter Erfahrungen waren das ja auch keine feinen Sitten. Immerhin dauerte dieser Straupitzer Prozeß bis 1700 fort.

Auch entstanden der Stadt Kosten, als der Buschprediger Gottfried Neumann von Soldaten gefangen genommen und nach Neisse transportiert wurde. Das kostete die Stadt 37 Reichsthaler und 9 Heller. Die Straupitzer Untertanen hatten zwar, obwohl der Prozeß noch andauerte, schon etwas gezahlt, aber es fehlten noch 37 Reichsthaler Viehsteuer und 10 Reichsthaler Werbegeld. Deshalb befanden sich noch einige der Ältesten im Arrest, vor allem der Rädelsführer Wolf.

Doch hat die Stadt dann bewiesen, daß die den Straupitzern gar nicht so viel zufü-

ge. Die Stadt können einfach die durch den Krieg entstandenen Lasten nicht ganz allein tragen, weshalb die Abgaben der Dörfer erhöht wurden. Doch die Straupitzer widersetzten sich auch den kaiserlichen Befehlen, nicht nur den städtischen.

Unvorstellbar waren die Verwüstungen des 30jährigen Krieges in dieser Stadt, unvorstellbar aber auch, daß in diesen Trümmern noch ein unerschrockener Rest von Bürgern lebte und auch ein bescheidenes kommunales Leben möglich war, allen Widrigkeiten zum Trotz. Welches menschliche Format müssen die damaligen Bürgermeister und Rathmannen gehabt haben!

Eine Begebenheit am Rande gibt darüber Aufschluß: Bei den Belagerungen und vielen Brandschatzungen war 1634 das Schützenhaus abgebrannt. Leider blieb keine Urkunde über sein Erbauungsjahr erhalten, auch nicht darüber, in welchem Jahr die Schützenbruderschaft gestiftet wurde. Sie muß jedoch für die Stadt von großer Wichtigkeit gewesen sein. Denn im Jahr 1634 sprach der Schützenälteste beim Rat der Stadt vor und bat um Hilfe beim Wiederaufbau des Schützenhauses. Diese Hilfe wurde der Hirschberger Schützenbruderschaft versprochen — wenn man sich bis auf bessere Zeiten gedulden wolle.

Vorher war es in Hirschberg Sitte, daß der jeweilige Schützenkönig den Zwinger vor dem Langgassenthore nutzen durfte auf die Dauer seiner Königswürde. Da aber auch dieser Zwinger zerstört war, bekam ab 1634 — solange das möglich war — der amtierende Schützenkönig einen Dukaten vom Rathaus ausgesetzt. In jenem ersten Jahre erhielt ihn Schützenkönig Tobias Maurer.

Acht Jahre später, also 1662, wurde für die Hirschberger Schützen noch eine besondere Anordnung erlassen in der gleichen Sitzung, als die »Schöppen des Hirschberger Rathes« Beiträge zum Wiederaufbau der zerstörten Begräbniskirche zum hl. Geist beschlossen hatten. Der Text lautet: »... daß künftig Niemand in die Schützenbruderschaft aufgenommen werden solle, der nicht schon Bürger geworden wäre, und sich zu 3jährigem Schüssen verstünde; diejenigen aber, die schon jetzt Schützenbrüder waren, ohne Bürger zu seyn, sollten es entweder werden, oder sie dürften nicht wie andere König werden, sondern sie sollten statt des ersten oder Königspreises, erst den 5ten, und am gewöhnlichen wöchentli-

chen Schiessen, nur den 2ten Preiss erhalten. « 1662 war dieses im Hirschberger Rathaus beschlossen worden, aus gutem Grund: da den Bürgern die Verteidigung der Stadt zumeist allein überlassen wurde, war die Aufgabe der Schützenbruderschaft mit ihren wöchentlichen Schießübungen ein wichtiger Teil des städtischen Lebens.

Doch garte es in der Stadt noch lange nach diesem furchtbaren Krieg, hatte ja der Kaiser Ferdinand III. seinerzeit am 30. September 1650 dem evangelischen Pfarrer Röhrich die Kirchenschlüssel wegnehmen lassen, ihn seines Amtes enthoben und nicht einmal gestattet, daß Röhrich eine Abschiedspredigt hält. Für ihn war ein katholischer Geistlicher wiederingesetzt worden. Alle Einwände und Gegenvorstellungen der Bürgerschaft blieben unberücksichtigt, die Unruhe wuchs. So sah sich denn der Rat genötigt, unter dem Vorsitz von Landeshauptmann Otto Freiherr von Nostritz einen Vergleich anzustreben. Damit sollte versucht werden, das offensichtliche Mißtrauen der Bürgerschaft zu verschiedenen Maßnahmen des Rates abzubauen. Bereits 1652 hatte der Rat deshalb den Landeshauptmann nach Hirschberg kommen lassen, doch war seine Mission erfolglos geblieben. Wörtlich heißt es: Denn seit dem Kriege, und den damit verbundenen und darauf folgenden schweren Abgaben, Unordnungen in den Rechnungen, die nicht zu vermeiden waren, stimmten Rath und Bürgerschaft nie miteinander. Der Vergleich zwischen Rat und Bürgerschaft wurde am 10. Januar 1653 geschlossen. Sein Wortlaut sagt viel aus über das damalige Leben in Hirschberg:

Das Neujahresgeschenk von 20 Fl. an den Bürgermeister, und von 10 Fl. an jeden Rathmann fällt künftig (der schlechten Zeiten wegen) weg, so wie das sonst erhaltene Malz, und die Befreiung der Häuser der Rathleute von Abgaben. Dafür erhält der Bürgermeister 200, und jeder Rathmann 100 Thlr. Gehalt; und jeder noch 14 Scheffel Korn, 2 Scheffel Waizen, 2 Scheffel Salz, der Bürgermeister 4 Stösse, die übrigen 3 Stösse Holz (oder 24 Kasten); der Stadtschreiber behält, wie sonst 50 Rthlr. Gehalt, und bekommt eine neue Taxe, überdies 12 Scheffel Korn, 2 Scheffel Salz, 2 Stösse Holz. An Reissig von Windbrüchen, (wenn deren sind) jeder Rathmann 6

Schock, der Stadtschreiber 4 Schock. (Dann ward die Schonung der nach dem Brande sehr ausgehaunten Stadtwälder sehr empfohlen). Dann erhielt noch der Bürgermeister 2, jeder Rathmann 1 Schwein in freier Mühlenmastung, und alle hohen Festtage aus dem Weinkeller freien Trunk, wie sonst; doch ward die Quartallieferung an Brantwein aufgehoben, und die Verehrung bei Hochzeiten gemildert. Auch wurden alle Amtsbiere, bis auf 1 Bier für den Bürgermeister, abgeschafft. Alles Einkommen der Stadt, von welcher Art es sei, ward zum Rentame geschlagen. Wer im Namen der Stadt versendet wurde, erhielt täglich 2 Fl. Zehrungsgeld; und der bisherige Marstaller, der auf 2 Pferde sehr viel bekam, und der Stadt nichts nutzte, ward abgeschafft.

Dem erbaren Diener, der wöchentlich 1 Rthlr. bekam, ward Alters halber, sein Gehalt vor der Hand gelassen. Auch ward eine neue Einrichtung wegen der Waisenvorsorgung getroffen; und der Rath erbot sich von allem jährlich den Deputierten der Bürgerschaft Rechnung abzulegen.

Zugleich ward für alle Einnahme und Ausgabe ein eigenes Stadtrentamt eingerichtet. Dazu wählten die Zünfte 2 Personen. Der eine, welcher die Kasse unter sich bekam, mußte ein mit liegenden Gründen angesessener, und im Rechnen erfahrener Mann sein. Dieser bekam alle Einnahmen, mußte darüber einen doppelten Wochenzettel anfertigen, wovon einen der Bürgermeister erhielt, der andere zur Rechnung kam, und von den Rechnungsabnehmern unterschrieben werden mußte.

Im Advent jeden Jahres ward allgemeine Rechnung abgelegt, wozu der Bürgerschaft erlaubt wurde, statt der Schöppen, die oft nicht schreiben und rechnen konnten, andere erfahrene Männer zu delutieren. Dieser Mann erhielt 50 Rthlr. Gehalt, 6 Scheffel Korn, 1 Scheffel Salz und 2 Stösse Holz.

Der zweite Mann bekam die Aufsicht auf richtige Abführung aller Abgaben und des Einkommens von Mühlen, Vorwerken, Gräsereien, Wäldern etc. und Kontributionen und Roboten von den Dörfern. Er erhielt 40 Rthlr., 6 Scheffel Korn, 2 Scheffel Gerste, 4 Scheffel Hafer, 2 Stösse Holz.

Ferner durfte der Magistrat ohne Zuziehung der Schöppen keine Ausgabe bei der Stadt machen, wer sein Amt abdanken wollte, mußte vorher Rechnung ablegen.



Hirschberger Bilderchronik – Thema des 11. Bildes: Die reiche Handelsstadt. Bald blüht der Handel mit Schleierleinen und geht von Hirschberg in alle Welt. Die Leinwand wird gemessen und bezahlt. Die Weber bringen die Leinwand in die Stadt.



Thema des 12. Bildes: Hirschberg wird preußisch, 1740–1742. Der Doppeladler muß weichen. Die Preußen rücken ein, doch wird die Stadt geschont, die Goldgrube Schlesiens, wie sie Friedrich der Große nannte. Kroaten und Panduren ziehen ab.

Der Rath durfte keine Kontribution oder Steuer auflegen, und wenn das kaiserliche Amt Geld forderte, mußte der Fürstentagsbeschluß, oder das Amtsdekret vorgelegt werden.

Auch dürfen die Kontributionen zu

nichts anderem, als wozu sie eigentlich bestimmt sind, zu Kriegs- und Soldatenkosten verwendet werden.

Wegen des Brauens soll Ordnung sein, und die Zeichen in einem Kästchen beim Rentamte verwahrt werden, wo die Depu-

tierten, die bloß den Schlüssel haben, alle Freitage nachsehen, wer an der Reihe ist. Auch soll man den richtigen Guß beobachten.

Dies geschah auf dem kaiserlichen Burglehn zu Jauer, den 10. januar 1653 und war unterzeichnet und untersiegelt vom Rathe zu Hirschberg, und dem Landeshauptmann Otto Freiherr von Nostitz.

Auch wenn es scheffelweise Korn und Hafer und anderes für die »Rathmannen« gab, so mag doch in vielen Familien Schmalhans Küchenmeister gewesen sein; denn diese Menge mußte für ein ganzes Jahr ausreichen und bis zu der Zeit, da Friedrich der Große die Kartoffel in Schlesien einfuhrte, war noch eine Weile hin.

Im gleichen Jahr, 1653, wurde Ferdinand IV. König von Ungarn und Böhmen, veranlaßt durch seinen Vater Ferdinand III. Dieser übergab ihm zugleich die Fürstentümer Schweidnitz und Jauer, wozu ja Hirschberg gehörte. Doch starb der neue König schon ein Jahr später, worauf dessen Bruder, Leopold I., die beiden Fürstentümer bekam und später nach des Vaters Tod 1657, auch Kaiser wurde.

Leopold war eigentlich für den geistlichen Stand bestimmt, das Regieren behagte ihm weniger. Umso mehr Macht hatten seine Landeshauptleute, die zum Teil schon aus der Regierungszeit Ferdinands III. waren, jenen großen Gegner der Protestanten. So wurden denn den Landeshauptleuten aus dieser Zeit, wie Freiherr von Nimptsch, Graf von Sintzendorf, Graf von Nostitz und Christoph Leopold Graf Schafgotsch, wie auch Johann Anton Schaff-Gotsche auf Kynast dadurch freie Hand gewährt, die Unterdrückung der Protestanten weiterzufördern.

Zu dieser Zeit lag Hirschbergs Schulwesen danieder, es hatte ohnehin in den zurückliegenden hundert Jahren viele Erschütterungen erfahren. Zunächst nur als an die katholische Kirche angebundene Lateinschule bestehend, benachbart zur Kirche in der späteren Pfarrwohnung untergebracht, brannte diese 1549 ab. Bereits 1524 war in Hirschberg die Reformation angenommen worden, sodaß es kaum verwundern kann, als im Jahre 1566 die lateinische Schule neu aufgebaut wurde, der Schulunterricht von lutherischen Lehrern erteilt werden durfte. Bis zum Jahre 1639 lehrten an dieser Schule die lutherischen Lehrer



Thema des 13. Bildes: Der Friede von Hubertusberg 1763. Postillone verkünden auf dem Markt den Frieden von Hubertusberg. Schnelle Umstellung auf die Friedensarbeit. Der Bauer holt dem Kanonier die Pferde weg. - Vorsorge für Notzeiten. - Die große Teuerung 1771. Die notleidenden Weber erhalten auf Befehl des Königs aus den angelegten Kornspeichern billiges Brot. - Die Stimmung ist nicht rosig. Der preußische Schreiber hält auf Ordnung.



Der Markt im alten Hirschberg, Pferdefuhrwerke gehörten zum Straßenbild.

Andreas Treiber, Albert Kindler, Sebastian Wolf, Thomas Colerus, Magister Christoph Schilling, Paul Knauer, Georg Amerinus, Georg Hanisius, Melchior Freudenberg, Johann Rudolph, Georg Tilesius, Daniel Wanke und Johann Heidorn.

Nach diesem Jahr aber begann eine große schulische Zerrüttung, es fehlte an Persönlichkeiten für den Unterricht. Der 30-jährige Krieg hatte mögliche Lehrer und Schüler hinweggerafft. Gegen Ende dieses Jahrhunderts hatte sich das Blatt wieder zugunsten des katholischen Glaubens gewendet, er hatte wieder die Oberhand, sodaß ab 1690 die in der Stadt niedergelassenen Jesuiten wiederum die Unterrichtserteilung, wie sie von diesen schon bis zum Eintritt der Reformation ausgeübt wurde, übernahmen. Im Transact vom 16. April 1670 war ihnen das Recht zuerkannt worden, unterschrieben vom Landeshauptmann Graf Christian Leopold Schafgotsch, weiter unterschrieben am 28. Mai von Bischof Sebastian, und endlich noch bestätigt am 27. September 1670 durch Kaiser Leopold in Wien.

Zwei Jahre zuvor hatte der gleiche Graf Schaffgotsch mit dem Bau der Kapelle auf der Schneekoppe beginnen lassen. Dazu war der Grund 14 Ellen tief gelegt, die

Mauern wurden in einer Dicke von 4,5 Fuß erstellt und das runde, uns noch heute bekannte Gebäude hatte die Höhe von 40 Fuß und 26 Fuß im Durchmesser. Täglich mußten daran 50 Mann unter schwersten Bedingungen arbeiten, von denen die meisten in der Wiesenbaude nächtigten, da diese der Schneekoppe am nächsten lag. Die Baude gehörte der Familie Renner, die, zunächst protestantisch, und vielen evangelischen Flüchtlingen vor der Verfolgung in Böhmen Unterschlupf gewährend, plötzlich im Jahr 1650 zum katholischen Glauben übertrat.

Die dem hl. Laurentius geweihte Kapelle auf der Schneekoppe wurde am 10. August 1681 eingeweiht.

Hinter diesen nüchternen Zahlen aus der Geschichte Hirschbergs und des Riesengebirges verbergen sich menschliche und familiäre Tragödien. Was bei Familie Renner von der Wiesenbaude geschah, ist uns nicht überliefert.

Anders bei den Grafen Schafgotsch. Denn Graf Christian Leopold Schafgotsch, der Erbauer der Laurentius-Kapelle auf der Schneekoppe und Landeshauptmann von Kaiser Leopolds Gnaden, war der katholisch gewordene Sohn des Freiherrn Hans Ulrich von Schaffgotsch, treuem Anhänger

Albrecht von Wallenstein, Herzog zu Friedland. — An der Lebensgeschichte dieser Schaffgotsches wird gleichzeitig auch die ganze Furchtbarkeit der Glaubensauseinandersetzungen sichtbar.

Als Hans Ulrichs Vater am 9. Juni 1601 nur 49jährig starb, stand der Greiffenberger Pastor Christoph Spiller zu Schosdorf an seinem Sterbelager. Diesen bat der Dahinscheidende, »mit allem Fleiß darüber zu wachen«, daß sein Söhnlein Hans Ulrich in der reinen Lehre Luthers erzogen werden solle. Hans Ulrichs Mutter, sie verheiratete sich später mit Georg von Hohenzollern auf Königsberg, und dessen Vormünder haben verantwortungsvoll für diese Erziehung des Jungen Sorge getragen.

Zu dieser Zeit konnten sie nicht ahnen, in welches schreckliche Schicksal Hans Ulrich eben wegen seines lutherischen Bekenntnisses hineingeraten sollte. Er war bekannt als mildtätiger Herr, der bei der großen Hungersnot 1617 Brot an die Armen verteilen ließ, wenn sie zu Hunderten bitend auf der Burg Greiffenstein vorsprachen. Als der 30jährige Krieg ausbrach, war es für Hans Ulrich selbstverständlich, sich als Protestant auf die Seite Friedrichs V. von der Pfalz zu stellen. 1620 zog Friedrich in Breslau ein, alle Stände gelobten diesem König die Treue, und Hans Ulrich Schaffgotsch vermählte sich im gleichen Jahr noch in Liegnitz mit der Herzogtochter Barbara Agnes, aus einem lutherischen Piatenhaus.

Als Anhänger Friedrichs V., der von kaiserlichen Truppen am 8. November in der Schlacht am Weißen Berge bei Prag geschlagen wurde, wurde auch das Schicksal des protestantischen Freiherrn von Schaffgotsch mitentschieden. Das spitze sich dramatisch zu nach der Begegnung mit dem gewaltigen Heerführer Albrecht von Wallenstein. Dieser versicherte Schaffgotsch, der Kaiser suche nichts als Frieden und wolle das verhängnisvolle Restitutionsedikt von 1629 ganz aufheben und die Religionen freilassen. Das war ausschlaggebend, weshalb Hans Ulrich ein Anhänger Wallensteins wurde.

Zuvor hatte ihn ein großer Schmerz getroffen: Seine junge Frau, seit längerer Zeit leidend, verstarb am 24. Juli 1631 auf Schloß Kemnitz und wurde dann am 2. Oktober im Erbbegräbnis zu Greiffenberg beigesetzt. Die fünf Kinder, eine Tochter und

vier Knaben, kamen in die Obhut Hans Ulrichs Halbschwester Anna Ursula von Hohenzollern, verheiratet mit dem Freiherrn von Maltzan auf Wirschkowitz, wo die Kinder dann erzogen wurden.

Vermutlich durch Intrigen ist der Kaiser 1634 überzeugt, daß Wallenstein ein Verräter sei. Am 25. Februar wurde er in Eger ermordet, doch am Tag zuvor wurde der Freiherr von Schaffgotsch in Ohlau gefangen genommen und in das Festungsgefängnis Glatz geworfen. Im April verbrachte man ihn nach Wien und danach ins Feldlager nach Regensburg, wo er dann auch zum Tode verurteilt wurde. Es war ihm nicht vergönnt, sich von seinen Kindern, die in den Schlössern seiner Riesengebirgsheimat weilten, zu verabschieden.

Es war ein langer Prozeß, mit dem er gequält wurde, »in einem Gewölbe tief in der Erden« in der Folterkammer zu Regensburg. Trotz der furchtbaren Schmerzen hat die Kommission von ihm das gewünschte Geständnis nicht erhalten.

Danach reichte Hans Ulrich ein Gnaden-gesuch bei Kaiser Ferdinand II. ein: »Mit Gott und meinem Gewissen kann ich nochmals bezeugen, daß ich von des Friedländers böser Intension (Absicht) einige Wissenschaft nichtgehabt; daher habe ich auch in der ausgestandenen, schmerzlich harten Tortur anders nicht aussagen können, als was in meiner Verantwortung einkommen.« Die flehentliche Bitte, der Kaiser möge sich rühren lassen, seiner jungen Kindlein willen, war umsonst. Das Todesurteil für Hans Ulrich Schaffgotsch lautete: »Zu Erhaltung guter Kriegsdisciplin, ihm zu wohlverdienter Strafe und anderen zu einem abschulichen Exempel sei er dem Freimann (Scharfrichter) zu überantworten, welcher ihm am gehörenden Ort erstlich als einem Meineidigen die rechte Hand abhauen, folgend ihn als einen Meutmacher, Verräter und Beleidiger der kaiserlichen Majestät mit dem Schwerte vom Leben zum Tode dergestalt hinrichten wird, daß der Kopf der kleine und der Leib der größere Teil verbleiben wird.«

Den Vorsitz in der Kommission, die durch Folter über den angeblich begangenen Hochverrat des Freiherrn Kenntnis erlangen wollte, führte als Vorsitzender der fanatisch-katholische Oberstkanzler Wilhelm Slawata aus Prag. Jener hatte 1618,

als der lange Krieg begann, einen Sprung aus dem Fenster des Prager Schlosses, dem Hradschin, tun müssen.

Obwohl dieser Schafgotsch damit nichts zu tun hatte, genügte das protestantische Glaubensbekenntnis für eine derartige späte Rache. Vor der Vollstreckung des Todesurteils in Regensburg suchten ihn mehrfach Jesuiten in seiner Zelle auf, die ihn zu allerletzt beschwören, um Gottes und des jüngsten Gerichtes willen, er möge doch seine Seele nicht so halsstarrig dem Teufel zuführen. Freiherr Hans Ulrich empfahl ihnen, an die eigene Seele zu denken und ließ sich eine lutherische Bibel bringen.

Er starb mit nur 39 Jahren am Blutgerüst, nachdem er zuvor noch knieend ein Vaterunser gebetet hatte.

Damit hatte eigentlich das Ringen zwischen Katholizismus und Protestantismus, wie es unter seinen Vorfahren im Riesengebirge angefangen hatte, ein Ende. Doch die eifrigen Jesuiten »nahmen sich nun der höchst bedauernswerten armen Waislein an, um sie zu retten«. So schrieb der Landeshauptmann der Fürstentümer Schweidnitz-Jauer: »Weil auch gedachte Kinder zum Teil nicht erwachsen, wäre es gut auf Mittel zu gedenken, wie sie zur katholischen Religion zu bringen«.

Das muß auf alle Fälle gelungen sein, denn einer der Söhne des durch das Schwert Gerichteten Hans Ulrich Schafgotsch, Christian Leopold, der zum katholischen Glauben übertrat und im Friedensjahr 1648 in den Adelsstand erhoben wurde, tat sich sehr hervor. So darf denn die Erbauung der beliebten Laurentius-Kapelle auf der Schneekoppe auch als ein Zeichen seines Religionsbekenntnisses angesehen werden. Dieses hat bis heute alle Zeiten überdauert.

Die Schafgotsch-Kinder von Hans Ulrich weilten zunächst im Schloß Alt-Kemnitz, später auf dem Kynast, kamen nach Olmütz ins Schloß des österreichischen Kirchenfürsten, Kardinal von Dietrichstein, wo es den Anschein hatte, als wäre den Kindern alles Vermögen des Vaters — 92 Ortschaften mit 29 Vorwerken im Riesengebirge — verlustig gegangen, zuviele Hände streckten sich begierig danach aus. So dürfte es kaum verwundern, wenn diese Kinder mit der Zeit alle katholisch wurden, da der Kaiser ihnen, falls sie sich zu dieser Religion bekennen, der Tochter 20000 Gulden,

den Söhnen aber je 60000 Gulden aus des Vaters Vermögen als Unterhalt gewähren würde.

Als einziger verzichtete Adam Gotthard auf dieses Angebot. Schon in Kinderjahren hatte der Vater seine spätere Haltung erkannt, hatte ihm sein eigenes Ritterkreuz, 1612 in Malta vom Großmeister des Ordens erhalten, geschenkt, Adam Gotthard starb sehr jung in Olmütz. Der jüngste Sohn Hans Ulrichs aber wandte sich dem geistlichen Stande zu, wurde schon mit 23 Jahren Domprobst zu Breslau. Ausgerechnet er spielte eine äußerst unrühmliche Rolle am 25. Februar 1654: Da erschien er zusammen mit einer kaiserlichen Kommission in Greifenberg, wo mit Gewalt den Lutherischen ihr Gotteshaus weggenommen wurde. Dort aber ruhten im Erbbegräbnis die Gebeine seiner dort bestatteten protestantischen Mutter!

Wie sehr doch die kleine Stadt Hirschberg mit ihrem Weichbilde, dem späteren Kreisgebiet, in die europäische Geschichte und die der Reformation hineingezogen war.

Auch aus Hirschbergs Geschichte nach 1945 — soweit es die von dort nach 700 Jahren vertriebenen deutschen Bewohner betrifft, ist der Name Schafgotsch nicht fortzudenken aus dem öffentlichen Leben.

So erfüllt es mich als Stadtschreiberin im Exil mit Stolz und Freude, daß Mia Gräfin Schafgotsch, heute auf Schloß Sandsee lebend, als erste die zum 700jährigen Stadtjubiläum gestiftete Ehrenmedaille von Hirschberg in Alfeld verliehen bekam. Mit ihrem unermüdlichen Einsatz für andere Menschen führt unsere Gräfin das Werk ihrer Familie weiter, wie es vor hunderten von Jahren ihre Vorfahren begonnen haben. Ein sichtbarer Beweis dafür, daß Heimat nicht aufhört, nur weil man sie verloren hat. Denn was man in sich trägt, ist das, worauf es ankommt, und WAS man daraus macht ist lebendige Fortsetzung dessen, was im heimischen Riesengebirge begann und nur unterbrochen, aber niemals beendet ist.

Joachim Girnth war ein Hirschberger Schuster, der ein berühmter, wenn nicht sogar der berühmteste Weber der Stadt Hirschberg wurde.

Ein gutes Jahrhundert später wurde in der gleichen Stadt einem Schleierweber,

dessen kunstvolles Handwerk durch den Girnth eingeführt ward, am 17. Nov. 1697 ein Sohn Daniel geboren. Er hat sich später als Poet und als Hirschberger Konrektor einen Namen gemacht, und auch als Verfasser des „Parnass im Sättler“, nämlich der dreier Lieder und Episteln.

In dem bei Kiepenheuer herausgekommenen, heute vergriffenen Titel, wird Daniel Stoppe als eines der frühesten Arbeiterkinder der deutschen Literaturgeschichte bezeichnet. Sein Vater, der Schleierweber Tobias Stoppe, starb sehr früh und konnte seinem Sohn nicht einen Pfennig hinterlassen. Der sterbende Vater soll seinen Sohn auf die Kraft seiner Hände aufmerksam gemacht haben als wertvollstes Erbe, auf das immer Verlaß sei. In einer späteren Arie des Poeten Daniel Stoppe heißt es: „Das Glück muß mich wohl nicht kennen“.

Daß aber so ein Waisenkind es eines Tages durch gute Schulen und Studien zu einem beachtlichen gesellschaftlichen Stand bringen konnte, war durch die Gönner der Hirschberger Schleierherren möglich. Bis 1658 gab es in Hirschberg eine Vielhandwerkerzunft. Zu ihr gehörten die wohlhabendsten Bürger und Künstler. Doch weil diese Vielhandwerkerzunft weder Artikel noch Briefschaften in einer Lade hinterlegten, wie es andere Zünfte handhabten, so wurde diese weniger hoch geachtet, ja manchmal mit Spott bedacht. Von Unzufriedenheit war die Rede, von Uneinigkeiten, äußerst peinlich bei Begräbnissen, weil niemand mit ihnen zusammen die Leiche tragen wollte. Es gab Klagen beim Magistrat, es mußte geschlichtet werden, nicht zuletzt auch wegen der Beiträge und des Leichentuches. Wahrscheinlich mußte dieses hin- und hergegeben werden bei Beerdigungen, denn der Magistrat schlichtete am 30. Dezember 1658 die Auseinandersetzungen in der Vielhandwerkerzunft dahingehend, daß das Leichentuch bei der Vielhandwerkerzunft verbleiben solle, doch müßten diese dafür den Kaufleuten 30 Reichstaler herausgeben. Außer dem Leichentuch blieben auch noch zwei Schilder mit dem Doctor- und Apothekerzeichen bei ersteren. So also wird am 30. Dezember 1658 die Hirschberger Kaufmanns-Sozietät gegründet. Die ersten Mitglieder dieser neuen Kaufmannsinnung waren George Bader, Johann Hoffmann, Friedrich Klepper, George Pohl, Anton Konstantin Klesel, Christian Dre-

scher, Melchior Kretschmer, Jeremias Ketzler, Matthäus Frömberg, Gottfried Donath, Melchior Körner, George Kluge, Christoph Fischer, Jeremias Fröhlich, Baltasar Hübner, Wilhelm Bornemann, Tobias Mitterlegner.

Wenn man ein wenig in Namensbüchern blättert, so leitet sich Hoffmann von Hovemann ab, ein Gutsverwalter in adligen oder Patrizierdiensten, etwa von 1351 an bekannt in Schlesien. Drescher ist natürlich ein Name aus dem bäuerlichen Alltag, hat mit dem Arbeitswerkzeug, dem Dreschflügel, zu tun. 1372 wird ein Petir Drescher im Schlesienschen erwähnt, wo es um Lohn geht: „den dreschern in der stat haberschöne eine woche 14 gr.“. So also ist sicher, daß jener Hirschberger Kaufmann Christian Drescher aus bäuerlichem Geschlecht stammt. Jeder Schlesier weiß, was ein Kretschmer ist, im Mittelalter selten auch Kretschmann genannt, Bezeichnung in Ost-Mitteldeutschland für den Schenkwirt des Dorfes, nachgewiesen seit dem 14. Jahrhundert. Frömberg weist auf Frömel und Friemelt hin, im altheutschen als „wacker und tüchtig“ bezeichnet, hatte sich zu Zeiten der Stadtgründung vermutlich als „Fru-molt“ niedergelassen, wie der Name im 13. Jahrhundert hieß. Donath, einer der besten Namen im deutschen Osten bis 1945, führt in die Lausitz, ganz genau in die Oberlausitz, die ja gerade im Leinen- und Garnhandel im Mittelalter, zu Schlesien gehörend, ganz enge Geschäftsverbindungen zu den Leinenkaufleuten des Riesens- und Isergebirges hatte. Vielleicht ist jener Hirschberger Donath als Mitbegründer der Kaufmanns-Sozietät aus der Oberlausitz gekommen? Aber von wo stammt die Familie Körner? Der Körner war ein mittelalterlicher Kornmeister (frumentarius) an Königshöfen, Klöstern oder in Städten, mußte die fälligen Naturalabgaben an Getreide einnehmen, mußte das Eingenommene verwerten und verwerten, wodurch er später ein Kornhändler oder eben ein „Körner“ wurde, schon 1381 in Sorau Land erwähnt. Mit George Kluge ist es einfach, da wird schon 1397 in Alt-Breslau von Clugehensil und Clugishewbt gesprochen und ein Jahrhundert später von Klugisheupt und Klugstirn. Fischer kommt aus dem Kreis der Berufsnamen und Fröhlich war als „vrölich“ geschrieben im 14. Jahrhundert üblich. Hübner war zur Zeit der Besiedlung der

„huobener“, nämlich ein Vollbauer, der eine Hufe Land hatte. Mit Hilfe des Sachsenspiegels drang diese niederdeutsche Bezeichnung für ein Stück Land auch bis in unsere Heimat vor, so daß der Name Hübner doch auch bis ins 14. Jahrhundert zurückgeht. Wilhelm Bornemanns Vorfahren mögen aus Sachsen nach Hirschberg gekommen sein. Born ist Brunnen, und es war der Mann, der am Brunnen wohnte; auch Bornemann führt zurück ins gleiche Jahrhundert. Der Mitterlegner ist wahrscheinlich Generationen vorher ein Tagelöhner gewesen, der zur Miete wohnte und sich nun — es ist nicht überliefert wodurch — vielleicht durch das Schleierweben in den Kreis der angesehenen Kaufleute der neugegründeten Sozietät hineinkommen konnte.

Diese Rückblende auf Namen unserer Stadt, wie wir sie bis zuletzt kannten oder auch jetzt noch hier und da hören können, erschließt uns die Zeit nach der Stadtgründung, wo sich Handwerker und Kaufleute dort niederließen und diese Stadt von Jahrhundert zu Jahrhundert formten, wie sie uns in Erinnerung geblieben ist.

Im Gründungsjahr 1658 gehörten der neuen Kaufmanns-Sozietät 20 Mitglieder

an; sie zählte im Jahre 1818 545 Mitglieder. In den ersten Jahren nach der Errichtung der Zunft mußten die Ältesten jährlich wechseln.

Von Jahr zu Jahr wuchs der Kreis der Mitglieder und damit auch der Ältesten, die dann ein besonderes Collegium bildeten, so daß sie 1732 einen eigenen Konsulenten ernannten, der zugleich eine Bestallung als „erster Konsulent des Gebirghandelsstandes“ erhielt. Trotzdem hatte die Hirschberger Sozietät nicht die Aufgabe, eine Erwerbsgemeinschaft darzustellen, ähnlich wie die Calwer Zeughandlungskompanie, die sich zu einer kapitalistischen Unternehmungsgesellschaft auswuchs. Sie verfolgte vielmehr das Ziel, Maßnahmen zur Erhaltung der Produktion durchzusetzen, Garn und Leinwand in den verschiedensten Qualitäten, auch die entsprechenden Rohstoffe, wie den Flachs, im besonderen Augenmerk zu haben. Diese Entwicklung hatte dann 1724 die Aufstellung der „Leinwand- und Schleyerordnung“ zur Folge. Denn der Flachs war die Grundlage des Leinengewerbes, und die Sozietät hatte sich 1699 für Verbesserung und vor allem für Vermehrung des Flachsangebues eingesetzt, damit



Partie aus Hirschberg mit der alten Boberbrücke im Jahre 1866 — gezeichnet von Th. Blätterbauer.

kein untaugliches Garn hergestellt wurde. In der Zeit schwunghaften Garnhandels, wobei schlesisches hoch begehrt war, mußte wachsender Mangel beklagt werden. Die Ausfuhren nach Sachsen, der Lausitz, nach Böhmen und Mähren nahm überhand, nicht zuletzt durch Garnhändler, die besonders im Raum Greiffenberg aus Flandern und sogar aus Britannien gekommen waren und sich angesiedelt hatten. Zudem drohte den Leinenhändlern durch den ewigen Holzangel für die Bleichen Niedergang ihres Handels, denn Bleichmaterialien waren außer Holz auch Holzasche (äschern, s. Hauptmanns Weber), Butter, Milch, Molke und Pottasche. Stärke mußte sein; die Hirschberger Leinenkaufleute bezogen die schlechteste, aber billigste, aus Böhmen, die beste und teuerste aber aus Sachsen. Auf Betreiben der Sozietät wurde der Dorfhandel mit Leinewand verboten, das Oberamt bestätigte den Hirschbergern ihre alleinigen Rechte. Die Sozietät hatte auch die Aufgabe, die Interessenvertretung der Hirschberger Kaufleute und die Vermittlung zwischen ihnen und den staatlichen Behörden wahrzunehmen, auch noch zu preußischer Zeit.

Das begehrte Schleierleinen wurde zu meist in den Dörfern der Umgebung gewebt, wie Grunau und jenen des Riesengebirges. Trotz aller Kunst blieben die Weber arm, und sie hatten es nicht leicht, ihre Ware gut zu verkaufen. Wovon der verstorbene Hirschberger Weber Tobias Stoppe zu erzählen gewußt hätte, weshalb er seinem Sohn Daniel auch nicht das Mindeste hinterlassen konnte. Daran änderte auch nichts, daß die Hirschberger Schleierherren, die das Schleierleinen en gros verkauften, wie es seit 1570 in der Stadt hergestellt wurde.

An all dem wachsenden Reichtum der Stadt hatte Webersohn Daniel Stoppe zunächst keinerlei Anteil, aber er hatte ihm wohl doch den Besuch der öffentlichen evangelischen Schule zu verdanken, den ihm der Kaufherr Friedrich-Wilhelm Winkler ermöglichte. Dieser Schulbesuch war den Anhängern der Augsburgischen Konfession im Zusammenhang mit dem Bau der Gnadenkirche zugestanden worden.

Der erste Rektor, Magister Gottfried Steinbrecher, hatte am 1. Jan. 1713 für die ein Jahr vorher eingeweihte Schule Grund-

sätze entworfen. Nach den Vorstellungen dieses aus Torgau stammenden Rektors sollte die Schule vom ABC anfangen, alle Grundkenntnisse vermitteln bis hinauf zur Hochschulreife. Alle Wissensgebiete sollten behandelt werden, auch alte und neue Sprachen. Nicht genug — auch facultativ sollte die „Poesie und Tichter-Kunst“ für alle oder auch „privatim“ gelehrt werden. Wobei besonderes Augenmerk auf das Verfassen von deutschen und lateinischen Gedichten zu Hochzeiten, Taufen, Geburtstagen, Todesfällen oder Promotionen gelehrt werden sollte.

Das darf kaum verwundern, wenn man bedenkt, daß es in Mode kam, in Anzeigen und Bekanntmachungen die Ereignisse in Verse zu fassen. Daniel Stoppe, der arme Webersohn, konnte mit Hilfe seines Gönners Winkler, dem Leinenkaufherrn, diese fortschrittliche, schon einem Gymnasium ähnliche Schule, besuchen. Es heißt, seine musische Begabung, seine Reimfreude, tat unter Rektor Steinbrecher die ersten Schritte. Aber auch sein Lerneifer zeigte Ergebnisse: man ermöglichte Daniel Stoppe ein Studium in Leipzig, er befaßte sich mit Philosophie und den schönen Wissenschaften, lernte viele andere Studien.

Nach lustigen Studentenjahren, auch mit dem Mode gewordenen Kaffee- und Tabakgenuß, kehrt dann Stoppe wieder in die Heimat zurück. Doch dort nun gab es keine neue Förderung, er mußte mit seinem Wissen etwas beginnen, was vermutlich nicht so einfach war. Und so heiratete er als erstes, sieht sich dadurch in den Stand gesetzt, in seiner Heimatstadt eine Handlung zu betreiben; er unterhält ein Specerey-Gewölbe und kann davon leben. Daneben ist er Hauslehrer. Erst mit 45 Jahren wird Daniel Stoppe an jener Schule, an der sein Weg zum Poeten begann, Konrektor. Nur fünf Jahre sind im vergönnt, er starb am 12. Juli 1747 mit nur fünfzig Jahren. Obwohl er sich doch in Leipzig bei Magister Gottsched reichlich mit der Literatur befaßte, war er viel zu sehr im Schlesischen verhaftet, so daß sich auch schlesische Mundart in manchen „seiner Episteln“ fand. So schreibt Daniel Stoppe 1728:

*Be dar Frilicha Linck-an Fentschelischa
Huxt
derschien mit dam duchtta Zädel der
Stoadtschreiber
uffem Durffe beim ahlä Barge, wu dä*

große Linde stiht.
An wenn ich ei an Winkel träte, an flennte
mer dä Oga ruh,
wie do mer fahrte 's Pford krippirte,
deshalbe bleibs nu schun asu.
Dä gauldne Zeet ihs emohl furt,
an wemma glei an Mantel nähme,
An bätse, daß se noch amohl ei ünse
Schlásge wiederkäme. —

. . . dann heißt es:
Wie ehm ei da bedrängta Zeita der Bober
ei die Schuhe tritt,
Ma äschert sich bis ei dä Nacht, ma arbt,
ma schwitzt,
an hoot ken Nutza . . .“

Heimweh, Heimkehr nach fröhlichem Studentenleben, der wirtschaftliche Aufschwung der Stadt erreicht ihn nicht, sein schlesisches Hochzeitsgedicht, von Linck- und Fröhlich bestellt, wird eine Beschreibung des Lebens neben den wohlhabenden Schleierherren und Leinenkaufleuten, das Leben der Weber, die bis in die Nacht „äschern“, das Garn bleichen.

Es heißt, Daniel Stoppe habe in seinem schlesischen Winkel und seinem derben Naturell den Anschluß an die Weltliteratur nicht gefunden, wie es sein Lehrer Gottsched in Leipzig erhoffte. Er lobte dessen satirisches Talent, was zweifellos nachzulesen ist in seinem „Parnass dem Sättler“. Es ist das Verdienst von Eberhard Haufe in Weimar, den völlig vergessenen Lyriker Daniel Stoppe, aber nicht den Fabeldichter und Kantatenlieferanten, wieder neu bekannt zu machen (1977). Auch hier zeigt es sich wieder, daß nicht nur die Wirtschafts- und Handelsbeziehungen Hirschbergs, sondern auch die kulturellen Verbindungen zur Lausitz und Sachsen sehr stark waren — und daß auch aus diesen jahrhundertealten Verbindungen sprachliche Einsprengsel in der Mundart zurückblieben und sich einverleibten.

Wie aus Stoppes Dichtung zu ersehen ist, hat zu seinen Zeiten der Hausberg, die Sattlerschlucht und der spätere Helikonberg als Ausflugsziel eine große Rolle gespielt. So schreibt er darüber: „Bei heiterem Wetter findet man oftmals beinahe das dritte Teil der hiesigen Inwohner in diesem bergichten Walde. Hier lagert sich eine kleine Gesellschaft von zwei, drei und vier Personen bei einem kleinen Lustfeuer, welches mit Anlegung frisch abgefallenen Tannzapfen unterhalten wird; auf einem andren Platz sit-

zen wiederum andere bei einem gleichartigen Feuer. Eine Partei kocht sich Tee, die andere Coffee. Allenthalben sieht man Rauch zwischen den schlanken Fichten wie Wolken in die Höhe steigen. Allenthalben trifft man lebendige Menschen und gute Freunde an, mit denen man im Grünen eine Pfeife Tobak rauchen kann. Ein Fremder, der das erste Mal dahinkommt, sollte den Sättler beinahe vor ein öffentliches Coffeehaus ansehen, wo Gelehrte und Ungelehrte in kleinen hin und wieder zerstreuten Gesellschaften zusammenkämen und sich, teils an dem grünen Ufer des Flusses spazierend miteinander besprächen und erlustigten. Liebt jemand Einsamkeit, so hat er hier Platz genug, da er nach Belieben einen besonderen Ort erwählen und seinen Gedanken ungestört und mit größtem Vergnügen Gehör geben kann.“

Daniel Stoppe, Hirschbergs dichtender Webersohn, beschrieb die Hirschberger Gesellschaft seiner Zeit, wie er sich gern sah, sich vergnügend und kluge Reden führend, dichtend in der Art, wie es auf einer Pöetenschule auch am Anfang gelehrt wurde — aber dann, seinem zerrissenen schlesischen Herzen folgend, die Not, die hinter all dem Schönen, Wohlgefälligen sichtbar ist, in seinem Empfinden, derb oder dummdreist, satirisch, in der Sprache seiner Heimat zu beschreiben: schlesisch. Zeitlich war das Barock in Schlesien eingezogen. Ein Lyriker dieser Zeit und gleichzeitig der erste Poet des hirschbergischen „Collegium poeticum“ war Caspar Gottlieb Lindner. Geboren 1705 und verstorben im Jahr 1769. Dr. Lindner war ein angesehener Ratsherr in Hirschberg, Medicus Practicus. Auch er verfaßte die damals üblichen Gelegenheitsgedichte, von denen er selbst aber nicht viel hielt, doch hat er einen guten Ruf als Lyriker mit dem umfangreichsten Werk seiner Zeit. Martin Opitz war sein großes Vorbild, ihm hat er auch ein Gedicht gewidmet:

Sei demnach, geliebtes Bunzlau auch bei
deiner schlechten Zeit
Über diesen Sohn der Musen ist und
immerfort erfreut.
Glaube nur, er macht dich groß, wenn du
noch so kläglich scheinst,
Wenn du noch so jämmerlich, wenn du
noch so kläglich weinst,
Wenn du auch in vollen Flammen, wenn du
unter Wasser stehst,
Oder sonst auf andre Weise fast durchaus

zu Grunde gehst.
*Eher lasset sich dein Ruf und dein
 Nachruhm nicht ermassen,
 Bis man diesen Boberfeld, diesen Opitz
 wird vergessen.
 ist er auch schon hundert Jahre nicht mehr
 lebend, nicht mehr da,
 Er bleibt doch der deutsche Maro, Du das
 deutschen Mantua.*

Ein anderes bekanntes Loblied Dr. Lindners galt den Hirschberger Gärten von Buchs und Glafey und Gottfried. Lindner endet:

*Seht, ihr Griechen, solche Gärten,
 die euch völlig unbekannt,
 die ihr kaum im Traum erblicket,
 seht, die hat das deutsche Land!*

Lindner versuchte sich nach dem Vorbild von Opitz mit Naturgedichten, ja mit ihm begann eigentlich die Riesengebirgsdichtung, während er selbst auch eine heimatgeschichtliche Bedeutung erlangte. Sein Gedicht aus dem Jahre 1737 mit dem Erlebnis einer Koppenwanderung schildert das sehr anschaulich:

*Dieser Berge Wunderwesen steckt auch itzt
 zur Winterszeit,
 voller ungemeiner Sachen, voller
 Unvergleichlichkeit!
 Gottes Weisheit, Gottes Macht, ach! Itzt
 fehlt es mir an Worten,
 Zeigt sich hier gar sonderlich, gar
 vortrefflich aller Orten.
 Sieht man auf die steilen Höhen: sieht man
 auf das glatte Feld,
 so vergleicht sich unser Erdkreis einer
 diamantnen Welt.
 Oh! wie schimmert es! wie blitzt zu
 unzählig tausendmalen
 Oh! wie funkelt hier der Schnee, oh! wie
 blenden seine Strahlen!
 Großer Gott. Dein Erdgeschöpfe läßt,
 wenn auch die Winde gehn,
 Wenn der Winter tobt und wüetet, wirklich
 unaussprechlich schön.
 Zweifelst du, verzagter Sinn? Kommt mit
 uns in die Berge.
 Schau! Wie groß ist hier dein Gott?
 Kunst und Nachtun sind nur Zwerge.*

Wer sich noch an unsere Riesengebirgswoche und das Festspiel **Zwischen Mauern und Türmen** von Fedor Sommer erinnern kann, dem wird auch die Hauptfigur des Dr. Lindner, schön in Samt und Seide gekleidet, noch bestens in Erinnerung sein. Der Hirschberger Dr. Caspar Gottlieb

Lindner war auch der erste Schlesier, der Friedrich dem Großen und damit Preußen huldigte. In seinen Versen war von Kriegslid, von Friedenshoffnung, von den großen Ehren der Sieger und der reichlichen Verwendung von Hinweisen auf römische, griechische und antike Geschichte und auch der Bitte um allzeit königliche Gnade für die Stadt Hirschberg die Rede.

Zweifellos war Dr. Lindner neben den berühmten Schleierherren eine der größten Persönlichkeiten in unserer Stadtgeschichte, und viele seiner poetischen Werke sind uns erhalten geblieben, so die Beschreibung des landberühmten Hausberges, das Lob des Zackenflusses und auch Schäfergedichte und Schäferlieder zur Hochzeit des Patriziers Daniel Buchs und der Geburt „eines jungen Fräulein von Buchs“, von deren Gärten Lindner ja ebenfalls poetisch schwärmte.

Es ist unerlässlich, an dieser Stelle die überlieferte Sage vom Hausberg nicht zu übergehen. Wahrscheinlich entstand sie zur Zeit ihrer Zerstörung und späteren Schleifung bis auf die Grundmauern. 1640 hatten die Kaiserlichen den Hausberg besetzt, ihnen folgten die Schweden unter General Stahlhans. Ihm und seinen Schweden wurde nachgesagt, daß die vorhandenen Burgtrümmer noch mehr als notwendig zerstört wurden — da nach vermuteten Schätzen gegraben worden sein sollte. Ganz von der Hand ist diese Vermutung ja nicht zu weisen, bedenkt man die Katakomben unter den Markthäusern und den unterirdischen Gang, der zur Burg des Hausbergs unter dem Bober hindurch geführt haben soll.

In der Hausbergsage ist nun von aufgehäuften Schätzen in den verschütteten Kellern die Rede. Mächtige Geister bewachen diese, und nur einmal im Jahr, ausgerechnet in der Christnacht zwischen 12.00 und 1.00 Uhr, würden die unterirdischen Bewacher den Zugang dazu öffnen. — In dieser Stunde wurde in der katholischen Stadtkirche die Mitternachtsmesse gefeiert. — Eine Tür mitten am Hausberg sollte zu einem langen, schmalen Pfad führen, an dessen Ende die verborgenen Kostbarkeiten zu finden seien. Es könnte gut sein, daß jener lange Pfad vom Hausberg zu den versteckten Schätzen kein anderer als jener unter dem Bober hindurch war, wenn auch in umgekehrter Richtung, so daß die verborgenen Schätze dann in den Katakomben

waren. Mehrere Chronisten wie Zeller, Hensel und Herbst erzählten von dem armen Perückenmacher Kilian. Dieser hatte mit Erfolg versucht, in den Hausberg einzudringen. Zweimal war das gelungen, seinen mitgeführten Puderbeutel habe er mit Gold- und Silberstücken füllen können. Beim dritten Mal aber gelang das nicht. Vielleicht hat er in der Dunkelheit den geheimen Eingang verfehlt. Auf alle Fälle wurde Kilian, der Hirschberger Perückenmacher, in der Tiefe zerschellt zwischen Felsen aufgefunden.

Lange Zeit später konnte dort, wo einmal die stolze Hausbergburg stand, ein Wanderer eine Tasse Kaffee mit einer Rosinensemmel bekommen, oder auch einen Seidel Bier. Das schöne Panorama der Stadt vor dem Gebirgskamm hatte die Erinnerung an den habgierigen Perückenmacher verdrängt.

Kein Wunder also, daß es Caspar Gottfried Lindner, den poetischen Hirschberger Ratsherrn, zum Dichten drängte, diesen herrlichen Hausberg zu beschreiben:

*Wo die Alpen Schlesiens, wo die
anmuthsvollen Höhen,
Wo das Wunder der Natur, wo die
Riesenberge stehen,
Wo der Stangenberg nach Norden und der
Kynast vorwärts liegt,
Wo der Bober sich durch Straupitz und das
edle Hirschberg schmiegt,
Wo der Zacken seine Fluth durch
Warmbrunn und Hermsdorf schwenket,
Und zuletzt sein braunes Naß seinem
liebsten Bober schenket,
Wo der Märkelbrunn sein Wasser aus dem
Sattler rollen läßt,
Eben da, berühmter Hausberg! Eben da,
da steht dein Rest.
Wie, was schrieb ich denn: dein Rest?
läßt uns denn das Alter lesen,
Daß du größer als jetzt und vollkommener
gewesen?
Ja, vor zwölfmal fünfzig Jahren stand dein
Gipfel nicht so bloß;
Eine wohlgebaute Feste machte dich
doppelt groß,
Eine wunderschöne Burg und viel and're
selt'ne Sachen
Suchten deine platte Höhe ungemein
beliebt zu machen.
Bolko mit dem schiefen Munde, der so
manchen Sieg gethan,*



Die Postschänke in Hirschberg

*Der sein Land so treu beschützte, baute
dich und Hirschberg an.
O wie prächtig sah man dich damals in die
Wolken ragen!
O wie tapfer sah man dich deinen Feind
von dannen jagen!
O wie schämten sich die Böhmen, wenn sie
dich umsonst bekriegt!
O wie oft sprachst du damals: wiederum
einmal gesiegt!
Berg! den unser Schlesien ungemein
erkenntlich ehrte,
Berg! von dem man weiter nichts als
besond're Thaten hörte,
Berg! auf den das nahe Hirschberg, wenn
man Krieg und Fehde rief,
Wenn man Raub und Morden drohte, als
auf seinen Schutzberg lief.
Sage doch, wie mancher Fürst deine
Gegend hoch geschätzt,
Sage doch, wie mancher Held sich auf
deiner Höh' ergötzet,
Sage doch, wie mancher Ritter sich bei dir
berühmt gemacht,
Sage doch, wie mancher Krieger deinen
Ruhm in Ruf gebracht.
Dch die Mißgunst deiner Zeit heißt und
zwingt dich recht zu schweigen,
Keine Bücher, keine Schrift will von
deinem Ansehn zeigen;
Etwas aber weiß ich doch: Unter allen*

deinen Helden
 Kann ich einen, o wie gern! einen deiner
 liebsten melden,
 Dessen röhmlisches Geschlecht deine
 Gegend längst schon kennt,
 Deinen liebsten Friedrich Zedlitz; den man
 deinen Burggraf nennt,
 Nicht nur diesen, Gotschen auch, den die
 Großmuth so erhoben,
 Daß ihn bis auf diese Zeit keine Schriften
 sattsam loben,
 Gotschen, den berühmten Ritter, Gotsche
 Schofen, den die Welt,
 Für den Ausbund deutscher Helden, für
 den Kern von Streitern hält.
 Ehre g'nug, geliebter Berg! Ehre g'nug für
 deine Höhe;
 Thut dir auch der Zeiten Neid innigst und
 empfindlich wehe,
 Schmerzt dich, daß die Landgeschichten
 deine Helden übergeh'n?
 Zedlitz und der tapf're Gotsche können
 ja für Viele steh'n.

* * *

Der Hausberg war zur Zeit Lindners städtisches Eigentum; so hatte auch die städtische Garten-Deputation für seine Pflege zu sorgen.

Um bei der Poesie zu bleiben, sollte die der Schneekoppe nicht unerwähnt bleiben. Denn zum Ausgang des 17. Jahrhunderts kam einer der Kapellenwärter auf die gute Idee, die Bergbesteiger nicht nur mit Essen und Unterkunft zu versorgen, sondern auch ein Fremdenbuch anzulegen. In dieses ließ er dann alle Touristen etwas eintragen. Denn es waren ja schon mutige Leute, die sich zu dieser Zeit auf den beschwerlichen Weg auf die Schneekoppe machten, weder den Rübezahler noch furchtbares Wetter, Nebel und Schnee fürchteten für dieses große Erlebnis einer Koppenbesteigung. In Hirschberg sind später die ältesten Koppenbücher gedruckt worden. Sie umfaßten die Jahre 1696 bis 1737, geben davon Kunde, daß zwar der Glaube an den mächtigen Berggeist mit der zunehmenden Besteigung der Berge erheblich abgenommen hatte, daß aber auch um 1700 herum noch sehr viele Menschen an ihn glaubten, ja ihn sogar für ein lebendiges Wesen hielten, das man nicht in Zorn bringen sollte . . .

Aber nicht nur die Koppentouristen verstanden sich aufs Verseschmieden, oft ergriffen von diesem gewaltigen Naturerleb-

nis, nein, auch Kapellenwärter wie Gottfried Siegemund Bretter trugen sich zu Anfang des Buches mit eigenen Versen ein:

„Ich bin von hoher Hand zum Hüter hier
 bestellt,
 wem nun die Riesenkopp' zu schauen hier
 gefället,
 der melde sich bei mir nur unverzüglich an,
 weil ich darinnen ihm alleine dienen kann,
 doch darf ihn aber nicht ein kleines
 Trinkgeld dauern,
 denn wenn ich bei ihm bin, wird ihm die
 Haut nicht schauern.
 Ein jeder greif sich an, er weiß, was er
 kann geben,
 je mehr mir einer gibt, je froher will ich
 leben,
 und ihm gewogen sein, es muß doch etwas
 sein,
 er wird ihm gang und Geld gewißlich nicht
 gereu'n.“

Der diskrete Hinweis auf das Schauern war nichts anderes, als ein Hinweis darauf, daß der schlaue Wirt so tat, als stünde er mit Rübezahler auf bestem Fuß. In der Hauptsache aber verdiente er sein Geld mit Speisen und Getränken für die Bergsteiger, auch wenn Feinschmecker hier nicht auf ihre Kosten kommen konnten. Der Wein wurde bemängelt, weil er zu sauer war — vielleicht war es Grünberger und kein süßer Ungarwein —, jedenfalls soll so mancher Koppenbesteiger deshalb zornig gewesen sein und entsprechend seine Eintragungen gemacht haben. Doch der Koppenwirt war ein schlauer Fuchs, er sorgte vor gegen alle Vorwürfe seiner Bewirtung:

„Die kalte Küche muß ein jeder mitte
 bringen,
 weil ich den Garkoch nicht kann auf die
 Berge zwingen,
 doch wart' ich jedem auf für Geld in
 solcher Not
 mit Butter, Käse, Milch, mit Brantwein,
 Bier und Brot.“

Die meisten der damaligen Koppenbesteiger sollen zünftige Handwerker gewesen sein, die nicht ohne Stolz hinter ihrem Namen ins Koppenbuch auch ihren Stand eintrugen. Da hat sich doch 1705 ein Fleischer als „Hochfürstlich pfalzgräflicher Hoffleischhacker“ eingetragen, wie auch ein Müllergeselle nicht davor zurückschreckte, sich nach dieser Bergbesteigung als „wohlverordneter Gewerksbote des Müllerhand-

werks und Aufwärter in der Königlichen und Churfürstlichen Residenzstadt Berlin“ einzutragen.

Müller und Bäcker sollen auch die zahlreichsten unter den Schneekoppenbesteigern gewesen sein. Das Wandern war also zu dieser Zeit auch schon des Müllers Lust. Vielleicht sollte hier eine Bergsteigeresellschaft aus dem Jahre 1713 noch beschrieben werden, die aus neun Personen bestand. Doch in ihrer Begleitung befanden sich außerdem noch zehn Diener und vier Trompeter. Die große Touristengruppe begab sich zu Pferde bis zum Fuß der Schneekoppe, obwohl doch in alten Reisebeschreibungen zu lesen war, daß für ein solches Unternehmen die Pferde „gar muntre Knochen und fürsichtige Schritte“ haben sollten.

Wahrscheinlich aber nicht nur die Pferde.

Daß die Belohnung mit gutem Wetter und guter Aussicht nach solchen Anstrengungen weniger garantiert waren als bei den doppelt so hohen Alpengipfeln, geht aus vielen Eintragungen hervor.

Am 5. Juli 1702 schrieb Pastor Schmolke aus der Gegend von Lüben einigermmaßen enttäuscht ins Koppenbuch: „Unter Hagel, Sturm und Blitz, kamen wir vom Riesensitz, teils geritten, teils gegangen, teils getragen auf den Stangen, und an Kleider triefend naß. Schade um den schönen Spaß. Zweimal habe ich es getan, doch stehts mir nicht ferner an. — Gute Nacht ihr rauhen Spitzen. Ich will jetzt im Tale sitzen!“

Einer, dem der Wein nicht mundete, reimte seinen Unmut: „Leb wohl du Riebenzahl! Du schenktest sauren Wein. Ich will gewiß nicht mehr bei Dir zu Gaste sein.“

1711 beklagte sich einer über das Wetter: „O du Geier Rübezahl. Bist du denn von lauter Stahl? Bei uns'rem großen Klettern, läßt du 's so grausam Wetter, wir konnten nichts beschauen von Deinen trüben Plauden! Ich häng' Dich Rübezahl, an einen dicken Pfahl!“

Hier war auf alle Fälle der Rübezahl der Schuldige in den Augen der Koppenbesteiger. Eine andere Klage: „O Rübezahl, Du Rettigschwanz, was bist Du für ein Geist, ein ungeheurer Polterhans, der immer um sich schmeißt mit Regen, Wind und großer Kält. Das wünsch ich dir zum Lohne: Daß

Dich der Teufel aus der Welt verbann' und Dein nicht schone!“

Ein Mann aus Landeshut verbürgte sich in seinem Eintrag dafür, er habe den Berggeist gesehen, der hätte ihn auf einer Wiese so überrascht und erschreckt, daß er nie mehr in dieses Gebirge kommen wollte.

Ein Hirschberger aber hatte die Absicht, sein Eheweib dem Rübezahl zu vermachen, ja er bat ihn darum, ihn von seiner bösen und damit einmal nicht „besseren Hälfte“ zu erlösen. Deshalb schrieb jener geplagte unbekannt Mann aus Hirschberg ins Koppenbuch:

*„Weil sie so böse und gottlos ist
und schlägt dem Mann ins Angesicht.
Wenn sie beim Rübezahl hier wär',
so schlug' sie ihren Mann nicht mehr.“*

Das alles ist vergnüglich nachzulesen in einer topographischen und pittoresken Uebersicht über unser Riesengebirge von Dr. J. K. Hoser (1803) K. K. Hofmedicus und Leibarzt Sr. K. II, des Erherzogs Karl.

* * *

Das beginnende Jahrhundert bringt der Stadt sehr unterschiedliche Ereignisse und Veränderungen.

An anderer Stelle wurde bereits erwähnt, daß die Straupitzer „Unterthanen“ rebellierten wegen einer neuen Viehanlage. Deshalb wurden sie „zu Paaren“ getrieben. Es ging um 28 Reichsthaler Viehsteuer und Werbegeld und Beihülfe zu vier steinernen Brücken. Kurzum, sie wollten nicht zahlen und führten einen Prozeß gegen Hirschberg, wo noch einige der Ältesten von Straupitz deshalb zu Arrest einsaßen. Der „Redelsführer“ hieß Wolf. Doch die Stadt Hirschberg konnte den Straupitzer Untertanen beweisen, daß die Summe von jährlich 1320 Fl. an Steuern nicht viel wäre, gemessen daran, daß die Stadt jährlich 6600 Fl. abführen müsse und diese Last nicht allein tragen könne. Die Straupitzer Untertanen müßten doch wissen, daß die sich damit nicht nur den städtischen Hirschberger Anordnungen widersetzen, sondern, was viel schlimmer war, den kaiserlichen Befehlen! Es muß diese Untertanen nicht sonderlich beeindruckt haben, denn sie setzten ihren Prozeß gegen Hirschberg noch einige Jahre fort.

Zur gleichen Zeit begann man in Hirschberg und Umgebung gestreifte und gepünktete Schleier herzustellen. Diese wurden nach

französischen und schweizerischen Modellen verfertigt, wie sie jetzt im Welthandel verlangt wurden. Ähnlich wie damals der Girnth aus Hirschberg soll non ein Grunauer Weber die ersten Versuche mit dieser Art des Schleierwebens versucht haben und später die anderen darin unterwiesen. Es war also jene Zeit, in der die Schleierweberei um Hirschberg seine höchste Stufe an Fertigkeit erreicht hatte.

Doch eine ganz andere Begebenheit aus dem städtischen Leben wirft ein Licht auf diese Zeit: 1701, am 11. März, erhielt ein Heinrich Kühn die Bestellungsurkunde als Scharfrichter. Der Galgenberg war auf dem späteren Kavalierberg, in der Nähe des sog. Leichenhügels. Dort haben wir uns als Kinder im Winter fröhlich mit unseren Schlitten getummelt ohne zu ahnen, welche Schicksale sich dort erfüllten.

Jener Scharfrichter aus dem Jahr 1701 bekam gar sonderbare Vorschriften, da mußte er jährlich dem Herrn Bürgermeister und jedem Ratsmitglied jährlich ein Paar hundslederne Handschuhe geben.

Für seinen Unterhalt erhielt er freie Wohnung in der Meisterei, 10 Sgl. Wochengeld, dazu 4 Scheffel Korn, 4 Schock Reisig, auch 4 Reichsthaler Geld statt 8 Klaftern Holz. — Das läßt darauf schließen, daß das Holz schon geschont werden mußte; was ja auch aus einer früheren Eingabe an den Herzog von Schweidnitz und Jauer hervorgeht, keine neuen Glashütten in den Wäldern und keine weiteren Bleichen für die Leinwand zu genehmigen, um die Wälder zu schonen.

Beim Schießhause, ebenfalls auf dem Kavalierberg, bekam der Scharfrichter eine Wiese als Gräserei und außerdem von allen einheimischen Arrestanten auf 2—3 Tage einen bestimmten Betrag an Geld; Fremde, die einsaßen, mußten das Doppelte an ihn zahlen. Ferner, was an Obst und Gemüse, an Kuchelspeise, in die Stadt zum Markt gebracht wurde, davon erhielt er mindestens 4 1/2 Heller oder mehr. Wenn Jahrmärkte waren, mußten auch die Töpfer oder Seifensieder 4 1/2 Heller an ihn geben. Auch vom Viehausführen erhielt er je nach Größe der Tiere einen Anteil. Also war der Scharfrichter ein wichtiger Mann in der Bürgerschaft.

Viel schlimmer war, was er von den Verurteilten zu bekommen hatte, die für jede

Tortour oder Hinrichtung noch selbst zahlen mußten:

Für das Vorführen des Delinquenten bekam er nur einige Münzen, dagegen „für Tortouren aller Art“ 1 Reichsthaler, desgleichen für ein Ausstellen (und Anbinden) an den Pranger. Für Verweisen und Staupenschlag gab es zum Thaler noch einige Münzen (Staupsäule = Pranger). Doch für eine Hinrichtung mit dem Schwert oder dem Strang gab es 5 Rthl.; die nächste Steigerung dieser Fürchterlichkeiten war das Schwert, „denn aufs Rad zu leben, oder aufs kürzeste zu rädern . . .“, dafür erhielt Scharfrichter Kühn sogar 6 Rthl. Für eine Execution mit dem Schwert und hernach verbrennen wurden von den Hirschbergern 7 Rthl. gezahlt, für ein Vieh zu verbrennen erhielt Kühn 3 Rthl., aber für eine Hinrichtung auf Längste zu rädern und lebendig aufs Rad zu legen — 8 Rthl. Für die größte Tortour aber 10 Rthl., und das war „mit glühenden Zangen zu zwicken, zu schleppen, Riemen zu schneiden, ja zu viertheilen etc.“ —, wogegen für die Wegschaffung eines Selbstmörders nur 6 Thaler gezahlt wurden.

Wenn aber die Stadt den Scharfrichter nicht behalten oder er selbst nicht bleiben wollte, dann galt folgende Regelung: beide Seiten mußten das ein Vierteljahr vorher „aufsagen“, also kündigen. Außerdem mußte der bestellte Scharfrichter beim Rathaus 100 Rthl. niederlegen, an die sich die Stadtväter halten könnten, falls durch seine Schuld der Stadt ein Versehen oder ein Schaden entstünde . . .

Für die Stadt Hirschberg war das Jahr 1702 ein sehr schlimmes. Am 14. Juli brach gegen Mittag ein furchtbares Ungewitter herein, das nach Augenzeugenberichten sogar „ganze Klumpen Feuer“ herabgeschleudert haben soll! Über fünf Stunden blieb das Gewitter über der Stadt hängen — wovon auch wir in diesem Jahrhundert noch ein Liedlein singen können.

1702 aber erwarteten die Leute das Gericht des jüngsten Tages, was nicht verwundert, wenn man vorangegangene Jahrzehnte mit den Glaubensunruhen und Verfolgungen berücksichtigt.

Der Blitz habe an sieben Orten zugleich eingeschlagen. Er zerschmetterte nahe beim Schildauer Tor eine Pappel, zur gleichen Zeit traf dieser den Schildauer Kirch- und auch den Ratsturm. Die Männer im Turm,

die die Glocken läuten wollten, wurden betäubt. Auch in einer anderen Gegend, nämlich beim Pechwinkel auf der Glafeyischen Bleiche, schlug der Blitzstrahl gleich zweimal in die Erde, und das, nachdem sich das Gewitter verzogen hatte. Kalte Schläge also. Es kam noch schlimmer: wenige Minuten später schlug der Blitz ins Glafeyische Haus am Markt, durchfuhr es von oben bis unten. Im obersten Zimmer unterrichtete der Informator (Hauslehrer) gerade die Kinder. Er wurde auf der Stelle betäubt, eine auf dem Fensterbrett liegende Schrift fing Feuer und begann zu brennen, im unteren Zimmer aber traf der Blitz die Frau Glafey. Sie fiel auf der Stelle gelähmt um, warf die Bibel, die sie in Händen hielt, weit fort. Sie hatte darin einige gute Sprüche gesucht für einen Brief, an dem sie gerade schrieb. Von diesem Blitz getroffen war sie halbtot, und als man die Glafeyn aufhob — an einer Seite ganz verbrannt. Oben im Gebirge war zum Gewitter noch ein mächtiger Wolkenbruch dazugekommen, so daß in ganz kurzer Zeit der Zacken in ungeahnter Höhe zu Tale schoß und alles überschwemmte, von Petersdorf bis nach Hirschberg alle Brücken fortriß, alle Äcker durch Versandung unbrauchbar machte. Durch Bad Warmbrunn schoß das Wasser mittendurch und riß alle Getreidevorräte, Holzbretter- und Klötze mit sich. Alle Wege wurden unpassierbar, denn auch von Hermsdorf, Agnetendorf, von Kemnitz brachen alle Bergflüsse über die Ufer, auch der Queis von den Iserbergen herunter, oder die Katzbach auf der anderen Seite des Hirschberger Tales.

Viele Menschen und Vieh sind in den Fluten umgekommen, das Wasser hat vielerorts bis 24 Ellen tief gestanden (Elle: ein vom Unterarm bereits im Altertum abgeleitetes Längenmaß, besonders für Gewebe, zwischen 50 und 87 cm schwankend).

Kaum hatten sich die Menschen von dieser Katastrophe erholt, brachen große Feuer aus, darunter in der Straupitz, während die Straupitzer ihren Prozeß mit Hirschberg noch immer führten. Es gab teure Einquartierung vom Taffichen Kürassierregiment; als es 1703 im Mai abmarschierte, waren die Leute noch ärmer als zuvor. Das interessierte den Kaiser herzlich wenig, er brauchte auch wieder Geld, und zwar sofort, so daß den Ständen ein Subsidium Subitaneum (schnelle Hilfe) auferlegt wurde

mit der Maßgabe, sogar das Geld aus den Kirchen- und Hospitalkassen dazu zu nehmen. Hirschberg hatte innerhalb von 14 Tagen 2264 Floren zu bezahlen. Konnten sie das Geld noch zeitiger beibringen, dann wurden ihnen je hundert gestattet, 10 abzuziehen.

Doch als denkwürdigstes Jahr dürfte 1709 in die Stadtgeschichte dieses Jahrhunderts eingehen: am 13. Februar erhielt Hirschberg endlich die Erlaubnis, eine lutherische Kirche zu erbauen: die Gnadenkirche. Des späteren und heutigen Hirschbergs eindrucklichstes Bauwerk. Ihr ist die nächste Fortsetzung gewidmet.

Daneben macht der Magistrat mit dem benachbarten Dorfe Eichberg eine „Gränzberichtigung“, eine Grenzkorrektur, wie man heute sagen würde. Kaum sind die Schäden des Brandes von Straupitz gemildert, da brennt es schon wieder im Stall des Schillerkretschams, und später in Grunau. Da war am 10. November 1735 Hochzeit des Tobias Frömberg auf seinem Bauernhof. Und genau da brach das Feuer aus, vernichtete allen Vorrat, über 100 Schafe, 13 Kühe, auch das Gärtnerhaus nebenan. Und ein Jahr später wird wiederum das Hirschberger Tal von einem furchtbaren Hochwasser heimgesucht.

Seit 1700 aber beschwerten sich die Angehörigen der Breslauer Kaufmannschaft darüber, daß die Gebirgskaufleute, was ja vor allem die Leinenkaufleute waren, zahlreiche „Winkelniederlagen“ im Lande betrieben, die gegen das Niederlagenrecht verstießen! Das waren die Winkelniederlegungen Maltsch, Parchwitz, Glogau, Neusalz, Tschicherzig, Wilkau, Beuthen a. d. Oder, Liebchen und Aufhalt.

Die Hirschberger verluden ihre Güter hauptsächlich in Beuthen a. d. Oder (Kuhbeuthen). Daß man sie darin nicht abhalten konnte, reichten sie eine Beschwerde über das königliche Amt der Fürstentümer Schweidnitz-Jauer an das Oberamt in Breslau weiter, das zum Inhalt die „veraristierten Kaufmannsgüter“ in Beuthen hatte. Die Waren waren also festgehalten worden. Die Breslauer Kaufmannschaft verlangte vom Oberamt, daß den Hirschberger Kaufleuten befohlen werde, „ihre zu Beuthen in unbefugter Weise gelagerten und ausgeladenen Waren ad locum stalulae zu bringen“. Es nützte nichts.

Die selbstbewußte Gebirgskaufmannschaft benutzte Beuthen auch weiterhin als Niederlage vor der Einschiffung auf der Oder, und nicht wie befohlen, Breslau.

Als Grund wurde angegeben, daß die Spedition auf der Oder — je länger der Weg sei — zu lange dauere, da die Leineware vor allem zu sehr dem Wetter und dem Wasser ausgesetzt sei, was großen Schaden verursachen kann. Später sollten sie zum Ausbau der Oder 2000 fl. beitragen, doch wehren sie sich wiederum dagegen mit der Begründung, daß sie ja im Laufe der Jahre 1500 Kisten Leinwand zu Wasser über Berlin nach Hamburg jährlich versandt haben. Somit hätten die Hirschberger, Landeshuter und Schmiedeberger doch genug zur Erschließung der Oder als Speditionsweg beigetragen.

Die Gebirgskaufmannschaft brachte ihre Leinen- und begehrten Garnerzeugnisse ohnehin lieber auf dem Landweg in die Häfen, z. B. nach Antwerpen, von wo aus die Waren aus Schlesien nach Übersee gingen.

Jedoch nach Spanien, Portugal und Frankreich führte der Weg des Leinenhandels über Hamburg. Die nach England ausgeführte Leinewand ging von dort weiter zur Ausfuhr nach Afrika, zum Sklavenhandel, und zur weiteren Verwendung in englischen und spanischen Kolonien.

Ein Auszug aus einer Ausfuhrtafel be-
legt

für 1724:

gebleichte Leinenwaren für	1 404 200 Th.
rohe Leinenwaren	31 934 Th.

für 1740:

gebleichte Leinenwaren	1 488 136 Th.
rohe Leinenwaren	168 093 Th.

Um einen Wertvergleich zu haben sei bemerkt, daß seinerzeit ein Großknecht einen Thaler Lohn angerechnet bekam für ein Paar langschäftige Stiefel. Das waren 20 Mark.

Schleier- und Leinenhandel hatte Hirschberg und die anderen Gebirgsstädte wohlhabend gemacht, was sich in den Bauten der prächtigen Patrizierhäuser am Markt und nicht zuletzt an den nicht weniger prächtigen Begräbniskapellen auf dem Gnadenfriedhof widerspiegelte.

Doch bevor die Rede von diesen Prachtbauten ist, muß erst einmal der Hirschberger liebstes Kind, die Gnadenkirche, erbaut werden.

Während der Religionsunruhen hatte die Kirche von Stonsdorf keinen Geistlichen mehr. So kam es, daß während der 38jährigen Amtszeit des katholischen Hirschberger Stadtpfarrers Johann Konstantin Pank, dieser dann auch das Patronat über die verwaiste Kirche innehatte und dann selbst einige Geistliche dort einsetzte. Pank war gleichzeitig Erzpriester und Protonotarius und Commissarius episcopalis, also ein sehr angesehener Mann. Der Magistrat hatte ihn 1672 in dieses Amt berufen. Bei seinem Tode vermachte er der Stadtpfarrkirche sein Vermögen, das beachtlich gewesen sein soll, für die Erbauung eines neuen Hochaltars.

Hingegen waren die Evangelischen schlecht dran. Während der Amtszeit von Stadtpfarrer Pank begannen auch die Hirschbergischen, protestantischen Kinder im Alter von 6 — 13 Jahren sich im Freien zu versammeln, zu singen und zu beten. Am 13. Januar 1708 sollen sie sich erstmals auf der Knebelschen und später auf der Wenzelschen Bleichplane, gegenüber der Obermühle am Bober versammelt haben, um für das Wohl des Kaisers, des Landes und vor allem für ihre evangelische Religion zu beten. Das bei schönem Wetter. Bei Regen sollen diese Betkinder den Saal auf der Bleiche genutzt haben, vermutlich weil die Lutheraner in der Stadt diese Glaubensausübung nicht nur für erbaulich, sondern auch als nützlich betrachteten.

Eigenartigerweise behielten sie ohne Einwirken von Erwachsenen von selbst eine gute Ordnung, so daß ihr eigenartiger Ernst Zuschauer zu Tränen gerührt haben soll. Es wird erzählt, daß ein katholischer Gerichtsdienner mit dem Auftrag, die Betkinder zu vertreiben, nicht dazu imstande war, es vor lauter Rührung nicht tun konnte. Geistlichkeit und Magistrat waren bestrebt, dieses Beten unter freiem Himmel zu stören, da es dabei immer auch um die Religionsausübung ging, wenn auch nach Kaiser und Vaterland. Die gegenteilige Meinung sprach von Kindergeplärre.

Bald hörten diese Gebete im Freien auf, schon deshalb, weil die Kinder anfangs selbst viel Spaß an ihrer frommen Unterhaltung hatten, daß einige darüber sogar Essen und Trinken vergaßen, durch Fenster oder gar Ofenlöcher ins Freie gekrochen waren, um dabei zu sein. Denn viele Eltern hatten dies ihren Kindern verboten und

sperren sie ein, viele jedoch sollen später diesem heiligen Eifer nachgegeben haben, um nicht gegen Gott zu streiten.

Der Wunsch nach einer eigenen protestantischen Kirche wird lauter und lauter. Denn nachdem die Hirschberger Stadtkirche ganz allein wieder den Katholiken überlassen werden mußte und die lutherischen Bewohner zur Ausübung ihres Gottesdienstes weite Wege über Land zu bewältigen hatten wie nach Harpersdorf und Probsthain beim Spitzberg. Beides gehörte zum Kreis Goldberg und dieser wiederum zum Fürstentum Liegnitz, wo es hin und wieder noch protestantische Pfarrer oder Lehrer gab.

Der Besuch dieser Kirchen war sehr beschwerlich, mußten doch bei schlechtem Wetter und ebensolchen Wegen bis zu drei oder dreieinhalb Meilen zu Fuß oder mit Wagen zurückgelegt werden (1 preuß. Meile = 7532,485 m). In Scharen kamen die Protestanten aus allen Richtungen in die wenigen Kirchen, so daß der Raum bald überfüllt war und die später Ankommenen draußen stehen mußten, ja oft diese weiten Wege umsonst gemacht hatten.

Nicht selten schlugen die Riesengebirgler auch den Weg nach den Grenzkirchen am Queis ein wie nach Steinkirch, in die Bethauskirche nach Seifersdorf im südlichen Zipfel des Kreises Bunzlau. Am schlimmsten war es, wenn ein neugeborenes Kind unter diesen Umständen evangelisch getauft werden sollte: als erstes mußte dem örtlichen katholischen Geistlichen die Taufgebühr bezahlt und dann dieser unsichere Weg in das nächste protestantische Gotteshaus angetreten werden. Oft ist gewartet worden, bis so ein Täufling zwei Jahre alt war, um die Strapazen einer solchen Unternehmung zu überleben. Daß die Menschen dieser Zeit alle Bedrängnis für ihren lutherischen Glauben ertragen haben, nötigt noch heute unseren Respekt. Kein Wunder also, daß der Wunsch nach einer eigenen Kirche immer lauter wurde.

Eine Möglichkeit bot sich endlich, als in der Altranstädter Konvention 1707, die der König von Schweden, Karl der XII, mit dem Kaiser in Wien schloß. Wodurch den Protestanten in Schlesien eine freiere Religionsausübung zugestanden wurde als bisher.

Die Unterhandlungen des schwedischen Königs hatten endlich Erfolg: der königlich schwedische Gesandte Henning, Freiherr

von Strahlenheim konferierte mit dem Bevollmächtigten des Kaisers Joseph I. zu Breslau, so daß eine eigene Kirche für die Stadt Hirschberg in greifbare Nähe rückte. Schlesien wurde die Gnade zuteil, noch sechs evangelische Kirchen erbauen zu dürfen. Am 8. Februar des Jahres 1709 wurden die Beschlüsse der Verhandlungen in Breslau bekannt, womit nun endlich Gewähr gegeben war, daß die Altranstädter Konvention ihre Erfüllung fände. Schon am 9. Februar, also einen Tag später wurde Hirschberg davon in Kenntnis gesetzt, daß nun endlich die Städte Hirschberg, Landeshut, Freistadt, Sagan, Militsch und Teschen evangelische Kirchen und auch Schulen erhalten sollten.

Der Jubel war unbeschreiblich.

An diesem schmälerte auch nicht die Tatsache, dem katholischen Pfarrherrn genau wie bisher jede Amtsverrichtung bezahlen zu müssen, auch wenn er sie nun nicht mehr selbst verrichtete. Kein materieller Schaden durfte ihm dadurch entstehen. Man war ja an Opfer gewöhnt. So darf es nicht wundern, daß des Kaisers Gnade keineswegs umsonst war: er brauchte ein Darlehn von 100 000 Fl., auf dessen Rückzahlung niemand ernstlich wartete, und dazu noch ein Geschenk aus lauter Dankbarkeit: nämlich 3 000 Dukaten. Auch der Schwedenkönig und sein erfolgreicher Gesandter Henning Freiherr von Strahlenheim verdienten an der Hirschberger Gnadenkirche, noch bevor der Bauplatz überhaupt gefunden war.

Im wahrsten Sinne des Wortes haben sich die Lutherischen ihren Glauben etwas kosten lassen müssen. Doch ging es mit dem langersehten Vorhaben voran: am 13. Februar 1709 kam ein Schreiben vom kaiserlich-königlichen Amt in Schweidnitz vom Landeshauptmann, dem Grafen von Schafgotsch, an den Magistrat von Hirschberg. Dieses wurde inhaltlich der Bürgerschaft am 19. Mai bekanntgemacht, die sich auf dem Marktplatz versammelte. In dem Schreiben hieß es, Graf von Sinzendorf, sowie er, Graf von Schafgotsch, haben bereits den Befehl erhalten für die Absteckung eines Platzes für den Bau der Gnadenkirche. Gleichzeitig wurde der Bürgerschaft aufgegeben, aus den eigenen Reihen angesehenen und rechtschaffenen Bürger als Kirchenvorsteher zu erwählen. Kaum war diese Anordnung bekanntgeworden, da eilte man sich, Bauholz zu beschaffen. Schon am 15. März

wurde das erste angefahren und zunächst auf dem Bredelschen Acker hinterlegt. Er grenzte an den Hl.-Geist-Kirchhof an.

Wichtig war es, eine passende Stelle für die zu erbauende Kirche und die ebenfalls genehmigte evangelische Schule zu finden. Das war nicht sehr schwierig, weil viele Bürger der Stadt sich diese Kirche sehnlichst wünschten. Deshalb war die von Buchsische Familie sofort bereit, dafür ihren schönen großen Garten vor dem Langgassentor herzugeben. Ja, es wird berichtet, daß Frau von Buch sich nichts sehnlicher wünschte, als daß ihr Garten gewählt würde. Auch die Glafey'schen Besitzungen, ebenso der Adolph'sche und später Hänel'sche Garten. Als weiterer wurde der Kämmersche Acker, vor dem Schildauer Tore vorgeschlagen.

Obwohl viele für den Buchsischen Garten waren, und der Kämmersche Acker doch weit vor der Stadt lag damals, wurde dieser von dem Baumeister Martin Frantz aus Reval, das damals zu Schweden gehörte, vorgeschlagen als der geeignetste. Diese Wahl wurde am 29. März mittags um 13.00 Uhr getroffen. Zügig ging es weiter: schon am 5. April 1709 bekam die Bürgerschaft einen Befehl zur Ernennung der Kirchenvorsteher und wurde auch mit dem endgültig bestimmten Platz zur Erstellung der Kirche bekanntgemacht.

Sogleich wurden zwei Deputierte gewählt; es waren die angesehenen Kaufleute Gottfried Glafey und Adam Steuer. Sie wurden mit den Ergebnissen nach Jauer geschickt, um von dort die Bestätigung der erwählten Mitglieder des neuen Kirchenkollegiums zu erhalten. Erst dann konnten diese der Bürgerschaft vorgestellt werden.

Dies waren als Kirchenvorsteher

Herr Bernhard Bonit von Mohrenthal auf Peterswaldau, Steinkutzendorf, Dorotheenthal, Peukersdorf und Faulbrück

Herr Melchior Süssenbach, Stadtsyndikus

Herr Daniel von Buchs, Erbherr auf Peltzig, Gerichtsschöppe und Kaufmannsältester

Herr Adam Steuer, Kaufmannsältester

Herr Christian Mentzel, Kaufmannsältester

Herr Gottfried Baumgart, Kaufmannsältester

Als Kirchendeputierte von der Bürgerschaft wurden gewählt:

Herr Gottfried Kleiner, Stadt-Rentenmeister

Herr Daniel Krebs, Goldschmidt

Herr Christoph Körner, Fleischerältester

Herr George Friede, Tischlerältester

Der Sehnsucht nach diesem Kirchenbau angemessen waren auch die Feierlichkeiten zur Absteckung des Bauplatzes, festgesetzt auf den 22. April, wo bereits am 20. die ersten hohen Gäste eintrafen wie der Diakonus zu Schweidnitz, M. Gottfried Balthasar Scharffe, der auf diesem Platz den allerersten Gottesdienst halten sollte. In Bad Warmbrunn einquartiert waren bereits der kaiserliche Kommissarius Ludwig Graf von Sinzendorf und Poltendorf, kaiserlicher Hoff-Kriegs-Rath, Kämmerer, Oberster Feldwachtmeister und Gesandter am königl. schwedischen Hofe; zudem der Landeshauptmann der Fürstenthümer, Hanns Anton Graf von Schafgotsch. Diese trafen dort abends um 22.00 Uhr ein.

Am 21., dem Sonntag Jubilate, kamen als Deputierte des Kirchenkollegiums nach Bad Warmbrunn, Melchior Süssenbach und Kaufmann Gottfried Glafey, um sie zu begrüßen.

Am Abend dieses Tages begaben sich die hohen Herrschaften mit ihrer Begleitung »incognito« nach Hirschberg, um die vorgeschlagenen Plätze noch einmal selbst in Augenschein zu nehmen.

Auf der Zackenbrücke aber kamen ihnen viele Bürger entgegen, um zu erfahren, was nun beschlossen ward. Doch die hohen Herren ritten beim Burgtor vorbei, um die Stadt herum bis zum Kämmerschen Acker. Er gefiel ihnen ausnehmend gut und bestens geeignet. Denn beim Adolph'schen Garten war die Zufahrt zu eng, das Glafey'sche Haus lag zu nahe an der Hl. Geist-Kirche, und den schönen Buchsischen Garten fand man »nicht schicklich« für eine Kirche.

Den Tag darauf mußte sich die Bürgerschaft vom Adolph'schen Hause an bis zur Zackenbrücke als Spalier aufstellen, als die Herren der Stände des Jauerschen Fürstentums einrückten unter der Anführung des Hauptmanns von Dobschütz auf Langenöls. Sie wiederum ritten den Herren Kom-

missarien zu Pferde entgegen bis ins freie Feld. Dort begrüßte sie der noch junge Baron von Zedlitz auf Schildau. Von hier aus ritt dem Zuge nun der Adel mit bloßem Degen vor, denn Legationsrat Bontenrieder von Adelshausen fuhr in einem sechsspännigen Wagen, von großem Gefolge geleitet, heran. Ihm folgten, ebenfalls jeder sechsspännig, die beiden Kaiserlichen Kommissarien.

Um 14.00 Uhr fuhr dieser sehenswerte Zug durch das Burgtor in die Stadt ein, willkommen geheißt vom Magistrat, während vom Rathausurm Musik erschallte und auch Salut geschossen wurde. Bürgermeister Joseph Kretschmer empfing alle Abgesandten und Gäste, ließ durch den Stadtphysikus Süssenbach noch einmal erklären, daß die Bürgerschaft gern den Buchsischen Garten als Platz für die Kirche wünschte. Darauf erklärte Graf Sinzendorf, er habe nicht den Order, einen Platz zu einer großen steinernen Kirche so nahe an der Stadt abzustecken. Auf dem Kämmerschen Acker dürfe man schließlich bauen wie man wolle. Die Leute sollten dorthin marschieren. Später hat es sich dann gezeigt, daß man keinen besseren Platz für die Gnadenkirche hätte wählen können.

Die Menschen standen in einem weiten Kreis, in der Mitte die Kommissarien und der Adel zu Pferde, die Feierlichkeit begann. Graf Schafgotsch eröffnete sie mit einer Rede, verwies auf die kaiserliche Gnade, die nun der evangelischen Bürgerschaft erlaubte, eine Kirche und eine Schule zu erbauen. Den Grafen von Sinzendorf bat er, dieses Werk zu vollziehen und auch Vorschriften zu beachten. Schafgotsch hoffte, daß dieses Tages Andenken »auch bei der Nachwelt erfreulich seyn werde.« Wie wir wissen, hoffte er nicht umsonst.

Graf von Sinzendorf antwortete Graf Schafgotsch darauf, daß er die gegenwärtige Verrichtung mit Vergnügen übernehme; wünschte, daß sie dem Vaterlande zum Besten, dem gräflich Schafgotschen Hause zum beständigen Ruhme gereichen möge; und er hoffte, daß die Kommunität sich bei dem Anblicke ihrer Kirche an die Pflichten gegen Gott und den Kaiser erinnern werde. Graf Sinzendorf schloß mit den Worten: »Magni iosephi clementia major«, ließ sich das extra dafür angefertigte Gnadenzeichen geben, auch Graf Schafgotsch ergriff dieses, und gemeinsam steckten es beide in die

Erde, um den Platz dann dem Kirchenkollegium zu übergeben, sich mit einer Verbeugung zurückziehend.

Ein gebürtiger Schmiedeberger, Johann Gerstmann vertrat die Stelle eines Konsulenten und dankte mit einer kurzen Rede für die kaiserliche Gnade und auch für die Bemühungen der Herren Kommissarien. Gemeinsam sangen einheimische und fremde Zuschauer bei diesem großen Ereignis das Lied: »Allein Gott in der Höh sey Ehr«.

Bei dem Gnadenzeichen mußte eine Wache aufgestellt werden und nah dabei wurde das sogenannte Mohrenthalsche Zelt aufgeschlagen. Es diente als provisorischer kirchlicher Raum.

In etwa einer guten Stunde war diese feierliche Zeremonie abgewickelt worden. Das wichtige Gnadenzeichen als Symbol für die Erlaubnis war ein eiserner doppelter schwarzer Adler mit dem kaiserlichen Wappen, in der Mitte mit dem Buchstaben »J«. Auf einer ganz vergoldeten Pickel ein roter und ein goldener Helm, alles auf einer 6 Ellen langen Stange, damit sie in die Erde gestoßen werden konnte. Um diese, gleich unter dem Adler, schlängten sich ein gelbes und ein schwarzes Band.

Nach Beendigung der Feierlichkeiten wurden bereits die ersten Kinder getauft von Diakonus Scharffe aus Schweidnitz.

Der erste Täufling war ein Sohn des Johann Leopold von Reibnitz auf Buchwald mit dem Psalm 7,56 der Apostelgeschichte: »Ein offener Himmel über dem ersten Mal eröffneten Taufsteine«. Auch ein Sohn des Kaufmannes Gottfried Baumgarten des jüngeren gehörte zu den ersten, genauso wie der 3. Sohn des Kaufmannes Kaspar Gottschling. Die anderen fünf waren vom Lande.

Das Kantoramt wurde auf drei verteilt: M. David Zeller, Gottlob Pitschmann und Tobias Weber. Als Glöckner fungierte Gottlob Böttner, der Gottesdienst konnte bereits behelfsmäßig stattfinden. Schon am 23. April 1709 hielt der Schweidnitzer Diakonus das erste Morgen Gebet um 7.00 Uhr in der Früh. Zwei schwangere Frauen verlangten Beichte und Kommunion, anstelle eines Altars benützte man einen einfachen Tisch mit zwei Kerzen und Kruzifix. Am nächsten Sonntag strömten so viele Gläubige herbei, daß als Hilfe auch noch Pastor Prim aus Lauban und Gottfried Edelmann

aus einem der Dörfer predigten. 24 000 Menschen hatten sich versammelt, so daß sogar noch in der Kämmerschen Scheune Beichte gehört werden mußte. Drei Paare wollten am Nachmittag getraut werden; es ging nicht anders, in Zelt und Scheune mußten die Gottesdienste fortgesetzt werden. Schon im Mai waren 1 500 Kommunikanten zu verzeichnen, am 7. Mai war die erste Trauung eines Fleischers, wo erstmals die Brautmesse gesungen wurde. Am Himmelfahrtsfest gar waren auf einmal 1100 Kommunikanten, einen Tag später schon wieder 360, so daß Diakonus Samuel Pirscher aus Jauer, den man sich als Verstärkung erbeten hatte, eine Art allgemeiner Beichte abhalten mußte, um überhaupt durchzukommen.

Ohne Zweifel waren die Menschen um Hirschberg geradezu ausgehungert in ihrer Glaubensausübung, soweit es die evangelische betraf. Um diesem Andrang Herr zu werden, baute man eine Interimskirche aus Holz auf, dort, wo später der Friedhof angelegt wurde, am Bergabhang, gegen Nordwest. Stattliche 70 Ellen lang, 64 Ellen breit und 15 Ellen hoch. Der Bau hatte drei Chöre (Emporen) übereinander, war bequem hergerichtet, so daß er viele Gläubige aufnehmen konnte. Die Kanzel war eine Tischlerarbeit von Melchior Mentzel, verziert von Maler Parrat. Sie stand in der Kirchenmitte. Auch der Taufstein war Tischlerarbeit, ebenfalls von Mentzel, der ihn der Kirche zum Geschenk machte. Später wurde dieser mit einem Taufengel ausgetauscht, Kaufmann Christian Melchior Körner schenkte ihn. Am 2. August 1710 wurde der Engel zwischen der Kanzel und dem Altar feierlich aufgehängt.

Nun, da Gottesdienst zunächst einmal unter Dach abgehalten werden konnte, war es Zeit, mit dem Bau der steinernen Gnadenkirche zu beginnen. Trotz heftigem Schneegestöber und Kälte konnte am 17. Mai der Bau abgesteckt werden, fünf Tage später kam noch einmal das ganze Kirchenkollegium zu einem Gebet auf dem Platz zusammen und erteilte den Arbeitern den Anfang ihres Auftrages. Worauf auch die Arbeiter knieend noch einmal ein Vaterunser sprachen, bevor sie damit begannen.

Am 4. Juni konnte der Grundstein gelegt werden. Das war für einen Tag früher vorgesehen, doch die Handwerksmeister weigerten sich, weil Baumeister Martin Frantz,

in Liegnitz wohnend, noch nicht Hirschberger Bürger und Meister geworden war.

Am Morgen dieses denkwürdigen Tages hielt Pastor Knorr aus Großwandrisch im Kreis Liegnitz das Frühgebet, denn Lehrer Storch war mit 40 Knaben gekommen. Auch ein Pastor Gerber aus Meffersdorf half aus und führte die Prozession an. Der Platz erschallte wider von dem alten Danklied: »Herr Gott, dich loben wir«, dann stieg der Landesälteste, Herr von Spiller, hinab in die Baugrube, ergriff die Kelle und warf dreimal Kalk auf den Grundstein, nahm einen Hammer, tat drei Schläge auf diesen, was ihm die Kirchenältesten und Maurer nachfolgten. Pastor Knoll hielt eine Dankrede und danach erklang das Lied: »Nun danket alle Gott«.

Der Bau wuchs, am 15. Juli begann man auch die Grube für die Grundmauern der Schule auszugraben. Der Gottesdienst ging weiter in der Holzkirche, der Nadler (Schneider) Georg Reichstein hatte eine kleine Orgel gestiftet.

Doch nun wetteiferten die Hirschberger Bürger mit ihren Stiftungen, schon kurze Zeit später wurde die kleine Orgel durch eine größere von dem Kupferschmied Jeremias Wenzel ersetzt, beziehungsweise aufgesetzt. Ein Geschenk ebenfalls, das Wenzel auch gut zu spielen verstand, bis zum Eintritt von Kantor Volkmar, der sich ebenfalls gut aufs Orgelspiel verstand. Einen Monat später, im August, hat der Hirschberger Tischler Johann George Mentzel, wegen seiner thürigischen Herkunft nur »der Eisenacher« genannt, einen größeren Altar gefertigt und bemalt, der Kirche zum Geschenk gemacht.

Während der Bauzeit der Gnadenkirche wurde nicht versäumt, für Prediger zu sorgen. Da waren: Pastor Müller von Holzkirchen bei Lauban, Diakonus. Mit dem Primariat wurde Johann Neunherz aus Lauban betreut, Diakonus Mosemann kam aus Harpersdorf, ebenfalls M. Christian Kahl, wurde Archidiakonus in Hirschberg.

So hatte man nun auch genügend evangelische Lehrer, aber diese mußten vom Kaiser bestätigt werden, und da gab es eine Schwierigkeit, die durch Heirat gelöst wurde. M. Möller war ein Ausländer. Leider wird nicht berichtet, von wo er war. Aber ein kaiserlicher Befehl fordert, daß als Lehrer nur Inländer gewählt werden dürfen. Möller also heiratete eine vermögende

Hirschbergerin, die »liegende Gründe« be-
saß. Grundstücke vermutlich.

Da die Kirche noch keine Einnahmen
hatte, konnte den Glöcknern noch kein Ge-
halt gegeben werden; sie konnten höchstens
von der täglichen Einnahme bei den Amts-
verrichtungen leben, hatten freie Woh-
nung. Zwei von ihnen mußten sonntags die
Vorbitten in der Sakristei besorgen, zwei
andere gingen mit dem Klingelbeutel her-
um. Das waren der erstmals genannte Gott-
lob Ehrenfried Böttner, dann Johann Phi-
lipp, bisheriger gräflich Schafgottscher Ta-
feldecker, Johann Christian Neumann,
Bürger und Rotgerber aus Hirschberg.

Neben der Kirche war ein Glockenstuhl
erbaut worden, dort wurde am Heiligen
Abend 1709 die erste Glocke aufgehängt,
sie wog 4,5 Zentner und war von Christian
Dämminger aus Liegnitz gegossen worden.
Zur Christnacht erklang ihr Läuten erst-
mals, und es mag für die Bürger der Stadt
eine unvergeßliche Christnacht gewesen
sein nach allen diesen Jahren der Bedräng-
nis und des Hoffens. Vom gleichen Glocken-
gießer ist die nächste, 11 Ztr. und 8 kg
schwer, ein halbes Jahr später, am 29. No-
vember 1710 hat der Meister auch die größ-
te Glocke fertig. Sie wiegt 26 Ztr. und ko-
stete 890 Rthlr. Sie wurde sofort bezahlt
und aufgehängt.

Im Januar 1711 soll die erste Hirschber-
gerin, Frau D. Körner, auf dem neuen
Friedhof beerdigt werden, doch machte die
katholische Geistlichkeit Schwierigkeiten,
es ging um die Abgaben. Deshalb wird spä-
ter von Abgeordneten des Magistrats, der
Schöppen und Ältesten mit dem kath.
Pfarrer ein freundschaftliches Abkommen
ausgehandelt, das gültig bleibt, bis die
preußische Regierung all diese Abgaben an
eine fremde Religion abschaffte.

1715 war die neue Kirche so weit gebaut,
daß der Turm fertig war, am 9. Oktober
konnte der Knopf aufgesetzt werden, dar-
über ein mit Strahlen umgebenes Kreuz
(keine Windfahne), Kupferschmied David
Wenzel hatte den Knopf, Elias Wenzel das
Strahlenkreuz gefertigt, 9 Ellen lang, 3 El-
len breit, 7 Ztr. schwer.

Der Tag ist mit großer Feierlichkeit be-
gangen worden. Mit Pauken und Trompeten,
Liedern und Gesängen. Ein riesiges
Freudenfest, für das sogar eine Extra-Arie
entstand. Es ist ein Gedicht mit 13 Versen,

von denen hier eine kleine Auswahl zu lesen
ist:

*Unendlich guter Kirchpatron,
wie groß ist deine Treu.
Du kriegst geringen Dank davon,
doch bleibt die Gnade neu.*

*Wir preisen unsern Joseph gern,
der solche Freiheit gab.
Man streut dem gloriösen Herrn
noch Blumen auf das Grab.*

*Auch Kaiser Carl entzeucht uns nicht,
was unsern Geist ergötzt.
Der ist nach Gott das größte Licht,
das uns in Freude setzt.*

*Halt Kaiser Karl in deiner Hut,
sein Reich in deiner Macht.
Dein Schafgotsch bleibt uns allen gut,
nimm auch die Ständ in Acht.
Schütz unsern Rat, hülf unsrer Stadt,
und ganzen Kreuzgemeind'.*

Nach dem Gesang kam der Baumeister
mit seinen Maurern und Zimmerleuten an-
gezogen, voran ein Maurerjunge mit einem
vergoldeten Zirkel in der Hand. Hinter dem
Baumeister der Polier und Rüstmeister,
Maurergesellen mit Gewehren, Zimmer-
meister und Gesellen mit blanken Winkel-
haken, mit Äxten. Sie stiegen auf den
Turm, um den Knopf und das Kreuz aufzu-
setzen, dann trank man auf die Gesundheit
des Landesherrn, seiner Gemahlin, Ober-
amt und Landeshauptmann, Magistrat,
Kirchenkollegium und Bürgerschaft. Dazu
Trompeten- und Paukenschall, und jedes-
mal schossen die Maurer ihre mitgebrach-
ten Flinten ab. Die Riesenfeierlichkeit en-
dete ohne Unglück.

1717 war der Turm so weit ausgebaut,
daß die Glocken von dem hölzernen Turm
nun in den neuen aufgehängt werden konn-
ten. Dazu ließ sich ein Polier mit der gro-
ßen Glocke nach oben ziehen, kam aber
mit dem Daumen zwischen den Kloben.
Dieser wurde ihm zerquetscht, man mußte
ihn ohnmächtig herab- und die Glocke oh-
ne ihn hinaufbefördern.

1718 war die Gnadenkirche fertig, am 9.
Mai konnte sie übergeben werden. Sie er-
hielt den Namen »Zum Kreuze Christi«,
wurde nach dem Vorbild der Katharinen-
kirche in Stockholm erbaut, nicht zuletzt
aus Dankbarkeit für die Hilfe des schwedi-
schen Königs für die evangelischen Schle-
sier. So mag auch die Vorliebe für die nor-

dische Ausprägung von vielen Hirschberger Barockbauten zu erklären sein, so benannt nach den Baumeistern Martin Frantz aus Reval und Thomas Weißkopf aus Oslo.

Die Gläubigen versammelten sich am 9. Mai 1718 schon um 6.00 Uhr morgens vor der hölzernen Kirche und zogen nach Gesängen und Vorbereitungsandachten in die neue Kirche ein. Pfarrer Möller hielt eine Predigt, es folgten Schüler und Lehrer, Kirchenvorsteher und Deputierte, und viele Älteste der Bürgerschaft. Obervorsteher Glafey trug das Gnadenzeichen, es wurde am Altar befestigt. Trompetenmusik und Pauken begleiteten den feierlichen Zug in die Kirche, dann setzte die Orgel ein und spielte so lange, bis alle ihre Plätze eingenommen hatten und gemeinsam sangen: »Großer Gott, wir loben dich«. Noch hatte die neue Kirche die alte, kleine Orgel.

Wohltäter und edle Spender machten die neue Kirche zu einem kunstvollen Kleinod: da war Kaufmann Melchior Berthold zu Görlitz. Er heiratete in Hirschberg die Witwe seines bisherigen Patrons, kam zu einem ansehnlichen Vermögen, vermachte es der Kirche für eine kostbare Kanzel, obgleich ihm nach diesem Entschlusse noch vorher das Haus abbrannte. Der Hirschberger Kaufmann Johann Martin Gottfried machte den herrlichen Taufstein aus Alabaster und Marmor zum Geschenk und Kaufmann Christian Mentzel, Herr von Lomnitz und Berbisdorf, das bis heute einmalig wertvollste: die prachtvolle Orgel (1725), die aber erst 1727 aufgesetzt werden konnte, hinter dem Altar, auf die Sakristei. 1729 kam als erster Organist Johann Balthasar Reyman von der Magdalenenkirche zu Breslau nach Hirschberg. Kaufherr Christian Mentzel ließ auch 1733 noch den Altar abtragen, weil er so nicht zu der prachtvollen Orgel paßte, und durch Tischler Hilscher erneuern.

Auch andere Wohltäter schmückten ihre Kirche: So ließen Kaufmann Gottfried Ullmann und George Friedrich Schmidt Kuppel und Decke mit herrlichen Deckenmalereien schmücken durch zwei bedeutende Künstler: Willmann-Schüler Hoffmann und den aus Bayern stammenden Felix Anton Scheffler. Einen weiteren Teil der Deckenausmalung steuerte mit seiner Geldspende Kaufmann Johann Heinrich Martens zu, dagegen ließ Kaufmann Böhmer beide Kaiser, Joseph und Karl VI., in Le-

bensgröße malen. Ihre Bilder sind auf beiden Seiten des Orgelprospektes. Kaufmann Friedrich Wilhelm Winkler aber gab den Auftrag, Prediger Neunherz, den Älteren, und Kahl, den Älteren, in Lebensgröße zu malen und neben dem Altar aufzustellen.

Andere vermögende Wohltäter ließen in die freien Felder an der Empore biblische Sprüche schreiben nach dem Vorbild der Friedenskirchen Jauer und Schweidnitz, so daß nach Jahren die Hirschberger Gnadenkirche ein einmaliges Bauwerk in ihrer Ausstattung war, in der auch das prächtige Gemälde des berühmten Hirschberger Handelsherrn Christian Menzel, nachmaliger Herr von Lomnitz und Berbisdorf, nicht fehlte.

Man spendete mit freudigem Herzen, vergaß aber auch nicht, darauf hinzuweisen, wer so freudig gespendet hatte, damit ein solches Bauwerk als gemeinsames Werk der Bürgerschaft entstehen konnte. Daher war diese Gnadenkirche in ihrer Entstehungsgeschichte und nun als Baudenkmal, aber auch als behütender Ort des Glaubens etwas Einmaliges für die Bürgerschaft, sie war Spiegel Hirschberger Lebens in alter Zeit. Jeder steuerte dazu bei, was er konnte, einer war für den anderen da, die Reichen wie die Armen. Denn diese Kirche war ihr gemeinsames Werk. Um sie mußte mehr gekämpft werden, als um andere Kirchen. Die spendablen Handelsherrn verstanden es auch, auf dem neuen Kirchhof von der Kirche zum Kreuze Christi ringsum ihre Begräbnisstätten als herrliche kleine Barockkapellen bauen zu lassen. Heute verfallende, ehemalige Baudenkmäler, die einst den Zorn Friedrichs des Großen wegen ihrer Aufwendigkeit herausgefordert hatten. Nun, er hätte Kaufherr werden sollen, statt König, sollen sie sich zugeflüstert haben. Ohne sie wäre Hirschberg um viele Barockbauten und solche aus dem Rokoko, wie das Goldene Schwert mit der angeblich schönsten Rokokofassade Schlesiens, ärmer.

Die Zeit Friedrichs des Großen

Das beginnende 18. Jahrhundert steht auch für Hirschberg und sein Umland im Zeichen Friedrichs des Großen. Beinahe hat alles, was geschieht, irgendwie mit ihm zu tun. Zuvor aber wirft das ausgehende 17. Jahrhundert noch seine Schatten, wird auch von einem anderen Gewerbe als dem der Herstellung von Leinen, Garnen und Schleierleinen die Rede sein müssen: vom Glas.

Die Geschichte der Glashütten auf der schlesischen Seite des Riesengebirges soll im 15. Jahrhundert begonnen haben. Nach einer Reisebeschreibung aus dem Jahre 1430 wird auf jenen berühmt gewordenen Wälen, auch als Welscher bezeichnet, auf den Breslauer Bürger Antonius von Medici, vermutlich aus Florenz stammend, hingewiesen. Seine Frau Margarethe war aus Breslau, das Paar hatte in der St. Albrechtsgasse gewohnt. Er war nicht nur ein tüchtiger Kaufmann, sondern auch einer der fachkundigen Goldsucher und ins Gebirge geholten Gesteinsfachleute. Anton Wale hatte zwecks Gesteinsstudien das Gebirge erwandert und Materialien gefunden, die zur Glasherstellung notwendig waren. Ausreichend Holz, Quarze und weißes Arsen, aus dem die Arsensäure gewonnen wird, das zum Reinigen des Glases während des Schmelzvorganges benötigt wird. Man nimmt sogar an, das venezianische Glaskünstler ihren Arsenbedarf mit Lieferungen aus dem Riesengebirge deckten. Wahrscheinlich hat die erste Glashütte in Hirschbergs Weichbild bei Schreiberhau im Weißbachtal gestanden und mehrfach ihren Standort gewechselt, je nach dem, wie schwierig die Holzbeschaffung war. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts wanderte der Glasmacher Wolfgang Preussler aus dem Böhmisches zu, dessen Vorfahren allerdings rund 100 Jahre früher aus dem Schlesischen nach Böhmen ausgewanderten.

Jenem Preussler nun hatte Graf Hans Ulrich von Schaffgotsch 1617 die Niederlassung gestattet, gegen Abgaben wie Erbzinzen und andere. Wolfgang Preussler starb 1620 und fortan blieb die Glasfabrik in der Familie. Im Jahre 1702 entsteht unter dessen Sohn Johann Christoph Preussler unter dem sog. Weiberberge in Zackennähe und der späteren Gläserbaude eine weitere Schreiberhauer Glashütte. Dessen Sohn be-

trieb dann beide Glashütten, in denen schon damals „ein gutes, reines weißes Kreidenglas, rot, blau, grün und schwarz“ hergestellt wurde. Weiter wird von einer guten Art von goldfarbigem Rubinglas berichtet, aber auch von einer neuen porzellanähnlichen Glasherstellung.

Zu dieser Zeit gab es im Böhmisches angeblich noch kein gutes reines weißes, geschliffenes oder geschnittenes Glas. Es wurde nur sogenanntes „Schockglas“ gefertigt, ein glattes Glas. Auch hatte man im Böhmisches zu dieser Zeit wenig begabte Glasschneider zur Veredelung, während im Hirschberger Tal diese feine Kunst in hoher Blüte stand. Bis Mitte des 18. Jahrhunderts geht es mit den Schreiberhauer Glashütten stetig bergauf; doch 1752 verlangt die Schaffgotsche Verwaltung die Verlegung der Hütte aus dem Weißbachtal, weil dort schon alles abgeholzt war. Der neue Standort sollte das an der Grenze gelegene „Babelsbruch“ werden. Die Witwe des 1748 verstorbenen Johann Christoph Preussler mußte schließlich, wenn auch sträubend, diese Forderung erfüllen. Der neue Standort war nur unter schwierigen Bedingungen zu erreichen, Rückgang und Verteuerung der Glaserzeugnisse waren die Folge. Materialien, Lebensmittel, alles mußte auf dem Rücken der „Huckenträger“, die ihr „Raafel“ hoch aufgepackt hatten, transportiert werden. Die Witwe Johanna Katharina Preussler war gezwungen, dem Untergang ihres einst blühenden Unternehmens zuzusehen.

Hinzu kam, wie so oft, daß der nunmehrige König, Friedrich der Große, selbst eingriff und am 19. April 1756 das Folgende verfügte: „Neue revidierte und vermehrte Holz-, Mast- und Jagdordnung für Unser souveraines Erb-Hertzogthum Schlesien und die souveraine Grafschaft Glatz: ...dürfen im Interesse der Bleichen nicht nur, daß in den holzteuren Gebirgsorten ohne Genehmigung der Kriegs- und Domänenkammer keine Glashütten von neuem angelegt werden“, sondern verordnete sogar, daß die eventuell schon bestehenden aufhören sollten...

Damit war den Preusslerschen Glasleuten der Boden für etwas Neues, Gewinnbringenderes, entzogen. Zwar konnte die korrekte Durchführung dieser Anordnung

nicht so streng gehandhabt werden, weil im gleichen Jahr ein neuer Krieg begann. Später jedoch wurde diese Anordnung erneuert in der Forstordnung vom 8. September 1777 für die schlesischen Gebirgsforsten.

Wohl sollte Glashandel mit feiner Ware Unterstützung finden, doch war es dazu notwendig, vorher im Jahr nach gut preussischer Beamtenart „den vorausberechneten Bedarf an Holz“ anzumelden. Das fiel der Schreiberhauer Preusslerin sehr schwer, weil man eben zuvor soviel hatte schlagen lassen, wie man brauchte, oder was einem an Qualität gefiel. Nun schrieb den staatlichen Behörden den Glasherstellern vor, welche Holzarten oder welche Teile der gefällten Bäume sie zu benutzen hatten. Das verbrannte Holz in den Glasöfen wurde peinlich genau gemessen und veranschlagt, die Beträge mußten an das Kameralamt zu Hermsdorf unterm Kynast gezahlt werden: 1754 wöchentlich sechs Gulden, ab 1761 zehn Gulden die Woche. Widerstand gegen die Staatsgewalt nützte nichts, die Konkurrenz im Böhmisches aber schief nicht und überschwemmte auf diese Weise verwaiste Märkte mit viel Erfolg.

Doch gleichzeitig hatte sich die Glasschleifer- und Glasschneiderkunst auch weiterhin ins Hirschberger Tal hinab ausgebreitet. Mit Schreiberhau zählte man zusammen mit Hermsdorf, Petersdorf und Bad Warmbrunn immerhin 40 Glasschneider im Jahre 1742. Wahrscheinlich war sommers ihre Zahl noch höher. Viele Glasschneider aus diesen Orten betrieben auch zusätzlich noch eine Verkaufsstelle in Bad Warmbrunn während der Badesaison.

Auf das Andenkengeschäft mit Badegläsern verstand man sich schon gut. Erst in der zweiten Hälfte des darniederliegenden Glasgewerbes auf der schlesischen Seite gab es einen erneuten Aufschwung. Das preußische Schlesien hatte jegliche Einfuhr böhmischen Glases verboten, also mußten jetzt die versäumten Jahre künstlerischer Weiterentwicklung der Glasveredelung nachgeholt werden. Das ging soweit, daß die einheimischen Riesengebirgsglasmeister 25 Taler als Prämie erhielten, wenn es ihnen gelang, einen fremden, zumeist böhmischen Glasvergolder oder Glasschneider anzuwerben und einzustellen. Fremde Glasschleifer, die sich in kleineren Städten des Gebirges ansiedelten, wurden sogar mehrere Jahre von Abgaben und Lasten befreit, bekamen

sogar Unterstützung beim Bau eines Hauses durch Zurverfügungstellung von Grund und Boden, auch Geld oder Baumaterialien von ihrer Gemeinde und meist noch fünfzig Taler in bar.

Auf diese Weise kamen dann viele böhmische Glaskünstler mit Kind und Kegel über die Grenze auf die preußische Seite, so daß die Zahl der Glasveredler in Schreiberhau, Petersdorf und Bad Warmbrunn wuchs und wuchs, das Glas so an Qualität zunahm, daß dieses sogar in Berlin Erstauenen erreichte.

Staunen war wohl angebracht, aber der Vorsprung des böhmischen Glases war nicht aufzuhalten. Alle nunmehrigen Anstrengungen der preußischen Regierung konnten das Niveau nicht auf die angestrebte Höhe anheben.

Weil das erzeugte Glas in der Schreiberhauer Hütte plötzlich nicht mehr ausreichte, allen nun ansässigen Glasveredlern Lohn und Brot zu garantieren — hier und da war die tägliche Not Gast in den Familien — da mußten Rohglaswaren aus Friedrichsgrund aus der Grafschaft Glatz eingeführt werden. Sie sollen an Güte der böhmischen gleich, doch noch einmal so teuer als diese gewesen sein.

Also: es wurde gepascht, vom „Biehmischen rieber“, und ein Antrag an die Glogauer Kammer eingereicht, um Gestattung der Einfuhr Böhmischen Rohglases gegen einen angemessenen Zoll. Aber — der große König in Berlin wies die Bittschrift ab. Er wollte nichts davon wissen, eine Ausnahme zu Gunsten der Schreiberhauer und Warmbrunner Glasschneider und -schleifer zu machen. Nicht nur das, er ordnete an, anstatt dessen Glas von den Königlichen Glashütten in Pommern und der Neumark nach Schlesien zu verschaffen. Ihr Transport war teuer, die Qualität gering, der Absatz ging noch weiter zurück.

Ungehindert durch die schlesische Konkurrenz, konnte das böhmische Glas die internationalen Märkte überschwemmen. Die Herstellung gleichwertigen Glases im preußischen Schlesien darf als gescheitert betrachtet werden, trotz Ansiedlung zusätzlicher böhmischer Glaskünstler. Auch der Versuch Ende des 18. Jahrhunderts eine ähnliche Glaskurzwarenindustrie nach Gablonzer Muster einzurichten, ließ sich nicht verwirklichen. So daß man annehmen darf, daß neueingeführte preußische Anordnun-



Hirschberger Rathaus.

gen dem ansässigen Gewerbe sehr oft hinderlicher als nützlich waren und Friedrich der Große gerade hier nicht immer die glücklichste Hand hatte.

Die zu lindernde Not bei der armen Gebirgsbevölkerung mag dadurch oft noch verstärkt worden sein.

Unbestritten jedenfalls sind seine Verdienste um die freie Glaubensausübung, besonders für die Lutheraner. —

Lassen Sie uns noch einmal an den Anfang dieses von Preußen geprägten Jahrhunderts der Stadt Hirschberg und ihrer näheren Umgebung zurückgehen:

1706 erhält die katholische Stadtpfarrkirche eine Orgel, erbaut auf dem 2. Chor von Orgelbauer Casparini.

Ein Vorfall am Rande beleuchtet aber noch einmal sehr überzeugend, weshalb der zu dieser Zeit noch nicht geborene Friedrich der Große später von der schlesischen Bevölkerung, jedenfalls von einem großen Teil, als Befreier gefeiert wurde.

In der nahen Leinen- und Schleierweber-

stadt Landeshut am oberen Lauf des Bober herrschte ähnlich wie in Hirschberg große Freude darüber, daß aufgrund der Altranstädter Konvention die Genehmigung vorlag, auch hier eine Gnadenkirche zu erbauen. Der sogenannte nordische Baumeister Martin Frantz fertigte nicht nur für die Hirschberger Gnadenkirche, sondern auch für die Landeshuter die Pläne an. Auch hier wurde wieder die Stockholmer Katharinenkirche zum Vorbild für den Grundriß gewählt, in Form des griechischen Kreuzes. Doch die in den Jahren 1709 — 1720 erbaute Barockkirche zur Hl. Dreifaltigkeit in Landeshut wurde abgewandelt im weiteren Baukörper. Es entstand letztendlich doch eine ganz andere Kirche. Damit hatte die Nordseite des Riesengebirges in angemessener Entfernung nun endlich zwei große evangelische Gotteshäuser. Die Wege zum Gottesdienst für die Gläubigen hatten sich erheblich verkürzt.

Bei den Einweihungsfeierlichkeiten der Gnadenkirche in Landeshut trat plötzlich ein altes Mütterchen von 88 Jahren aus der Menge hervor, einen Taler als erstes Dankopfer darbringend.

Es handelte sich um einen ganz besonderen Taler: als die Wittfrau Anna Beer geborene John vierzehn Jahre alt war, hatte sie diesen Taler von dem letzten Landeshuter Pfarrer evangelischer Konfession, Christoph Profe, bekommen. Dieser war im Zuge der Gegenreformation 1635 aus seinem Kirchenamt in Landeshut vertrieben worden, auch aus der Stadt selbst. Annas Mutter hatte dem heimat- und rechtlosen Geistlichen zunächst Unterkunft gewährt. Pfarrer Profe bedankte sich mit jenem Taler bei der Vierzehnjährigen mit den Worten: „Du wirst es noch erleben, daß in Landeshut wieder evangelisch gepredigt wird“.

Lange 74 Jahre hat Anna diesen Taler aufbewahrt, um ihn nun als betagte Greisin mit frohem und dankbarem Herzen ihrer neuen Kirche zu schenken. Anna Beer geborene John starb im gnadenvollen Alter von 94 Jahren. —

Das Königliche Gymnasium zu Hirschberg wurde im ersten Jahrhundert nach seiner Gründung Lyzeum genannt und war Eigentum der evangelischen Kirchengemeinde, das Patronat hatte das evangelische Kirchen-Collegium. Nach der in Hirschberg 1524 angenommenen Reformation

hatte der Schulunterricht mit lutherischen Lehrern begonnen, in der 1566 zunächst neu erbauten lateinischen Schule, während dann 1690 die Lehrer wieder katholischen Glaubens waren.

Aufgrund der Altranstädter Convention zwischen Kaiser Joseph I. und dem König Carl XII. von Schweden konnte zusätzlich zu der Gnadenkirche in Hirschberg auch noch eine evangelische Schule eingerichtet werden. Dafür wurde fürs erste eine Stube im Christian Weissig'schen Haus auf der Mühlgrabengasse Nr. 630 angemietet. Am 3. Juni 1709 zog der erste deutsche Schullehrer ein. Es war der in Leipzig geborene Daniel Storch, zu dieser Zeit in Seitendorf im Fürstentum Schweidnitz als Informator und Geschichtsschreiber tätig. Am 15. Juni 1709 folgte als zweiter Lehrer der Literat Conradi, und endlich, 1710, befaßte man sich auch mit Lateinunterricht; M. George Weinmann und M. David Zeller waren die ersten Lateinlehrer. Natürlich reichte der eine angemietete Raum in der Mühlgrabengasse nicht aus. Deshalb wies ihnen dann das Kirchen-Collegium vor dem Burgtor in der Glafeyeschen Bleiche noch zwei Stuben an, denn bis zum Juni dieses Jahres war die Schülerzahl auf 123 angewachsen. Interessant ist es, die Familiennamen einer Anzahl der damaligen Scholaren aus und um Hirschberg nachzulesen: Geissler, Beyer, Weissig, Buchs, John, Bergmann, Wendrich, Knebel, Köhler, Gottschalt, Thiele, Opitz, Streit, Monse, Pohl, Hielscher, Röhrich, Schneider, Brendel, Stoppe, Heidrich, Kambach, Friedrich, Kühn, Köhler, Sauer, Anders, Dittmann, Tietze, Bänisch, Rothe, Frömberg, Ruppau und Kund.

Magister Zellers Scholaren hatten folgende Familiennamen: Gottschalt, Holtzbrecher, Reichstein, Rosenhahn, Feige, Schröter, Hornig, Urban, Möller, Kloss, Hoffmann, Maiwald, Gutsche, Hannert, Brückner, Gottwalt, Böhmert, Grojahn, Ulber, Tschentscher, Hornig, Demuth, Krause, Seliger, Püschel, Schmidt, Schwerdtner, Hilliger, Engelmann, Rausch, Hering, Petzold, Hancke, Weinrich, Siegert, Wentzel, Finke, May, Gebauer, Urban, Raschke, Schröter, Adolph, **Schimborny**, Scholtze, Kuttig, Rothe, Neumann, Seibt, Fischer, Steilmann, Jempfer, Fröschel, Lehmann und Kleinert.

Schülernamen von damals, die wir noch vor wenigen Jahrzehnten täglich in unserer

Stadt hörten, die auf den Namensschildern standen.

Für jenen, der sich mit der deutschen Stadt Hirschberg schwertut, ist das Studium der Namen in alten Chroniken und sonstigen Berichten oder Urkunden ein aufschlußreiches Spurensuchen.

Unter 89 Namen erscheint nur einer fremd oder ungewohnt: Schimborny.

Aber die Hirschberger Schulentwicklung geht mit großen Schritten voran: Die Lateinschule verlegte man bald in das Menzelsche Gartenhaus an den Brücken und die deutsche Schule auf die Glafseysche Bleiche vor dem Burgtor. Denn in dem Weissig'schen Hause wurde nun eine Mädchenschule eingerichtet. Hier wurden die beiden deutschen Klassen gleichzeitig mit der lateinischen verbunden, Tobias Volkmar, Cantor und Organist, übernahm diesen Unterricht. Als Rektor kam aus Torgau an der Elbe M. Steinbrecher. Alles war nur Behelfsmäßigkeit, die Schülerzahlen wuchsen. Endlich nun wurde am 15. Juli 1709 mit einem Neubau angefangen, am 23. Juli der Grundstein gelegt. Abgesehen von der gnädigen Erlaubnis, diese Schule gleich wie die Gnadenkirche erbauen zu dürfen, wurde dieses Werk möglich, weil sich angesehene Bürger der Stadt nicht nur dafür einsetzten, sondern auf ihre Kosten erstellen ließen! Zunächst ließ Daniel von Buchs die Schule unter seiner Aufsicht und für sein Geld zu einem großen Teil erbauen. Dann, als der Westflügel — „gegen Abend“ — bereits hochgezogen war, kam der nicht weniger hochherzige Herr von Mohrental dazu und ließ öffentlich bekanntmachen, daß er diese Schule auf seine Kosten erbauen würde. Wohlhabende Hirschberger Bürger wetteiferten, ähnlich wie beim Bau und der Ausstattung der Gnadenkirche, mit hochherzigen Spenden dieses Vorhaben zum Nutzen aller zu realisieren.

In dieser für Hirschberg so großen Zeit der Stadtgeschichte verstarb am 15. April 1711 Kaiser Joseph I. in Wien an den Kinderpocken.

Geschichtsschreiber berichten übereinstimmend, daß nicht nur Österreich, sondern auch Schlesien mit seinem Tod einen guten Regenten verloren hätten.

Kaum ein Dreivierteljahr später wird ein anderer König geboren, der wie kein anderer Schlesien und auch Hirschberg verändern wird: Friedrich II., geb. am 24. Januar

des Jahres 1712, der spätere Friedrich der Große.

Vorerst aber wird in Hirschberg der Kirchenbaumeister der Gnadenkirche mit dem Schulneubau beauftragt. 1712 waren alle Klassenzimmer fertig eingerichtet und konnten von den Schülern bezogen werden. Das Unterrichtsprogramm erweiterte sich sogleich noch 1711 auf dramatischen Unterricht. Am 22. Dezember des gleichen Jahres wurde als erstes Schultheater „de Carolis“ im Ostflügel des Neubaus aufgeführt, zu dem mit einer sorgfältig verfaßten Schrift eingeladen worden war. 1713 kam als neues Fach die französische Sprache hinzu.

Ein weiteres städtisches Ereignis machte zuvor im gleichen Jahr von sich reden: An der katholischen Stadtpfarrkirche war Johann Konstantin Pank Stadtpfarrer und zugleich Erzpriester, ihm folgte 1712 Andreas Jakob Kaffert, betraut mit allen seinen Ämtern. Die Berufung an diese schöne Kirche muß ihn sehr beeindruckt haben, denn als erstes ließ er an der Mittagsseite der Kirche eine Kapelle anbauen, der Altar ist Christus am Kreuz gewidmet. Doch war diese Spende vielleicht nicht ganz uneigennützig, denn Kaffert hat dort auch seine Gruft und eine entsprechende Grabinschrift. Beides ist weniger bedeutend, verglichen mit der wunderschönen barocken Mariensäule auf dem damaligen Friedhof vor der Kirche, die er 1712 erbauen ließ. Auch sie wird Thomas Weißfeld aus Oslo zugeschrieben und soll die schönste Mariensäule in ganz Schlesien sein. Kaffert, der sich auch in anderen Aufzeichnungen als Caffart geschrieben findet, stammte aus Breslau und war zudem bischöflicher Kommissarius.

Es hat den Eindruck, daß nicht nur die Lutheraner untereinander wetteiferten, ihre Kirche zu der schönsten in der Stadt zu machen, nein auch die Katholiken hatten scheinbar gleiche Bestrebungen. Denn außer der kostspieligen Stiftung des Caffart mit der Mariensäule, vermachte auch sein Vorgänger, Stadtpfarrer Johann Konstantin Pank bei seinem Tode der Stadtpfarrkirche in Hirschberg ein nicht bekanntes, aber doch sehr ansehnliches Vermögen, das zur Erbauung eines neuen Hochaltars verwendet werden sollte. Er ist gegenüber der Orgel, an der Ostseite der Kirche und füllt dort die ganze Breite aus. Dieser barocke

Hochaltar wurde innerhalb von fünf Jahren (von 1713 — 1718) geschaffen und ist ein Meisterwerk. Das Altarbild von der Verklärung Christi, eine Arbeit des Malers Johann Kretschmar, die den Altar umgebenden Figuren sind genau wie die Mariensäule von Thomas Weißfeld. Schreinermeister Hielscher aus Hirschberg steuerte seine meisterhafte Schreinerarbeit bei. Die bereits erwähnte Orgel gehört zeitlich zur Spätrenaissance.

Um der Nachwelt ein so hervorragendes Kunstdenkmal zu hinterlassen, muß das nicht genannte Vermögen des verstorbenen Pfarrherrn Pank beträchtlich gewesen sein!

Zum Bau des evangelischen Gymnasiums, zur gleichen Zeit des Baues der Gnadenkirche, ist noch Erschütterndes nachzutragen: die hohen Kosten von beiden Bauten runinierten auch einen der hochherzigen Wohltäter, nämlich den Hirschberger Handelsherrn Bonit von Mohrental. Er hatte in diesen Schulbau nach und nach sein gesamtes Vermögen gesteckt, war total verschuldet und konnte seinen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen. Deshalb wurde er im Schuldturm zu Jauer festgesetzt und verstarb im Jahr 1720.

Aus den Aufzeichnungen ist über das Schulleben jener Zeit zu erfahren, daß es in mancherlei Hinsicht von unserer Zeit nicht so weit entfernt ist. So gut alles gemeint und eingefädelt war, Tadel und Beschwerden müssen an der Tagesordnung gewesen sein, daß die Lehrer nicht gleich „noch größere Wunder mit den lieben Kinderlein“ täten. Aus der Verteidigungsrede der betroffenen Lehrer geht hervor, daß man mit der Art des Unterrichts der Lehrer, mit den Fortschritten der Schüler und auch mit ihren Sitten keineswegs zufrieden gewesen ist. Die Lehrer wiederum klagen darüber, daß diese Anschuldigungen „ein Ungrund“ sind, gemessen an ihrer Geduld, die ein Schullehrer nicht bloß mit den Kindern, sondern vorzüglich mit den unzeitigen Richtern und undankbaren Eltern haben müsse. . .“

Sie versprachen außerdem, ihre Zöglinge 1) zur wahren Gottseligkeit, 2) zur christlichen Klugheit, 3) zur vernünftigen Weltklugheit, 4) den nötigen Wissenschaften, 5) geziemender Höflichkeit gegen Jedermann anzuführen.

Die Lehrer des neuen Hirschberger Gymnasiums sagten aber auch dieses: daß viele

unartige Eltern ihre Kinder nur belehrt haben wollten! Wenn man diesen aber von Pietät vorrede, dann — nun, — so habe man allerlei Verdacht!

Dann baten sie sich ganz energisch von den Eltern aus, das kleine Buch des Rektors Hoffmann zu lesen, außerdem gleich noch fleißig für ihre Kinder zu beten, selbst auch auf deren Sitten besser Acht zu geben — und endlich, die Klagen über ihre Kinder nicht übel zu nehmen. Außerdem auch nicht die Nachfragen der Lehrer über das „Außenbleiben“ ihrer Kinder unrecht aufzunehmen, sich nicht gleich zuviel über den guten Schulanfang der Kinder einzubilden, weil Kinder sich leicht änderten. Ferner auch nicht übel zu nehmen, wenn ihr Kind zum Studieren kein Geschick hätte, und . . .

nicht gleich eine Klatscherei aus dem zu machen, was ihre Kinder zuhause erzählten, sich lieber erst über deren Verhalten bei den Lehrern erkundigen. Es nicht die Schule entgelten zu lassen, wenn ein Kind unartig wäre.

Was dieser Lehrerbrief damals für eine Wirkung auf die Eltern hatte, vermerkt Hensel, der uns das überliefert hat, leider nicht.

Aber er schreibt eine Fußnote: Lauter Punkte, die man, heute noch, fast 90 Jahre später, vielen Eltern zu beherzigen geben möchte. Aber jeder zeigt darum auf den Nachbarn; drum wird's nicht anders. — Heute, 280 Jahre später, ließe sich Hensels Fußnote immer noch textgleich unterschreiben.

Die drei schlesischen Kriege

Daß die 1713 veröffentlichte Schulordnung Strenge aufweisen mußte, geht daraus hervor, daß es 1715 notwendig wurde, Lehrern und Schülern von seiten des Kirchenkollegiums das Tragen von Degen beim Schulunterricht zu verbieten.

1714 war das erste Examen an dem neuen Hirschberger Gymnasium.

Für diese, unter der Aufsicht des Kirchenkollegiums liegende Schule, kam 1726 folgende Anweisung heraus:

- 1) „daß künftig alle Schullehrer das Schulgeld in 6 gleiche Theile theilen, und so alle den gleichen Theil haben sollten.
- 2) Denen 2 Kollegen Zeller und Konradi (die die stärksten Klassen hatten) die dabei verloren, wurden 20 Reichsthaler im Gehalte zugesetzt.
- 3) Der Rektor sollte aus den drei oberen Klassen, für die Einführung eines jeden ankommenden Schülers einen Ortsthaler erhalten (außer, wenn jemand freiwillig zulegen wollte).
- 4) 5) und 6) sind Verhaltensregeln für Lehrer und Leben.
- 7) Ist ein Lehrer krank, so müßten ihn die anderen überheben.
- 8) Daß alle Lehrer eigentlich unterm Rektor stehen, aber wenn dieser einem zuviel thäte, so müßte es dem Kirchenkollegium gemeldet werden.
- 9) Daß alle halbe Jahre Sonnabends vor Palmarum und vor Michael öffentliches

Examen gehalten werden sollte, und an Palmarum Fortsetzung (Versetzung) der Schüler, im Beysein einiger Deputirten des Kirchenkollegium vorgenommen werden solle.“

1732 brachte den Tod des ersten Rektors dieser Schule und gleichzeitig auch eine wichtige Maßnahme auf dem Gebiet der Hinterbliebenenfürsorge: die hinterlassene Frau und die Kinder eines verstorbenen Lehrers erhielten in Zukunft zunächst noch die Einkünfte des Verstorbenen 3 Monate weiter, und danach noch ein weiteres Vierteljahr, das als „Gnadenvierteljahr“ bezeichnet wurde und bis in unser Jahrhundert Gültigkeit hatte.

Gottfried Hensel war Rektor in Goldberg, bevor er nach Hirschberg berufen wurde, die verwaiste Stelle Steinbrechers einzunehmen. Der erste Lehrer dieser Schule, Magister Zeller, verstarb 1732. Zeller und Hensel haben die Hirschberger bis heute genaue chronologische Aufzeichnungen zu verdanken. Die Lehrerschaft jener großen kulturellen Aufbauphase der Stadt fühlten sich auch über ihren Schuldienst hinaus in jeder Weise mitverantwortlich. Weil 1742 eine Änderung im Kirchenkollegium kam, ergaben sich auch solche im Schulablauf, in deren Zuge der bekannte schlesische Dichter Daniel Stoppe, Sohn eines Hirschberger Webers, zum Konrektor an das evangelische Gymnasium berufen

wurde. Drei berühmte Namen also, die diese Schule mitgeprägt haben.

Das Begräbniskirchlein zum heiligen Geist war bis 1762 nur Verstorbenen katholischen Glaubens verfügbar. Ab 1763 durften auf dem dazugehörigen Kirchhof auch evangelische Glaubensgenossen begraben werden. Der dortige älteste Grabstein war jener für Friedrich Scholz, Sohn des Bürgers Scholz aus Hirschberg, verstorben am 20. Oktober 1584.

Im 19. Jahrhundert begrub man dort auch preußische Offiziere, die 1813 ihr Leben lassen mußten, desgleichen von 1817. Ihnen zu Ehren entstanden einige ungewöhnliche Denkmäler wie die „eiserne Pyramide“.

Eines der größten städtischen Ereignisse war das jährliche Schützenfest mit Feiern für den neuen Schützenkönig.

Wir erinnern uns an eine vorherige Ausführung: die Schützen hatten die Aufgabe, bei Gefahr ihre Stadt zu verteidigen, weshalb die Schießübungen unerlässlich waren. Die Schützenfeste waren nicht billig und wurden als großes Stadtfest mit Festumzügen und Theateraufführungen gefeiert. In festlicher Gewandung die Zünfte, Ehrenjungfrauen, weißgekleidete Jünglinge mit Degen, auf die sie — Zitronen — gesteckt hatten; Grenadiere, Wappenträger, auch Ritter mit vergoldeter Rüstung mit dem gräflich Schaffgot'schen Wappen auf dem Schilde.

Die Dichter am Ort waren mit Lobeshymnen auf den Schützenkönig gefragt, nicht selten dichtete Daniel Stoppe die Verse. So auch 1734, als Ratmann Ruffer den besten Schuß getan hatte. Die vierte Strophe endet:

*Anstatt der Steuern und der Gaben
Sollst Du die treuen Wünsche haben,
Die uns'rer Bürger Redlichkeit
Dir heute mit Vergnügen weihet.
Es lebe unser König Ruffer
Bis Frankreich ewig Frieden hegt,
Bis unser Bober Mast und Schiffe
Auf dem erhöhten Strome trägt.*

Es liegt in der Natur dieser Festlichkeiten, daß Aufwand und Luxus mit den Jahren immer größer wurden. Deshalb verfügte die Glogauer Kriegs- und Domänenkammer am 2. April 1742, daß die vom Kammer-Etat ausgeworfene Prämie für das Pfingstschießen nicht mehr gewährt werden könne. Es folgte 1746 eine Verfügung des

Hirschberger Magistrats, daß u. a. der Luxus, wie er bislang beim Königsmahl jährlich stattgefunden habe, beschränkt werden müsse!

Das Rathaus der Stadt befand sich Anfang des 16. Jahrhunderts noch nicht an der späteren Stelle, sondern an der Ecke der Buttergasse, Haus Nr. 31, an der Ecke der Gerichtsgasse.

Erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts erhielt es den uns allen bestens bekannten Platz mitten auf dem Markt. Es hat bei Stadtbränden gelitten, ist ausgeraubt und beschädigt worden, aufgebaut und erweitert.

1604 war Valentin Emrich Bürgermeister und ließ das kleine Türmchen aufbauen, auch ist die Stundenglocke auf dem Turm aufgerichtet worden und dafür mußte die alle 24 Stunden schlagende italienische Uhr weggenommen werden. Vorher waren drei Diebe gehenkt worden, die ins Rathaus eingebrochen waren, 1599 schlug der Blitz in die Schatzkammer ein, und während des 30jährigen Krieges wurde das Rathaus von Bränden und feindlichen Truppen heimgesucht. Es folgte 1570 der Bau des Hauptturmes, am 13. September konnte der Knopf aufgesetzt werden. In seinem Innern verschlossen eine Urkunde mit der Stadtgeschichte bis 1570. Die erwähnte Stundenglocke hatte ein Gewicht von über 20 Zentnern, gegossen in Arnau bei Trautenau. An der Front des Rathauses war diese Inschrift zu lesen: eXVL Vrbs CervIMontana anno qVo bVda obtenta. Diese bezog sich auf die Renovation im Jahr 1686, zeigte auch ein Holzbild auf dem Herzog Bolko lebensgroß und in voller Rüstung zu sehen war.

Darunter dieses Gedicht:

*Des Herzogs Bolko Bild, der diese Stadt
gebaut,
wird billig in der Stadt hier geschaut,
so zweimal in dem Brand ist geblieben
unverletzt.
Herr hilf, daß dieser Ort von Brand und
Kriege frei.
Hierfüro Deinem Volk ein sicherer
Wohnort sei.*

Die Geschichte des Hirschberger Rathauses mußte uns leider dahingehend belehren, daß gute Wünsche sehr oft eben nur Wünsche bleiben. Pest, Hungersnot und ein großer Brand suchten die Stadt heim, das Rathaus wurde stark beschädigt und was noch

schlimmer war, eine große Zahl seiner Urkunden wurde vernichtet.

Als man das Jahr 1739 schreibt, stürzt am 28. Februar morgens um 6.00 Uhr der Rathauerturm ein, aber auch ein Teil des Rathauses. Fünf Jahre später, am 11. Juni, konnte dann der Grundstein für ein neues Rathaus gelegt werden, 1749 war der Bau vollständig, der Innenausbau 1747 abgeschlossen. In den Grundstein, gegenüber dem Pollack'schen Hause, ist die Urkunde eingesenkt worden. Am 25. Sept. des gleichen Jahres Einweihungsfeierlichkeiten, im Anschluß wird die Benutzung vorgenommen. Rathausbaumeister waren die Maurermeister Jentsch und Effner, ihnen zur Seite Zimmermann Weise. Im unteren Stockwerk gab es einen Ratskeller als Restaurant, desgleichen ein Polizeibüro. Ein Stockwerk höher die Ratszimmer, Stadtrigistratur, Cämmerei- und Steuerkasse, Archiv und Bibliothek. Im 2. Stockwerk Stadtverordneten-Sessionszimmer, Registrar für reponierte Akten, gerichtliches Auktionslokal, Bauamt und das Büro des Standesbeamten. Das 3. Stockwerk waren Wohnräume.

Natürlich gab es auch ein Sessionszimmer für Friedrich den Großen. Ein Bildnis in Lebensgröße, viele Kupferstiche, Gemälde und Büsten zierten diesen Raum, wie auch den Vorsaal dazu.

1749 erhielt das Rathaus den Turmknopf mit dem Adler, zu dieser Zeit war der gut gehende Ratskeller schon zwei Jahre eröffnet. Unter dem Dach ein großer Balkon, über dem sich das Preußische und das Stadtwappen in glanzvollen Farben präsentierten. Die neue Inschrift, in Latein abgefaßt, heißt: Dies Rathaus wurde wieder erbaut unter dem Schutze Friedrichs, des dritten Königs von Preußen, des wahren, hehren Vaters des Vaterlandes. 1747.

Dem weiteren lateinischen Text auf der Mitternachtsseite ist zu entnehmen, daß, nachdem acht Jahre vorher der Rathauerturm plötzlich eingestürzt war, dieses nun zur Zierde und zum Nutzen wieder hergestellt sei. 1747. Außerdem wurde im Rathaus noch ein Schwert verwahrt, das aus balkonischer Zeit stammen sollte. Bei der Reparatur des Hochgerichtes 1737 ist es gefunden worden.

Der Turm wurde mit vier Uhrentafeln geschmückt, an den Seiten sorgten zwei sog. Seigerschalen für den ganzen und den

Viertelstundenschlag. Der schwarze Adler auf dem Turmkopf ist aus Eisen, wiegt einige Zentner und dient fortan als Windfahne. Johann Caspar Hänichen war zur Zeit des Rathausneubaues Bürgermeister von 1742—1756, die Mitglieder des Rates waren gesamthaft evangelisch. Damals war auch Dr. Lindner Rats Herr, einer der besten Hirschberger Poeten. Er hatte auch den Einsturz des Rathauerturmes und vieles andere in Prosa und Lyrik beschrieben.

Zum Einsturz des Rathauerturmes 1739 bleibt noch nachzutragen, daß er seit dem Brand 1634 recht bauffällig war. Ganz ausgebrannt waren seinerzeit auch die Glocken geschmolzen. Ein starker Windstoß war die Ursache des Unglückes. Häuser wurden nicht beschädigt, aber drei Menschen waren zu beklagen, verschüttet und getötet: der Türmer Gottfried Hauer, Schuhknecht Friedrich Jerke, der den Türmer oft besuchte, und der arme Färber Georg Milde. Er war erst einen Tag zuvor seiner Schulden wegen in das Hirschberger Schuldstübchen eingesetzt worden.

Die Chronisten, Magister und Rektor, schon einem gehobenen Stande angehörend, berichten wenig, eigentlich nur am Rande des städtischen Glanzes von der Armut und oft auch von der Aussichtslosigkeit der Menschen in den bescheidenen Quartieren der Stadt: der Hinweis auf den armen Leinwandfärber Georg Milde, der im Schuldstübchen einsitzen mußte, wirft ein Licht auf diese Seite städtischen Lebens.

Friedrich II., König von Preußen, hatte im forschen Alter von 28 Jahren 1740 Schlesien eingenommen, das ihm 1763 dann im Hubertusburger Frieden formell auch abgetreten worden war.

Denn kaum war Kaiser Karl VI. vom Schauplatz der Zeitgeschichte verschwunden, so kam ans Licht, welchen Wert geschlossene Verträge hatten. Ob Bayern oder Frankreich, Spanien oder Sachsen, alle traten plötzlich mit Ansprüchen hervor. Es heißt, nur dem persönlichen Geschick und ihren guten Eigenschaften wegen, gelang es Karls Nachfolgerin Maria Theresia, die Ungarn und Böhmen bei Österreich zu behalten. Schlesien folgte zwar deren Beispiel und versicherte der österreichischen Kaiserin unverbrüchliche Treue, doch der junge König von Preußen, Friedrich II., hielt davon nicht soviel, er trat mit seinen

Ansprüchen auf Schlesien hervor und machte sie auch geltend. Neben allen wirtschaftlichen Erwägungen muß man hier gerecht sein, und die jahrhundertlangen Religionsstreitigkeiten und Unterdrückungen dabei nicht außer acht lassen.

Friedrich II. hatte bei seinem Vater, dem Soldatenkönig, eine mehr als strenge Erziehung gehabt, sich aber durch verschiedene Studien von Geschichte in alter und neuer Zeit eine hohe Bildung erworben. Er bestieg den Thron mit dem Vorsatz, sich einen Namen in der Geschichte zu machen. In seinem Verständnis war Preußen im Reigen der europäischen Nationen noch zu unbedeutend, andererseits wollte er seinem strengen Vater beweisen, zu was er imstande sei, und nicht zuletzt hatte er auch begründete Ansprüche auf Schlesiens Fürstentümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau. Dieses gründete auf dem Umstand, daß der letzte brandenburgische Herzog von Jägerndorf von dem österreichischen Ferdinand II. „in die Acht“ erklärt worden, und deshalb dieser das Fürstentum Jägerndorf gewaltsam an sich genommen hatte. Durch die Erbverbrüderung zwischen Brandenburg und Liegnitz hatte der preußische Anspruch auf Jägerndorf noch immer Gültigkeit. Es lag also nur daran, ob Friedrich II. sich militärisch stark genug fühlte, diesen Anspruch notfalls auch mit Waffengewalt durchzusetzen.

Am 16. Dezember überschritt er die schlesische Grenze bei Crossen an der Oder mit einem Heer von etwa 24 000 Mann. Doch muß man ihm bestätigen, daß er zunächst eine friedliche Verständigung mit Maria Theresia suchte. Er hatte zuvor den Grafen Gotter nach Wien geschickt und zwei Millionen Gulden als Entschädigung für die Abtretung Schlesiens an ihn angeboten. Doch ließ ihn wohl seine Jugend sehr ungeduldig sein. Noch bevor Gotter in Wien ankam, hatte Friedrich II. mit seinen Soldaten schon Schlesiens Grenze überschritten. Er versuchte noch, dieses sofortige Einrücken nicht als Überfall erscheinen zu lassen indem er öffentlich erklärte, er wolle Schlesien nur als „Vormauer“ seiner Länder in „Verwahrung“ nehmen, um es „gegen jeden, der diese österreichische Erbschaft an sich reißen möchte, zu schützen . . .“.

Die Schlesier glaubten denn auch zu-

nächst, dieser Einmarsch erfolgte deshalb auch im Einverständnis mit Österreich, so daß man kaum Widerstand entgegensetzte. Andererseits waren zwei Drittel der damaligen Einwohner vor allem in Nieder- und Mittelschlesien evangelischen Glaubens, die nun in Friedrich II. ihren Retter sahen, endlich freie Religionsausübung zu erhalten.

Zunächst verhandelten Wien und Berlin miteinander, doch die militärische Auseinandersetzung ließ sich nicht aufhalten. Der junge Preußenkönig nahm Glogau ein, und am 6. Januar 1741 wurde ihm die Hauptstadt Breslau übergeben. Zunächst noch blieb Hirschberg im 1. schlesischen Krieg von den durchziehenden Truppen verschont, auch von Einquartierungen und Kontributionen. Doch die Freude der Bürger war verfrüht.

Gegen Ende dieses Jahres und die folgenden hin bis zum Hubertusburger Frieden im Jahr 1763 hat Hirschberg fortan viel an Belästigungen hinzunehmen.

Zunächst ordnet am 28. Juni 1741 das Königliche Kriegscommissariat an, daß im Interesse der lutherischen Bewohner Hirschbergs zwei Mitglieder lutherischen Glaubens ins Magistrat-Collegium mit Sitz und Stimme einzusetzen seien. 1741 zog ein Regiment des Prinzen zu Bevern durch, mit wenig Belästigung für die Bevölkerung, doch nachkommende Truppen des Königs forderten Verpflegung, Kriegssteuern von Hirschberg und den Vorstädten in Höhe von 30 000 Talern. 1741 befiehlt der König, daß er den Hofrat Höfigen zum Hirschberger Bürgermeister bestimmt habe; der bewährte und bejahrte angesehene Bürgermeister von Ehrenschild muß gehen, wird in den Ruhestand versetzt, ohne daß die Bürger befragt wurden. Spätestens hier verspüren sie erstmals den preußischen Wind, der nun weht. Von 1742 an folgen Anordnungen und Kammerbefehle, die hier gar nicht alle aufgeführt werden können. Hirschberg hatte von da an jährlich 60 Rekruten an die vom König bestimmten Regimenter zu stellen (und zu unterhalten), zu Werbern wurden Hauptmann Beer und Leutnant Donop bestimmt. Die Stadt mußte sofort ein Ordonanzhaus bauen, ein Urbarium anlegen und vor allem sich von nun ab laut des Trauer-Ediktes vom 4. Mai dieses Jahres an sich spürbaren Einschränkungen beim Luxus ihrer Leichenbegleitungen

aufzulegen. Der König hatte die Prachtbauten auf dem Gnadenfriedhof von den Leinekaufern gerügt und auch die Trauerbekleidung aus schwarzem Tuch der Familien, Leichenträger und Bediensteten.

Die Aufstellung der 1742 verordneten Urbarien brachte einiges an den Tag: nämlich daß Hirschberg als Weichbildstadt fast gar keine Gerechtsame mehr besaß. Das Meilenrecht und das einst fast exklusive Bierschankrecht waren inzwischen ganz verlorengegangen, bestand nur noch bei den direkt zur Stadt gehörenden Dörfern. Ober- und Niedergerichte übte Hirschberg nur über Erdmannsdorf und Lomnitz aus. Auch die Bürger- und Stadtkacker waren nicht klar umrissen, ihre Größe nur im Umfang der benötigten 31 Malter und 9 Scheffel Breslauer Maß Sommer-Aussaat festgehalten. Ihre Güte war durch die Gebirgswitterung sehr verschieden, die Wiesen waren klein und zerstückelt, was auch von den Äckern gesagt werden mußte. In Stadt und Vorstadt wurden insgesamt 229 Kühe und 33 Ziegen gehalten. Auch das Land der Stadtgärten wurde für die Urbarien nach der Aussaat berechnet: jährlich 4 Malter, 1 Scheffel, 1 Metze.

Auf 250 Häuser Hirschbergs kam die Braugerechtigkeit von 453 1/2 Bieren, und was die Stadt für die Landeskasse aufzubringen hatte, war kein kleiner Betrag.

Als das durch den König angeordnete Urbar angeordnet wurde, besaß die Stadt Hirschberg 6 Dörfer: Cunersdorf, Schwarzbach, Hartau, Grunau, Straupitz und Söderich. Es folgt die Aufzählung des Weich- und Hartholzes in Stadtwäldern, die Teiche ringsum werden als nicht fischreich angegeben, dafür gehörte der Stadt die „wilde Fischerei“ in Bober und Zacken von Ober-Hartau an bis zur kalten Küche im Sättler, von Herisdorf bis an den Pechwinkel beim Hausberg. Denn Jagd und Fischerei gehörten nicht den Bürgern, war vom Magistrat für jährlich 40 Taler an Interessenten verpachtet worden.

Nach diesem Urbarium von Hirschberg aus dem Jahr 1742 dürfen die Bürger ihr Vieh auf die Stadtweide treiben. Schafe aber mußten die Fleischer auf gemieteter Hutung weiden. Für das Hüten des Stadtviehs war ein Stadthirte eingesetzt. Sein Lohn: 8 Taler schlesischen Lohn, 7,50 schles. Gröschel auf Salz, 1 Stoß Holz, 2

Scheffel geringes Malzgetreide, freie Wohnung im Stadthirtenhaus. Dazu gehörte soviel Wiese, daß der Hirt zwei Zuchtrinder für die Stadt und auch eine Kuh für sich halten konnte. Dazu 10 Scheffel Aussaat, von jeder Kuh jährlich 7 schles. Gröschel und vom Belegen lassen (decken), 4 Kronen.

Die Bürger mußten ihre Abgaben an das Rentamt geben, auch mußten sie, und das nicht wenig, zum Bau der Straßen, zu öffentlichen Gebäuden, Türmen, Rathaus, Stadtmauern, Wasseranlagen unweit der Niedermühle, Wassergeleiten (Wasserleitungen), Brunnen und der Feuerrüstung beitragen.

Jeder Bürger mußte bei seiner Erlangung des Bürgerrechtes sofort 1 Floren in die Feuerkasse geben.

Die Aufzählung dieser vielfältigen Abgaben mögen uns heutige Bürger dieser oder jener Gemeinde trösten. Von nichts wird eben nichts.

In Hirschberg lebten zu Beginn des ersten der drei schlesischen Kriege 276 Handwerker, Kaufleute und Künstler, in der Vorstadt 132. Unter den gesamten 408 Personen waren 57 Kaufleute. Fleischer, Schuhmacher und Bäcker hatten ihre eigenen Bänke, 30 an der Zahl. Es gab außerdem 38 Tuchmacher, 30 Leineweber, 37 Schneider, 30 Tischler, 10 Färber und 5 Köche. — Am 23. Januar 1742 zählte die Stadt Hirschberg insgesamt 5819 Einwohner, unter denen übrigens auch noch 25 Strumpfstriker waren.

Am 17. Mai 1742 war mit der Schlacht bei Chotesitz der 1. Schlesische Krieg beendet. Am 11. Juni war in Breslau die Unterzeichnung der Friedensbedingungen, und am 27. Juni wurde der Frieden offiziell bekanntgemacht. Der 12. August 1742 war für Hirschberg ein großer Tag: zum ersten Mal nächtigte König Friedrich II. hier in Begleitung der Prinzen Heinrich, Leopold, Ferdinand und des Prinzen von Darmstadt mit 14 ausgesuchten Offizieren.

Daß die Einweihung des neuen Rathauses, von Hedemann als Baumeister in strenger klassizistischer Auffassung nach dem Vorbild des preußischen Baumeisters Langhans aus Landeshut entworfen, ein rauschendes Fest war, steht außer Frage (1749). Doch war auf vielerlei Weise zu spüren, daß die preußische Zeit eingezogen

war. Am Anfang dieses Baues hatten sich übrigens die Bewohner des Dorfes Schwarzbach beschwert, daß sie doppelte Hofdienste machen mußten: auf dem Dominium Schwarzbach und am Rathause! Die Beschwerde der Schwarzbacher wurde als unbegründet abgewiesen.

Alles, was Rang und Namen hatte, war bei den Feierlichkeiten im illuminierten Rathaus zugegen, darunter auch der Landrat Baron von Zedlitz aus Tiefhartmannsdorf, neben Schöppen und Geschworenen.

Im Verlauf der Veranstaltung wurden ein Töpfer, ein Schuhmacher und ein Schneider in die Ratsstube eingelassen, die vorher um das Bürgerrecht ersucht hatten. Dieses muß sonst mit einem ansehnlichen Betrag erkaufte werden, doch an diesem Tage wurde den dreien das Hirschberger Bürgerrecht unentgeltlich erteilt.

Aber wie so oft, die Freude der durch die Jahrhunderte immer wieder schwer geprüften Stadt währte nicht lange: inzwischen hatte der 2. schlesische Krieg begonnen.

Im zweiten schlesischen Krieg

Dieser nahm die Stadt mehr mit als der erste. Schon am 7. Dez. 1744 befahl die Kammer in Glogau, Hirschberg habe einen Platz für ein Magazin zur Verfügung zu stellen. Rast hielten in der Stadt die Regimenter von Winterstein, des Grafen von Schwerin, des Grafen von Bonin, von Altdessau, des Prinzen von Preußen, das 1. Bataillon von Dreskow und das 1. Bataillon von Brandeis. Dieses kam im Januar 1745 wieder, dazu ein 260 Mann starkes Bataillon von Kleist, eines von Minchow nebst 58 Knechten, 390 Pferden, zusätzlich 529 Mann ausgewechselter Truppen, und so ging es munter weiter.

Rast, das hieß für die Zivilbevölkerung, Quartiere zur Verfügung zu stellen, Menschen und Pferde unterzubringen, zu verpflegen — und mit Geld zu versorgen.

Es war ein ständiges Kommen und Gehen. Dann traf am 25. April 1744 die Hiobsnachricht ein, daß sich die Österreicher mit viel Geschrei näherten. Diese kamen mit nur 72 Pferden und 60 Mann Ulanen und den so sehr wegen ihrer Unbeherrschtheit gefürchteten Kroaten. Im Gegenzug zu den Preußen wollten sie kaiserliche Patente anschlagen, forderten 36 vier-spännige Wagen und Heuwagen zur Wegbringung des von Preußen eingerichteten Magazins. Dann wiederum rückte von Winterfeld mit den Preußen ein, vertrieb sie, doch die von ihnen gefangenen Österreicher mußten die Bürger von Hirschberg mit 180 Reichstalern verpflegen. Angeblich würden diese Summen wieder erstattet.

Das Elend begann, als die Preußen abzogen und die Österreicher wieder einrückten. Die Stadt kam in ihre Gewalt und hatte viel

zu leiden, da diese annahmen, daß Hirschberg selbst die Preußen geholt hatte. Ungarische Truppen rückten an, 120 Nadasty-Husaren unter Baron von Ghiley. Pferde, Unterkunft und gutes Essen wurden verlangt, aufgetischt im Goldenen Löwen. Da aber der Wirt wohl für die ungebetenen Gäste nicht das beste Tafeltuch auf dem Tisch hatte — es soll nicht ganz sauber gewesen sein — wurde der Husarenleutnant sehr aufgebracht und drohte den Bürgermeister zu erschießen, schon, weil die Stadt die Preußen angeblich hereingeholt hatte. Der Leutnant verlangte für diese schlechte Behandlung Entschädigung, ein Schock weiße Leinwand, ohne alles andere.

So und noch schlimmer ging es tagtäglich weiter, ein Herr von Schweinichen bei der Landesmiliz wurde gefangen genommen, der Bürgermeister in Arrest gesetzt und der österreichische Kommissar Seidel mietete sich mit einem Kornett und Pferden lange in des Bürgermeisters Haus ein und ließ sich von der Frau des Arrestierten bedienen und verpflegen. Die Pferde waren derweil im Hausflur angebunden.

Auch anderen wohlhabenden Hirschbergern ging es wenig anders, auch Witwe Gottfried, die Herren Menzel, von Buchs, Kommerzienrat Glafey, Winkler und Steuer bekamen derartige ungebetene Gäste ins gepflegte Haus. Bevor nun die Nadasty-Husaren die Stadt verließen, verlangten sie viel, einschließlich Gewehren und anderen Waffen, bevor sie bereit waren abzuziehen.

Schon wenig später kamen Husaren und Dragoner in die geprüfte Stadt. Die Stadtväter versuchten mit Geldgeschenken (12 Dukaten im voraus) die Truppen friedlicher

zu stimmen, kamen doch wieder 40 Mann gefürchtete Kroaten mit, die es mit der Manneszucht wenig genau nahmen. Plünderungen, Geldbußen, Anklagen, die Preußen vorsätzlich in die Stadt geholt zu haben (obwohl doch die auch ganz und gar ungebeten in die Stadt gekommen waren). Die geforderten Gelder wurden höher und höher. Und immer wurde neben dem Geld auch die gute schlesische Leinwand schockweise gefordert.

Einen Monat später folgten Kürassiere und Dragoner des Rittmeisters Baron von Gersdorf, und wieder mußte schockweise Leinwand zum Geld herbeigebracht werden; Ulanen und Kroaten kamen wieder, die Repressalien der Soldaten wurden immer schlimmer, da rieten die österreichischen Kriegskommissare, sich mit Geldgeschenken in beträchtlicher Höhe als Bittsteller bei der Kaiserin Maria Theresia in Wien einzufinden, um weniger Unterhalt für die durchziehenden Soldaten herbeschaffen zu müssen. Angeblich ließ sich auf diese Weise ein kaiserliches Patent erlangen, das der Stadt zum Schutz gereichen könne. Längst hatten die Kaufleute Kredite aufgenommen, Grundstücke veräußert, doch ohne sichtlichen Erfolg.

Entfernt von Hirschberg hatten sich die

Preußen und die Kaiserlichen bei Hohenfriedeberg, Sorr und Kesselsdorf Schlachten geliefert, so daß es dann endlich im Dezember 1745 zur Beendigung des 2. Schlesischen Krieges mit dem Dresdner Friedensschluß kam, der König Friedrich II. den Besitz Schlesiens bestätigte.

Die Hirschberger hatten herzlich wenig von den Siegen ihres Königs. Sie hatten ja noch die Kaiserlichen in der Stadt, und die forderten und forderten. Egal, was die Stadt Verwundeten und Soldaten Gutes getan hatte, es war zu wenig, es wurde mit Erschießungen gedroht und Oberstleutnant de Franquini machte sich in der Erinnerung mit seinen Forderungen an die Hirschberger einen besonders schlechten Namen (wiederum Leinwand, Fleisch, Brot, Heu, Hafer, Stroh für Soldaten und Pferde). Wurde ihm das verwehrt, weil es mit den vielen Besetzungen gar nicht aufzutreiben war, versicherte de Franquini mit der Drohung des Erschießens, er werde alles finden, und wenn es sechs Zoll unter der Erde läge. Er scheute sich nicht, Geiseln zu nehmen, Tafelleinen und Geschirr, Geld in allen Werten, ja selbst vorrätige Weine.

Am 1. August richtete ein anderes Ereignis die Blicke auf sich: ein Blitzstrahl tötete auf der Kanzel der Gnadenkirche den Ar-



Gnadenkirche zu Hirschberg.



Gnadenkirche, Altar.

chidiakonus Adolph. Es war nun schon das zweite Mal gewesen, daß ein Blitz in die Kirche einschlug, weshalb man aus Vorsicht die eiserne Stange, die die Kanzeldecke hält, mit einem blauseidenen Band umwickelte.

Für kurze Zeit kommen Preußen vom Winterfeld'schen und vom Dessau'schen nach Hirschberg. Doch sind es zu wenige, der gefürchtete de Franquini kommt wieder mit seinen Soldaten, bestraft die Stadt erneut mit Drangsalierungen für den Einlaß der Preußen und zieht dann endlich am 6. Dezember 1745 von Hirschberg ab, nachdem die Stadtväter ihm zu allen anderen Forderungen noch ein Geschenk von 2000 Dukaten gemacht haben. Als die Österreicher nun endlich abzogen, hatte die Stadt eine Schuldenlast von 164666 Reichsthalern.

Am 12. Januar 1746 wurde in Hirschberg das Friedensfest gefeiert, obwohl ja der Zweite Schlesische Krieg schon im Oktober des vorangegangenen Jahres, zumindest für den König beendet gewesen war.

Es ist durchaus vorstellbar, daß sich mancher Bürger oder Ratmann der Stadt ganz im Stillen fragte, ob denn Friedrich II. wirklich der große Retter war, oder ob ihnen diese neue Regentschaft weniger Frieden denn Belastungen gebracht habe. Deshalb richtete der Magistrat eine Bittschrift an den König, bei dieser entstandenen Schuldenlast sich hilfreich zu erweisen. Dieser versprach Abhilfe. Durch königliche Gnadengelder konnte nach und nach die Tilgung der Schuld vorgenommen werden, auch wenn dazu sogar Mündelgelder ange-tastet werden mußten.

Am 6. Juni 1748 konnte aus dem Schneckenbrunnen bei Grunau eine gute Wasserleitung nach Hirschberg verlegt werden, und am 24. Dezember des gleichen Jahres trug sich jene Begebenheit mit dem Hirschberger Perückenmacher zu, der aus dem Hausberg Schätze zu holen wußte. Dieser Vorfall ist vorher schon bei der Hausbergsage erzählt worden, auch soll es dabei um die Prophezeiung jenes Rischmann auf dem Prudelberge gehandelt haben. Auf alle Fälle hat den verunglückten Perückenmacher der Kutscher von Frau von Buchs gefunden.

1749 hörte die Stadt auf, eigene Mühlen zu betreiben und verkaufte sie gegen einen

jährlichen Zins von 500 Reichsthalern. Im gleichen Jahr wurde auch beim Sommersingen am Sonntag Lätare das Herumtragen eines ausgestopften Mannes als Tod, der ausgetrieben wurde, verboten. Bürgermeister Dr. Thebesius schaffte auf seine Kosten Sänften und auch Sänfenträger an. Sie wurden auch von ihm eingekleidet und dann der Stadt zum Geschenk gemacht, weniger um hohe Herrschaften zu transportieren, als zum Tragen kranker Personen. An diesen kleinen Details sieht man immer wieder, wie sehr Privatpersonen mit ihrem Vermögen dazu beitrugen, das Gemeindeleben zu verbessern.

1750 brannten einige Häuser in der Jüdingasse, der späteren Schulgasse, ab. Bei dem Brand am 15. Januar erlitt ein böhmischer Leinwandhändler, der dort ein Gewölbe gemietet hatte, einen großen Verlust von 400 Reichsthalern. Er stammte aus Schatzlar in der Nähe von Trautenu. Sonst kam aber niemand zu Schaden. Aber das herausragende Ereignis war der erste in Hirschberg abgehaltene Jahrmakkt am 10. Mai. Das wurde vom Rathausurm mit Pauken und Trompeten ausgeblasen, also bekannt gemacht.

Am 13. Juli 1751 wurden die Bewohner Hirschbergs abends gegen 20.00 Uhr von einem Erdbeben aufgeschreckt. Dieses hat den Schildauer Torturm so erschüttert, daß die Kinder des Türmers vor Angst laut zu schreien begannen. Doch zum Glück ist der Turm nicht eingefallen, obwohl Gegenstände und Kleider, die an der Wand hingen, hin- und herschwanken. Doch bei späteren Untersuchungen fand sich ein Riß in der Turmmauer und in Kaufmann Kahls Haus haben sich Bücher und Tintengefäße von ihren Plätzen wegbewegt. Auch in Wien ist an diesem Tag ein leichtes Erdbeben verzeichnet worden.

1754 hat man vor dem Burgtor die Schanzen aus dem 30jährigen Krieg abgetragen und mit neuen Häusern bebaut. Der Scharfrichter erhielt am 24. April des gleichen Jahres eine neue Staupe Säule, an der nun Straffällige an den Pranger gestellt werden konnten. 1755 erfuhr das Schildauer Tor eine Erweiterung, die alten Zugbrücken, die noch in den Toren waren, wurden ganz abgeschafft. Ein Jahr später zählte man wieder einmal die Einwohner der Stadt und erreichte die Zahl von 6801 Personen.

Und schon war wieder von Krieg die Rede, die kurze Verschnaufpause war vorbei, nach dem 18. Juli 1756 kamen schon wieder Werber für neue Soldaten. Ob es gut war, was sich da der Hirschberger Magistrat einfallen ließ, sei dahingestellt. Um die geforderte Anzahl von wehrfähigen Männern zu stellen, nahm man erst einmal alles „liederliche Gesindel“ fest, hernach die „schlechten Leute und Müssiggänger“, und die dann noch in Frage gekommen wären, versteckten sich außerhalb der Städte. Das hatte zur Folge, daß man die Zahl nicht vollbekam und im August noch acht Mann „nachliefern“ mußte. Im gleichen Monat wurden 100 Artilleriepferde durch Hirschberg geführt, von denen 90 schon eine Woche später wieder in einem Zustand zurückkamen, daß sie nicht mehr zu verwenden waren.

Rußland und Österreiche waren noch nicht wieder völlig gerüstet, Sachsen war nicht geschützt, da hatte sich Friedrich II. rasch noch einmal entschlossen, wieder in den Krieg zu ziehen. Am 29. August 1756 war es wieder soweit, der Dritte Schlesische oder auch der Siebenjährige Krieg hatte begonnen und sollte dann erst am 15. Februar 1763 durch den Frieden zu Hubertusburg abgeschlossen sein.

Sieben Jahre lang ging es genauso weiter, wie in den beiden Kriegen zuvor. Hirschberg und seine Bürger wurden zwischen Preußen und Österreich zerrieben mit Abgaben und Bestrafungen, mit Verschuldung und Verstecken von Habseligkeiten, mit Auflagen der Kriegsherren, denen eine ausgeblutete Stadt nicht mehr nachkommen konnte. Waren es nicht die Kaiserlichen, die Geld forderten und verlangten, den preußischen Adler abzunehmen, dann kamen eben der preußische Kornett Gotschalk von den Ziehtenschen Husaren, und nahm die Hirschberger Steuerkasse mit. Hauptmann Manteuffel wiederum ließ sich die Kreiskasse bringen und schickte sie weiter nach Landeshut. Für geforderte und gelieferte Verpflegung gab es manchmal mit preußischer Genauigkeit sogar eine Quittung. Damit ließ sich allerdings der Hunger der Bevölkerung nicht stillen.

Die erhaltene Religionsfreiheit hatte mit drei Kriegen hintereinander wahrlich einen neuen hohen Preis gefordert, daß das Glück, endlich die Gnadenkirche zum

Kreuz Christi in der Vorstadt zu wissen, langsam etwas an Glanz verlor.

Auf dem Hintergrund dieser drei Kriege, die das Land überzogen, war das kirchliche Leben natürlich weitergegangen. Die ersehnte Religionsfreiheit brachte auch Einbußen. Denn als nun auch manche Dörfer die Erlaubnis erhielten, eine eigene Kirche zu bauen oder einen eigenen Prediger zu haben, fielen für Hirschberg die Einkünfte von rund 60 Dörfern und zwei Städten wie Schmiedeberg und Kupferberg weg. Die Gnadenkirche behielt nur die Stadtdörfer Grunau, Straupitz, Hartau, Schwarzbach, Kunnersdorf, Gotschdorf, Eichberg, Boberstein, Schildau und Stonsdorf, deren Gläubige nach Hirschberg zum Gottesdienst kamen.

Gleichermaßen war es unmöglich, daß die vorhandenen Prediger die bettlägerigen Kranken in den oft entlegenen Dörfern zu Fuß besuchen und ihnen den Segen spenden konnten. Deshalb schafften die Dörfer dann auch nach und nach zwei eigene Kirchenwagen an, so daß die Ortschaften dann nur noch die Pferde für den bestellten Prediger stellen mußten.

Auch wuchsen nebenher die Bibliotheken der Kirche und Schule an: Die Kaufleute D. Köhler und D. Süßenbach wie auch M. Mosemann vermachten diesen ihre gesamten Büchersammlungen. Dann hörten die Bücherspenden auf; erst wieder Ende des Jahrhunderts, 1797, kam von der Familie des eben verstorbenen Senators Johann Gottlieb Geier der wichtigste Teil seiner Bibliothek an die Schule. Das waren über 600 Titel und die Übergabe an das königliche evangelische Gymnasium war sein letzter Wunsch gewesen. Daß diese Spenden eine wirksame Studierleichterung darstellten, liegt auf der Hand. Aber auch Stipendien wurden ausgesetzt: das allererste wurde noch vor dem 30jährigen Krieg von M. Pankratius Süßenbach, Rektor der Schule zu Gotha, im Jahre 1571 gegeben, zur Zeit des Bürgermeisters Schilder. In diesem Krieg ruhte es und wurde erst danach wieder von zwei angesehenen Männern, einem Gelehrten und einem Kaufmann, in Höhe von 1000 Reichsthalern vergeben. Zwei Studierenden wurde damit der Besuch einer Universität ermöglicht.

Noch älter ist das Stipendium des George Kahl von 1500. Der Fond betrug 5000 Reichsthaler, diesem fügten Bürgermeister

Kretschmer und seine Frau noch je 500 Reichsthaler hinzu. Unglücklicherweise hatte man dieses auch in den Bedrängnissen des 30jährigen Krieges zum Wohle der Bevölkerung einsetzen müssen, doch nach Beendigung der Kriegshandlungen konnte es wieder ausgesetzt werden.

Einen Fond von 1000 Thalern hatte das Gottfriedsche Stipendium. Frau Gottfriedin, älteste Tochter des berühmten Kaufmannes Menzel, Herr auf Berbisdorf und Lomnitz, stiftete es für die ärmeren Stadtkinder, besonders aber für die Söhne der hiesigen Kirche (luth.). Die Verwaltung dieser Gelder lag in den Händen von Justizdirektor Jona, Kaufmann Hess und Justizsekretär Cotta. Für Greifenbergsche Kinder stifteten die von Buchsische und Adolphsche Familie einen ansehnlichen Betrag.

Andere Vermächtnisse, ebenfalls von der Gottfriedin, des Herrn Menzel auf Lomnitz und Berbisdorf, waren für arme Witwen der Lehrer und Prediger gedacht, auch die Winklerschen, Glafeynschen, Menzelschen und Gottfriedschen Legate galten in Not geratenen Predigern und Lehrern. Kleine Legate konnten für die Bezahlung des Schulgeldes armer Bürgerkinder verwandt werden. Dadurch war gar vielen der Besuch einer guten Schule möglich. Das Geld wurde teilweise auch für Schulbücher verwandt. Die Kaufleute wie Gottlob Schäfer und Franz hinterließen ihre ganzen Vermögen für gemeinnützige Einrichtungen. Auch konnte dadurch das Gehalt der Schullehrer angehoben werden.

In diese Aufzählung gehört natürlich auch das von Buchsische Waisenhaus, etwa aus dem Jahr 1757. Das betreffende Haus auf der Zapfengasse Nr. 530 war von Bernhard Bonnit von Mohrental auf Peterswaldau — jenem unglücklichen Menschen, der wegen seiner Wohltätigkeit beim Bau des evangelischen Gymnasiums im Schuldturm zu Jauer landete und dort starb — erbaut worden. 1759 hatte Kaufmann Daniel von Buchs, Besitzer von Schildau, Boberstein und Eichberg, dieses Haus in seinem Besitz. Dazu gehörte auch ein großer Garten und einiges vom Umland. Hier nun ließ von Buchs Waisenkindern von einem evangelischen Lehrer Unterricht erteilen. Dann schenkte er dieses Haus mit sämtlichen Einrichtungen der Waisenanstalt und verfügte in seinem Testament vom 3. Juli 1775 ganze 7000 Thaler unter der Bedingung, daß dar-

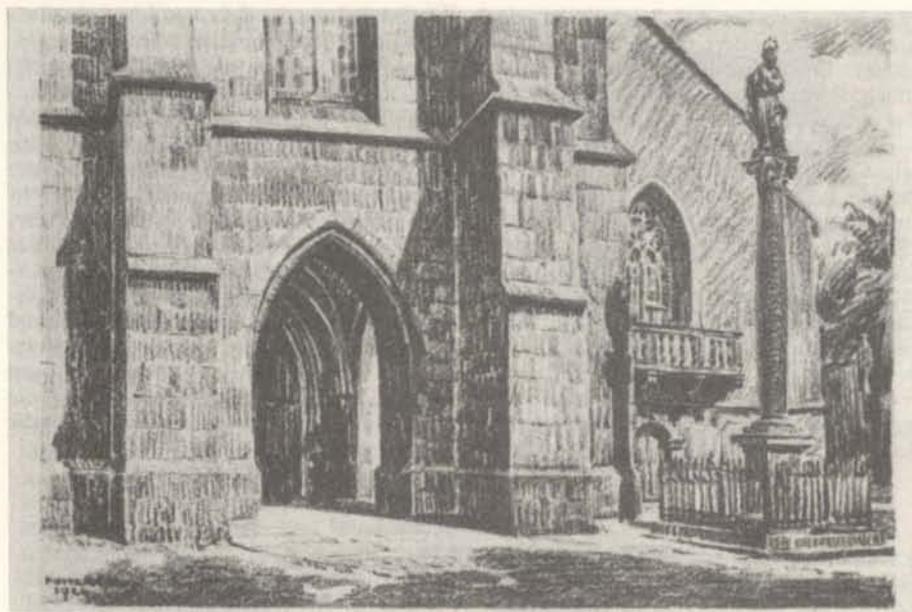
in sechs arme, verwaiste Kinder hiesiger Eltern Aufnahme und Unterhalt bekommen. Nach dem Tode des Daniel von Buchs übernahm die Witwe desselben an seiner Stelle das Curatel darüber, damit alles in seinem Sinne vonstatten gehen möge. Im Laufe der Jahre kamen immer mehr Geldgeschenke und Legate für das Waisenhaus aus den Reihen der Bürgerschaft hinzu.

Ein Armenhaus wurde notwendig, um ältere Personen, aber auch Kinder aufzunehmen, deren Unterhalt Sache der öffentlichen Armenpflege obliegt.

Das Armenhaus, das 1774 erbaut und 1775 bezogen wurde, ist das ehemalige Zuckersiedereigebäude, im 19. Jahrhundert Militärkasernen in der Hospitalgasse. Wahrscheinlich handelt es sich bei diesem Armenhaus aus dem 18. Jahrhundert um das uns noch bekannte Waisenhaus am Ende der Hospitalstraße, neben dem Eingang der Walderseekaserne. Die Kosten für den Unterhalt des Armenhauses waren Legate von der Kaufmanns-Witwe Lipfert, geb. Schneider, dessen Zinsen der Arbeit des Frauenvereins zufallen. Weiter Frau Kommerzienrat Schäffer, Pastorenwitwe Glaubitz, Frau Dr. Tscherner, der emeritierte Pastor Liebig, Stadältester Kriegel, Lederhändler Schneider, Kaufmann Berthold Ludwig, Gutsbesitzer Riemann, Spediteur Sachs sen., Sprachlehrerin Callier. Administrator dieses Armenhauses ist der Gasthofbesitzer Strauß. Im Jahre 1874 betrug der Vermögensstand 10118 Thaler.

Von diesem Armenhaus, das am Rande des Bobers steht, wird gerühmt, die Lage sei vortrefflich, die Luft sehr gut, die Lage mit einer kurzen Lindenallee von der Straße zur Eingangstür, Gartenfrüchte und Blumen werden angebaut. Es ist ein Steinhaus mit 15 Fenstern, an jeder Seite eine große Stube zum Wohnen und Arbeiten. Eine geräumige Küche, ein Speisegewölbe, ein Flachs- oder Wollgewölbe. Krankenstuben, Kammern zum Schlafen. Eine Köchin, ein Oberspinnmeister. Auf dem Oberboden ist ein luftiger Wäscheboden. Der Entwurf stammt vom Hirschberger Baumeister Demus.

Hier wohnen Inspektor Kohlmann und Frau, der Unterinspektor und Lehrer der armen, aufgenommenen Kinder, Kandidat Busch, Aufspinnmeister Gottschlich, die Köchin, die kocht und z. T. wäscht, 28 Ar-



Kath. Kirche in Hirschberg — Federzeichnung von Alfred Mätzker.

me, 9 Kinder, 19 Erwachsene. Von den Erwachsenen werden täglich von denen, die dazu imstande sind, 25 Gebinde Baumwollgarn gesponnen. Ganz alte spinnen Werg, Kinder erhalten jeden Tag drei Stunden Unterricht. Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion beider Konfessionen. Das Essen enthält sogar sonntags ein halbes Pfund Fleisch, am Feiertage Gebratenes neben dem Brot. Mit Torf wird gekocht. Kerzenlicht unter Vorsicht, daß nichts passiert, einzelne Schlafstellen mit Strohsack und Federkissen unter den Kopf, eine Federzudecke. Die Federn werden im Haus geschliffen. Die Weiber müssen die Stuben reinhalten und auch die Kinder. Auch für Kleidung ist gesorgt, einfache, wie sie die niederen Stände tragen. Alte Personen dürfen zeitlebens dableiben, Kinder und Jugendliche werden später in Arbeit vermittelt. Es scheint, wenn so ein Haus von Stiftungen und Legaten gespeist und von manchem Stifter mit beaufsichtigt wird, da es für die Betroffenen in so einem Hause besser ist, als in einem staatlich eingerichteten Hause.

Unweit des Armenhauses, südwestlich davon, steht als eine fortschrittliche Ein-

richtung die Hirschberger Zuckerraffinerie, das ehemalige königliche Magazin, vier Stockwerke hoch. Im untersten Stockwerk befinden sich drei Siedekessel und die Trockenstube. Darunter die Gewölbe zum Aufbewahren des rohen Zuckers. Auf den übrigen Böden sieht man die großen gegossenen Zuckerhüte stehen, von denen der Sirup abgelaufen ist. Die Direktion liegt in den Händen der Kaufleute Kommerzienrat Schneider und Kaufmann Morgenbesser. Diese müssen den Beteiligten an dieser Zuckeranstalt, auch von auswärtigen Städten, stets Rechnung vorlegen. Noch konnte keine Dividende ausgezahlt werden, doch haben sich die Aktien der Hirschberger Zuckerfabrik erhöht. Jährlich werden dort für 400 000 Reichsthaler raffinierte und andere Zuckerarten verkauft.

Die drei Stadttore müssen jeden Abend verschlossen werden, so daß man abends durch das Langgasentor noch bis 10.00 Uhr und das Burgtor bis 12.00 Uhr für ein festgesetztes Sperrgeld vom Torwächter eingelassen werden kann. Für Einheimische beträgt das Sperrgeld für eine Person 1 Gröschel, für Wagen und Pferde 1 Sgl. und für Fremde das Doppelte. Die Pacht für das

Tor betrug vorher 400 Reichsthaler, doch im 18. Jahrhundert 600 Reichsthaler. Bei dieser Erhöhung blieb unbeachtet, daß doch die Bevölkerung sich so vermehrt habe und das Sperrgeld erhöht ist. Die Erklärung dafür soll in der Teuerung liegen. Für ein Gröschel erhielt man vor 50 oder 100 Jahren den doppelten Wert der Dinge. Also ist es heute schwerer für die Armen vor die Stadt zu gehen und nicht rechtzeitig wieder zurück zu sein. Das ist natürlich bei den Vergnügungen, die sich vor der Stadt auf dem Helikon, auf dem Hausberg und im Sättler befinden, wenig erfreulich.

Das Verschließen der Tore richtet sich nach der Länge des Tages. Im Winter sogar um vier Uhr, doch warnt der Torwächter

vor Schließung der Tore mit dem Läuten einer Glocke eine Viertelstunde vorher.

Der Burgtorturm hat andere Zeiten, jeder kann dort ohne Sperrgeld aus- und eingehen, wo man an anderen Toren zahlen muß. Es heißt in der Mitteilung, daß diese ungewöhnliche Freiheit „auf eine uralte Stiftung eines Frauenzimmers“ zurückgeht und wohl gedacht war zum Besten derer, die noch etwas auf dem Hausberg bzw. der Burg zu tun hatten oder dort wohnten. Urkunden sind darüber nicht mehr vorhanden, aber es sind ja auch viele durch Brand vernichtet worden. Mündlichen Überlieferungen zufolge hanoelt es sich ebenfalls um eine Stiftung der Jungfer Herzogin, die auch vor langer Zeit das Seelenband für die Armen gestiftet hat.

Kämmerei und altes Posthaus

1742 also war die Bevölkerung gezählt, welche Gewerbe und Berufe die Bürger hatten. Dieser Aufschlüsselung folgte eine weitere, so lebten 383 Wirte — was hier nicht gleichzeitig Gastwirte heißt, da diesen Bürgern 424 Frauen und 507 Töchter gegenüberstehen. Die Weiblichkeit hat in Hirschberg absoluten Überschuß — wie immer, wenn Kriege Männer und Söhne fordern. 382 Söhne und 186 Knechte nebst einem Brauknecht weist die Stadt auf, doch zu Frauen und Töchtern kommen noch 319 Mägde. Einander gegenübergestellt hat die Stadt im Jahre 1742 lediglich 766 männliche, aber 1250 weibliche Bewohner.

In den Vorstädten zeigt sich ein anderes Bild: 786 Wirte, 804 Söhne, 166 Knechte = 1756 männliche Personen. Denen stehen hier nur 879 Frauen, 826 Töchter und 156 Mägde gegenüber, insgesamt also 1861 weibliche Personen.

Die Zahlen mögen ein Licht auf die soziale Struktur werfen. Die Kinderzahl scheint bei den einfacheren Handwerkern und Tagelöhnern wesentlich höher zu sein, als bei den feinen Bürgern; wogegen bei denen viel mehr Mägde in Diensten stehen als auf dem Lande. Unter den 152 gezählten Webern waren nicht alle Angehörige der Zunft.

Es gab eine alte Verfassung, nach der sich die Kämmerei zu richten hatte, indem

sie die nachfolgend aufgeführten Gebäude unterhalten mußte: Das Rathaus, die deutsche Schule und auch — das Wirtshaus zum Weißen Roß. Das Doktorhaus gehörte dazu, das Färberhaus, zwei Malzhäuser und auch die zwei Basteien, in denen die Stadtdiener ihre Wohnungen hatten.

Hinzu kam das Wachhaus am Burgtor, die drei Stadttürme und die Stadtmauern, aber auch drei steinerne Brücken unter den drei Toren, außerdem vier Mühlwerke, die Ziegelscheune mit der dazugehörigen Wohnung, in der der Ziegelstreicher mit seiner Familie lebte, ferner das Stadtschützenhaus, eine Stadtscheune und das Hirtenhaus. Ganz wichtig war die Unterhaltung des Flachs- und Brechhauses für die Grundlage des Leinengewebes, und natürlich auch die Brunnen. Da gab es vor dem Burgtor einen Ziehbrunnen mit einem Ledereimer und gleichzeitig auch einen Schwengelbrunnen, also auf gut schlesisch: »anne Pumpe«.

Die Wasserkunst gehörte dazu; wahrscheinlich handelt es sich hier um die kunstvoll gelegene Wasserleitung von Grunau her. Der Bauhof unterlag der Kämmerei, und auch die beiden Scheunen, die dazu gehörten, genauso wie zwei kleine „steinerne Brücken mit hölzernen Lehnen“, wahrscheinlich eine über den Mühlgraben und eine über den Zacken.

Stadt und Vorstadt hatten zusammen 823 Häuser. Alle waren bis auf eines mit Schindeln gedeckt.

Die beiden kleinen Begräbniskirchen von Grunau und Straupitz mußten von der eigenen Bürgerschaft und den „eingepfarrten“, also den Mitbenutzern unterhalten werden. Bis in unsere Tage war das Michaelskirchlein von Niedergrunau ein bauliches Kleinod im Hirschberger Tal.

In jüngster Zeit ist dieses Kirchlein inmitten hoher Wohnblocks auf der Grunauer Flur fast verschwunden, modern erweitert in einer Weise, die die alte Harmonie zerstört.

Dem Magistratskollegium der Stadt Hirschberg gehörten in jener Zeit ein regierender Bürgermeister, ein Prokonsul, fünf Ratsherren, ein Stadtnotarius, ein Gerichtsvogt sowie ein Rentmeister und ein Rentschreiber an. Die Ober- und Landgerichte unterstanden diesem Magistrat, der auch das Patronat hatte über alle Kirchen in Stadt und umliegenden Dörfern, und das Recht der freien Ratswahl.

Gemeint sind damit die sechs Dörfer Grunau, Kunnersdorf, Straupitz, Hartau, Schwarzbach, mit dem Dominium Schwarzbach und Södrich.

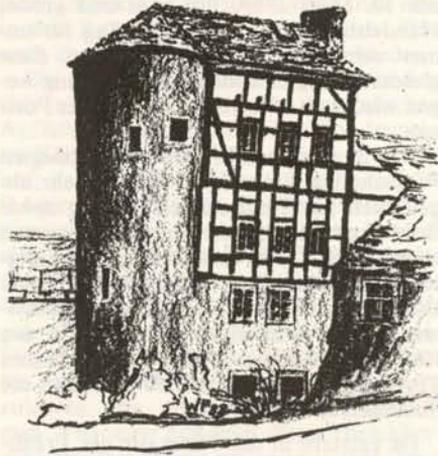
In diesen Dörfern lebten insgesamt 1054 Wirte. Ihre Äcker brachten 463 Malter und 8,5 Scheffel Korn, hielten auf den Hutungen (ausgewiesenen Weiden) zusammen 565 Kühe, 93 Schafe und 215 Ziegen. Heu und Grummet konnte soviel gehauen werden, daß es insgesamt 636 dreispännige Fuder ergab.

Die Hirschberger Kämmerei besaß auch einige Wiesen, die sie vermietete. Darauf waren 17 Fuder Heu und Grummet zu gewinnen.

Die Erlangung der Erlaubnis, Zoll verlangen zu dürfen für Waren, die auf der Stadtwaage gewogen und dann ausgeführt wurden, war den Stadtvätern bislang nicht gelungen. Zu diesen Waren gehörten Pottasche, Unschlitt (Talg für Kerzen), Hanf, Eisen, Wachs, blaue Stärke, aber auch Stein und Wolle, Juchten und Pfundleder, auch Kupfer.

Hanf und blaue Stärke wurde für die Leinwand benötigt, und bevor andere Lichtquellen erschlossen wurden, war Kerzenlicht eines vom Wichtigsten.

Das waren die Zeiten, als der Nachtwächter noch mit der Laterne durch die



Der alte Basteiturm an der Stadtmauer in Hirschberg. — Die Skizzen fertigte Hfd. Walter Pilz

verwinkelten, kleinen Gassen schwenkte, um zu sehen, ob alles seinen Ordnung hatte.

In der Zeit von 1710 bis 1717 war in der Schildauer Vorstadt, vor den Toren, ein großes Haus erbaut worden. Es gehörte dem Hirschberger Schleier- und Leinenkaufherrn Gottfried Baumgarth. Umgeben war es von einem großen, schön bepflanzten Garten und einem beträchtlichen Wirtschaftshof. Ein Garten, der angrenzend war und dem Grafen von Nimptsch gehörte, wurde dazugekauft, wie auch dessen neuerbautes Kornhaus. Alles in allem war es ein sehr großes Besitztum. Nach dem Tod des Schleierherren erbte es dessen älteste Tochter Maria Helena. Durch Heirat wurde sie eine Frau von Holzhausen, und beider Tochter Juliana Eleonora verheiratete sich später mit einem Hans Friedrich von Schweinichen. Ihr gehörte 1741 das Baumgarthensche Besitztum, doch ihre Erben veräußerten es, und so kam das Ganze mit Haus und Garten und was sonst noch dazu gehörte an den Königlichen Postdirektor in Hirschberg. Dieser Postdirektor

Wilhelm Schneider erwarb das Anwesen am 10. März 1769. Ein altes und großes Handelshaus hatte an diesem Tag für immer seine Tore geschlossen, um diese gleichzeitig einer anderen Bestimmung wegen wieder zu öffnen: ein königliches Postamt.

Auf dem schon sehr früh weit angelegten Wirtschaftshof wurde der Postverkehr abgewickelt mit Personenbeförderung sowie Brief- und Paketpost. Wir wissen das von einem großen Sohn unserer Stadt, dem letzten schlesischen Landeskonservator, Prof. Günther Grundmann, denn sein Urgroßvater, Johann Gottlieb Günther, kaufte am 10. Juli 1821 diesen großen Besitz vor den Toren der Stadt und betrieb weiterhin die Posthalterei.

Da entsteht in der Phantasie des Erzählers das Bild eines biedermeierlichen Postdirektors, in dessen Wirtschaftshof die gelben Postkutschen als Zweier- oder Vierer- gespann in den Hof einfuhren. Die Paketpost beförderte man zumeist in großen geschlossenen Postwagen.

Eine farbenfrohe Zeit: der Postillon trug einen leuchtendblauen Rock mit roten Aufschlägen, an einer schwarzweißen Kordel hing das wichtigste Zeichen seines Standes, das blankgeputzte Posthorn. Es muß etwas Heiteres um die Postillone gewesen sein, da sie außer den überall erwarteten Postsignalen auch ganze Melodien bliesen.

Jener schöne, auch an den jungen Joseph von Eichendorff erinnernde Hirschberger Königliche Postdirektor, pflegte jene Postillone, die sich auf die besten Melodien verstanden, mit rein silbernen Ehrentrompeten auszuzeichnen!

Im unteren Teil des großen Hauses war der Schalteraum mit reichgeschnitztem Inventar. Briefe wurden dort gestempelt oder Frachten abgegeben und Pakete abgeholt. Der Königliche Postdirektor hat wahrscheinlich mit stolzer Freude jedem gelbleuchtenden Postwagen nachgeschaut, der seinen Hof verließ oder in diesen einfuhr. Es wurde erzählt, daß sich die ganze Familie des Johann Gottlieb Günther abends an der „Umdrehe“ vor dem eigenen Posthaus versammelte, um eine Postkutsche zu begrüßen, die ein Posthorn schon von fern gemeldet hatte. Neben den großen Personenpostwagen, die nur vierspännig gezogen werden konnten, gab es leichte, gelbleuch-

tende Reisewagen, sogenannte „Extraposten“. Die waren natürlich für Hirschberg und für ihren Königlichen Postdirektor etwas Besonderes: nicht selten mußte die königliche Familie ins Schloß Erdmannsdorf zu einem Besuch gebracht werden. Diese Beförderung der hohen Persönlichkeiten ist wohl immer zur größten Zufriedenheit ausgefallen, denn unser Postdirektor erhielt dafür eines Tages den Roten Adlerorden 4. Klasse aus Dankbarkeit verliehen. So kam es dann, daß der bürgerliche Johann Gottlob Günther auf den Wagenschlag nun kunstvoll eine Krone aufmalen ließ. Das war schon einigermaßen sensationell, und wie unser verehrter Günther Grundmann lächelnd berichtet, hat das dem angesehenen Königlichen Postdirektor scherzhaft den Namen „Postlaucht“ eingetragen.

Zu seiner Frau muß er ein sehr gutes Verhältnis gehabt haben, denn sie durfte ganz augenfällig an seiner Freude über so eine königliche Extrapost mit Zusatzverdienst teilhaben: jedesmal erhielt sie von ihm zwei Groschen für ihre Privatschatulle. Das war so viel wie heute 25 Pfennig.

Wo immer von der guten alten Zeit gesprochen wird, dieser Königliche Hirschberger Postdirektor ist ein Stück davon, denn seine Geschichte ist noch lange nicht zu Ende.

Das Gymnasium erweist sich als erstklassige Bildungsanstalt. Als nach Rektor Hensels Tod im Jahre 1766 Rektor Bauer das schulische Leben bestimmt, zeigt es sich auch, daß mehr und mehr Gewicht auf das Studium alter Sprachen und die Literatur gelegt wird. Darüberhinaus gab es die Einrichtung der „Redeübung“. Diese entstanden aus Gesprächen, zu denen die Schüler angehalten wurden. Bereits zu Rektor Hensels Zeiten befaßte man sich mit der Auf-führung dramatischer Stücke in der Aula der Schule. Hensel hatte die Rollen selbst bearbeitet, Gespräche und Gesang wechselten ab. Der Inhalt dieser dramatischen Stücke war geistlichen und biblischen Inhaltes.

Da versammelten sich König Salomon und die Königin von Arabien, Königin Esther und Mardochei. Es fehlte auch nicht das himmlische Jerusalem, es soll aus Messingblech gewesen sein, aber auch genügend Juden und Bauern, Kaufleute, Sklaven, Mohren, Gelehrte, Götter und Göttinnen, aber auch Engel und verschiedene ale-

gorische Personen, z. B. „die Zeit“ oder „die Weisheit“ auf der Bühne. In fünf Akten wurde diese Schulaufführung dargeboten, ernsthaft und komisch, musikalisch untermalt und vom Publikum gut aufgenommen. Die Stücke sind meistens drei Tage hintereinander gespielt worden, das Zahlen eines Eintrittsgeldes war freiwillig, doch deckte es immer die gehaltenen Kosten. Jahre später spielten die Schüler dann auch noch einen vierten Tag; diese Einnahmen wurden unter ihnen aufgeteilt, gedacht als Entschädigung für Kostümkosten und Ähnliches.

Rektor Gottfried Hensel war 1687 in Röchlitz bei Goldberg geboren, hatte bei einigen Predigern studiert, war in Wittenberg gewesen, auch in einigen guten Familien als Hofmeister angestellt, bevor er nach Hirschberg berufen wurde (1728) und als Rektor an der Schule wirkte. Er starb im Dezember 1765 an Altersschwäche. Er war zudem ein guter Mathematiklehrer, zeichnete sehr gut mit der Feder und verstand sich auf das Anfertigen von Erd- und Himmelskugeln, aber auch Landkarten. Trotzdem galt Hensel in der Astronomie als Gegner von Kopernikus und versuchte seine Gegenmeinung aus dem Buch Josua zu belegen. Überhaupt schrieb er Erbauungsschriften und kleine theologische Abhandlungen. Davon blieb nichts erhalten, außer seiner Abhandlung über die fünf Bücher Moses und des Buches Josua. Ja, er baute sogar einmal den Tempel Salomons nach, so daß es kaum verwundern dürfte, warum sich auf der Schulbühne so viele biblische Gestalten ein Stelldichein gaben. Er war ein durch und durch gutmütiger und liebenswürdiger Mensch.

Nach seinem Tod führte Prorektor Schuhmann die Schule weiter. Hier wurde die Redeschulung erweitert, indem anstatt von Hensel bearbeiteten Stücken nun solche von „Lessing und anderen guten Autoren“ auf dem Stundenplan der ersten Klassen standen. Diese Sprachschulung im Hirschberger Gymnasium entwickelte sich weiter. Nach Schuhmann kam Rektor Bauer, wirkte bis 1776, blieb aber nicht bei Lesing und der Aufführung von Stücken. Unterstützt von einem Inspektor Kahl wurden „deutsche Redeübungen“ eingeführt, wo „einige Zuhörer der ersten Ordnung“ Reden und Gespräche, in Versen und Prosa — die Rektor Bauer verfertigte — hersagen mußten. Diese schulische Veranstaltung

mußte in Hörsaal 1 abgehalten werden, da jener Inspektor Kahl sich außerstande sah, in den Kommödiensaal zu kommen. Erst nach dessen Tod änderte sich das wieder.

Die deutschen Redeübungen erfreuten sich nicht annähernd den theatralischen Aufführungen, und nach dem Tod Inspektors Kahls verzichtete Rektor Bauer ganz darauf; dafür wird ein Singchor aus begabten Schülern aller Klassen gebildet, geleitet von Kantor Teucher, und begleitet vom Organisten Kuhn. Zweimal in der Woche durfte dieser Schülerchor in der Stadt und der Vorstadt vor den Häusern singen — dafür gab es wohl ein kleines Entgelt, weil das Singen in der Kirche, bei Hochzeiten, Taufen oder Begräbnissen dann als Pflicht abzuleisten war, schon wegen den Einnahmen. Für seine Zeit muß dieser Hirschberger Schülerchor sehr gut gewesen sein, denn er wird als „Pflanzschule von Kantoren und Organisten“ bezeichnet.

Auch eine Reihe von Konrektoren und Lehrern gingen vom Königlichen Hirschberger Gymnasium hervor: Daniel Stoppe, Sohn eines Schleierwebers, geb. 1697 in Hirschberg, wurde schon genannt, weil er auch als Dichter berühmt wurde.

Siegmund Großjahn, 1695 geboren, war zunächst einige Jahre Hofmeister, dann ab 1626 Konrektor am Lyzeum in Hirschberg,



Annenkirche am Schildauer Tor

ging aber 1742 als Prediger nach Hermsdorf unterm Kynast.

Eine ähnliche Laufbahn hatte der Kaufmannssohn Johann Ephraim Weissig, geb. 1721, studierte in der Heimatstadt Hirschberg, in Görlitz und Leipzig, dann zunächst Hauslehrer, 1748 Konrektor am Königl. Gymnasium, bis er 1757 als Prediger nach Löwenberg und danach nach Harpersdorf ging, wo die Schwenkfelder waren (evangelische Glaubensgemeinschaft).

Johann Christoph Böhme, 1704 in Berröhrsdorf geboren, ging nach den Hirschberger Schuljahren 1726 nach Breslau an das Elisabethenheim, 1727 an das Maria Magdalänum. Zurückgekommen zunächst einige Jahre als Hauslehrer bis er als Konrektor ans Lyzeum berufen wurde.

David Brendel, 1722 als Sohn eines Riemers (Sattlers) geboren, studierte in Leipzig weiter, trat eine Stelle an als Hauslehrer und kam 1753 als Prorektor ans Gymnasium. Er ist in jüngeren Jahren „kein übler deutscher und lateinischer Dichter“ gewesen und vermittelte seinen Schülern „die grammatischen Teile der Sprachkenntnis“ auf das Vortrefflichste.

Die Reihe der gut ausgebildeten Söhne der Stadt läßt sich beliebig fortsetzen, wobei es sich am wenigsten um Söhne der gebildeten Kaufherrenschaft handelt.

Gottfried Günther, 1706 geboren, ist der Sohn eines Züchners, studiert später auch in Leipzig an der Universität, kommt zurück als Hauslehrer und Lehrer am Gynasium.

Johann Gottfried Nitsche wurde 1733 als Sohn eines Bäckers aus Kupferberg geboren. Seine Stationen: Studium in Hirschberg, Halle/Saale, kommt 1756 zurück, zunächst Lehrer, aber auch in jungen Jahren „ein guter Prediger — und beliebter deutscher Dichter“.

Mit diesem Hinweis dürfte kein großer deutscher Dichter gemeint sein, der aus Hirschberg hervorging, sondern „ein Dichter deutscher Sprache“.

Johann Gottlieb Schubert, 1732 als Sohn eines Webers in Maiwaldau geboren, studierte in Hirschberg und Halle, wurde dann, zurückgekehrt als Hauslehrer, ebenfalls an seine alte Schule ins Lehramt berufen.

Aus Grunau war der Webersohn Johann Ehrenfried Jürsky (geb. 1767), Studium in Hirschberg und Halle/Saale, „bekannt we-

gen seinem großen Fleiß und Geschicklichkeit, Treue, Fleiß und Nutzen“, als er wieder nach Hirschberg als Lehrer berufen wird.

Natürlich kamen auch von außerhalb, besonders aus Sachsen, kluge und gelehrte Männer an Hirschbergs Schulen, wie der Magdeburger Predigersohn Johann George Schuhmann, geb. 1735. 1762 in Hirschberg Prorektor, vorzüglicher Kenner der hebräischen, der lateinischen und französischen Sprache, wobei auch die Mädchenschule im Gespräch ist.

Da die bislang einzige gute und große Stadtschule bei weitem nicht ausreichte für die Schüler aus den umliegenden Dörfern und jene der Stadt, wurden nicht gerade wohl gelittene *Neben- oder Winkelschulen* eingerichtet, meistens von beherrzten Leuten oder doch wenigstens solchen, die sich den Schulunterricht für Kinder zutrauten. Gleichzeitig wird darüber auch Klage geführt von jenem bereits schon anfangs genannten Herrn Inspektor Kahl. Es darf angenommen werden, daß es sich bei seiner Person um einen tüchtigen preußischen Beamten handelte, der auch das Hirschberger Schulwesen mit zu beaufsichtigen hatte, ob alles seine Richtigkeit habe?

Die Winkelschulen, wenn auch aus der Schulnot heraus entstanden, hatten diese offensichtlich nicht, denn dort unterrichtete jeder nach eigenem Gutdünken, ohne alle Aufsicht. Das war wohl das Beklagenswerteste.

Auf alle Fälle hat Inspektor Kahl diese Auswüchse unterbunden, „theils nach eigenem Gutdünken“, teils aber auch auf höheren Befehl mit Einschränkungen und wenigstens „einer entfernteren Aufsicht“. Beklagt wird bei diesen Hirschberger Winkelschulen, daß die Schüler oft die Stunden versäumten, nicht genügend Informationen bekamen, nachlässig waren und dann aber klagten, daß sie im Lernen nicht weit genug kämen.

Der Informant aber gibt gern zu, daß man in so einer Winkelschule gut Rechnen lernen würde, zumal bei Prorektor Schuhmann, der nach einem gewissen Rechenmeister Pfitzner „einen mathematischen Gang“ einführte. Freilich mußte er mit dem Lehrstoff stehenbleiben, wenn die Menge der Faulen und Schwachen nicht mit nachkommen konnte.

1787 kamen dann alle Nebenschulen —

der Volksmund nannte sie Winkelschulen — unter förmliche, also öffentliche Aufsicht. Drei Diakone an der evangelischen Kirche übernahmen die Aufsicht in allen Schulen des Kirchspiels, während ein M. Letsch die Stadtschulen als Primarius zu beaufsichtigen hatte.

Weiter wird berichtet, daß unter solchen Umständen — der Aufsicht — diese *deutschen* Schulen mit der Zeit nur gewinnen konnten. Das läßt sich nicht bezweifeln.

Diese aus Schulnot entstandenen Nebenschulen waren doch meist nur „für die Kinder gemeiner Eltern“. Hier läßt sich auch nachvollziehen, welche Entwicklung unsere Sprache genommen hat. Gemeine Eltern wären heute etwas völlig anderes als jene aus dem Hirschberg des 18. Jahrhunderts, als einfache, niedere Personen noch „gemeine“ waren. Denn vermögende oder vornehme Eltern ließen ihre Kinder entweder durch einen der vielen studierten Hauslehrer unterrichten, oder durch die Schüler der oberen Klassen des Lyzeums. Nur wenige Söhne angesehener Familien besuchten das Lyzeum, es sei denn, sie wollten anschließend studieren.

Dagegen war für Mädchen überhaupt nicht gesorgt mit der Schulausbildung, nicht einmal wenn sie besseren Ständen angehörten. Es ging ihnen damit ebenso, wie jungen Leuten, die nicht studieren, dafür aber Ausbildung als zukünftige Kaufleute erlangen wollten oder eine Ausbildung als junge Edelleute erfahren.

Diesem Notstand abzuhelpen, schlossen sich 1791 ein Herr Schmallbruch und ein Herr de Camp zusammen, um in Hirschberg eine „männliche Erziehungsanstalt“ einzurichten. Dazu benötigten sie die Genehmigung des schlesischen Schuldepartements. Es gab damit einige Schwierigkeiten, als diese von den beiden Herren erst nach der Eröffnung der Anstalt eingeholt wurde. Das alles ging nicht ohne Widerspruch ab.

Immerhin ist diese Lehranstalt Michaelis 1791 eröffnet worden. Während Schmallbruch wohl vor den Widerständen kapitulierte und wegging, blieb Christian Anton de Camp alleiniger Vorsteher. Bei ihm handelte es sich um einen Kaufmannssohn aus Bielefeld, der in Halle von 1784—1787 studiert hatte und vorher Lehrer an der Ecole militaire — an der Militärschule zu Berlin — unterrichtete. Wahrscheinlich kam ihm

der Unterricht an der Militärschule in Berlin bei Erlangung der Genehmigung zu Hilfe.

Bewundernswert ist, was die Zöglinge von Herrn Anton de Camp alles lernten, die im Pensionat für 200 Reichstaler und als bloße Schüler für 60 Reichstaler aufgenommen, Unterricht hatten von 8.00 bis 12.00 Uhr und dann von 14.00 bis 17.00 Uhr nachmittags — und in allen möglichen und nötigen Fächern. Auf alle Fälle aber mußte Musik und das Tanzen besonders bezahlt werden und außerdem auch in andere, als die üblichen, Schulstunden fallen.

Die Zöglinge sind „zweckmäßig“ behandelt worden, denn de Camp war ein geschickter, des Faches kundiger Mann, dessen Lehranstalt allerdings mehr benutzt wurde, als daß er selbst daran verdiente. Die Unkosten sind wenigstens herausgekommen.

Der Chronist hofft, daß der durch die Unruhen der französischen Revolution so sehr eingeschränkte „Gebürgshandel“ mit Schleiern wieder bessert, um die Eltern in den Stand zu setzen, mehr Geld für die Bildung ihrer Söhne verwenden zu können, und sie dieser Anstalt anzuvertrauen. Ist sie doch in dieser Art die einzige im Lande, worauf die Stadt dann auch stolz sein durfte.

Wie sehr die Mädchen mit der Erziehung und Ausbildung gegenüber den Knaben benachteiligt waren, selbst wenn sie besseren Ständen angehörten, machte dann auch die Schaffung einer weiblichen Erziehungsanstalt notwendig. Diese ist 1792 eröffnet worden, sowohl als Schule als auch als Internat.

Der 3. Januar ist ein denkwürdiger Tag im Hirschberger Schulwesen; allerdings war man klug genug, die Genehmigung des schlesischen Schuldepartements vorher einzuholen.

Schulleiter war Johann Daniel Hensel, 1757 am 31. Dezember als Sohn eines Lehrers geboren, der vorher schon genannt wurde. Hensel studierte von 1772—75 in Hirschberg, anschließend in Königsberg/Preußen, verdiente sein Geld zunächst als Hofmeister in der Nähe von Strehlen, bekam dort auch ein Amt als Rektor der Strehleiner Schule. Doch verzichtete Hensel auf dieses Amt, um mit einem jungen adeligen Herrn als dessen Hofmeister nach Halle zu gehen und die dortige Universität zu be-

suchen. Hensel blieb noch weiter in Halle, obwohl sein junger Herr früher wieder in die Heimat zurückkehrte. Man schrieb das Jahr 1788. — 1789 aber kam Hensel zurück nach Schlesien, wurde unweit von Hirschberg zunächst wieder Hofmeister. Dann aber muß er sich verliebt haben in eine junge Dame hugenottischer Abstammung, Michaelis 1791 hörte er als Hofmeister auf und ehelichte 1792 Demoiselle Karoline Henriette Dûpuis de Rosier. Sie war in vielerlei handwerklichen Kunstfertigkeiten geschickt, wie wir später noch sehen werden.

Zunächst aber wird die junge Frau des Johann Daniel Hensel Lehrerin an dieser Erziehungsanstalt für Mädchen, und zwar in allen weiblichen Fächern, insbesondere der feinen Handarbeiten und anderen schönen Künste, wobei auch die praktische hauswirtschaftliche und gesellschaftliche Seite nicht zu kurz kam.

Hensel unterrichtete in allen wissenschaftlichen Fächern, Sprachen, Künsten und Musik, während für das Schulzeichnen ein Zeichenmeister Mayer eingestellt wurde. Die Unterrichtsstunden waren ebenso zahlreich wie an der Erziehungsanstalt für die Schüler. Doch da die Eltern in der Regel mehr Geld für die Ausbildung der Söhne aufwendeten, war es schwer für den Schulleiter und seine junge Frau, diese Schule am Leben zu erhalten.

Die schlechte finanzielle Situation sagt nichts über die Güte des Instituts aus. Im Gegenteil, Chronisten sind voll des Lobes. Mädchen etwa von 9—15 Jahren fanden Aufnahme. Sie erhielten eine wissenschaftliche Grundausbildung, Fertigkeit in arti-

gem Briefstil. Im Französischunterricht hielt man sie an, Atalia von Racine fehlerlos zu lesen, und in Musik wurde wenigstens das Spielen einer mittelmäßigen Sonate erlernt. Landschaften, Köpfe und auch die verschiedensten Blumen waren Gegenstand des Zeichenunterrichts zum Nachzeichnen, wobei es in Handarbeit um ein Hauptfach ging: Unter- und Oberwäsche, Handschuhe stricken, sogar ein „Kopfzeug“, Hut oder Haube, mußte ohne Hilfe angefertigt oder gestickt werden können. Kurzum, die Schülerinnen wurden in die Lage versetzt, sich selbst bestens einzukleiden, daß in jeder Weise die Hoffnung bestand — gute Hausmütter gingen aus diesen Schülerinnen hervor.

Als letztes sei noch ein anderer Hirschberger Schultyp erwähnt. Ein Herr Schutz unterhielt bis zu seinem Tod 1793 eine Nebenschule, die monatlich nur einen Reichstaler kostete und damit preiswerter war als andere Schulen.

Sie war deshalb wohlfeiler als andere ähnliche Einrichtungen und ward von einer größeren Anzahl von Mädchen und Söhnen aus besseren Ständen besucht. Die Schule des Herrn Schutz war keine eigentliche Arbeitsschule, weil sie als Neben- oder Winkelschule anders angelegt sein mußte. Sie erhielt daher die Bezeichnung *Bürgerschule*, obwohl sie nachgewiesenermaßen eine Nebenschule für die besseren Stände war. Die Unterrichtsstunden waren nicht so umfangreich, und Sprachen konnten zusätzlich in privaten Stunden erlernt werden. Diese Schule wird als die merkwürdigste Einrichtung im damaligen Hirschberger Schulwesen bezeichnet.

Hensel und die schlesische Musik

Der 1757 geborene Johann Daniel Hensel hat sich nicht nur mit dem Hirschberger Schulwesen einen Namen gemacht und mit einer Stadtchronik, der ich für diese Abhandlung sehr viel entnehmen kann; Hensels Name verbindet sich auch mit der schlesischen Musik.

Er gehört zu den großen Persönlichkeiten der Stadt Hirschberg. Ihm wird der aufschlußreiche Aufsatz „Über den Zustand

der Musik in Schlesien“ zugeschrieben, 1789 in der oberschlesischen Monatsschrift, Heft 3, erschienen. Auch im historisch-biographischen Lexikon der Tonkunst wird Hensel als Autor dieses Aufsatzes genannt, und sein Name fehlt auch nicht in der Enzyklopädie „Die Musik in Geschichte und Gegenwart“, Bd. 16, 2. Supplementband, in der der Musiker Johann Daniel Hensel aufgeführt wird.



Scholzenberg

Das ist umso bemerkenswerter, da wenige Zeitgenossen Hensels aus Schlesien in der Musik so bedeutend waren, daß sie Aufnahme in diese Publikationen fanden. Es war die Zeit des 1739 in Wien geborenen Karl Ditters von Dittersdorf, der von 1770 bis 1795 Hofkomponist des Fürstbischofs von Breslau war und in dieser Zeit die beiden Oratorien „Esther“ und „Hiob“ komponierte, aber auch die komische Oper „Doktor und Apotheker“. Bevor er zum Breslauer Hofkomponisten aufstieg, war er Forstmeister im Fürstentum Neisse, wo ihn Kaiser Joseph II. in den Adelsstand erhoben hatte.

Sein musikalisches Können jedoch war so groß, daß aus dem Schlesien jener Zeit kaum ein anderes Talent eine ähnliche Entwicklung nahm. Schon aus diesem Grunde darf Hensel als herausragende Persönlichkeit angesehen werden. In seinem vielbeachteten Aufsatz schreibt er: „Es ist nicht leicht eine Gegend in Deutschland anzutreffen, wo soviel Musik, und zwar von edlem Charakter getrieben würde, als in Schlesien. Böhmen, und andere Länder von gleichem Volkscharakter und Religion, mögen wohl mehrere Musiker der Zahl nach haben; allein wenn gleich daselbst vielleicht jeder Bauernjunge einen Nationaltanz geigen kann: so folgt doch daraus noch nicht,

daß auch die besseren Stände nach ihrer Art musikalisch sind, und daß edle Musik häufig getrieben werde, wenn ich die in katholischen Ländern nöthige Kirchenmusik abrechne.

In Schlesien geigt oder spielt nun nicht jeder Bauer, oder jeder Andrer vom niedrigen Stande, und am wenigsten wird sich mit Nationaltänzen abgegeben, daher auch, besonders auf dem Lande und in kleinen Städten, oft schwer eine rechte Tanzmusik zusammen zu bringen ist. Vier oder fünf Böhmen, die zuweilen in die Grenzdörfer kommen, machen dazu oft eine weit zweckmäßigere Musik, mit ein Paar Violinen und Hornen, oder einer Harfe, — als ein zehn bis zwölf Mann starkes Orchester von Schlesiern. —

Die Schlesier spielen oft mehr vom Blatt, die Böhmen aber haben einen kürzeren, runderen, derberen, hüpfenden Rhythmus deutlicher bezeichnenden Ton.

Der schlesische Violinist ist in den protestantischen Kirchenstil eingerichtet, sein Ton schleppt daher mehr.

Selbst Katholiken haben in Schlesien daher oft eine ganz andere Spielart, die sie aus ihren von Böhmen komponierten Kirchenstücken sich angewöhnen, die oft mehr lustiges, und rhythmisches an sich haben, als die der Protestanten.

— Mit Tanzmusik wird sich in Schlesien wenig von anderen Leuten abgegeben, als deren Broterwerb es fordert; und da auch diese nicht eben viel Lust dazu haben, sondern nur ihre Schuldigkeit so zur Noth zu thun und das Geld dafür einzustreichen suchen, auch selten gute Muster in ihrem Fache hören . . .

. . . so sind wenige unter denselben, die etwas besonders leisten . . .“

Dieser Aufsatz über die Musik in Schlesien des Jahres 1789 erhellt auch heute unsere Fragestellung, warum unsere überlieferten und von den Trachtengruppe getanzten schlesischen Volkstänze bis auf wenige Ausnahmen so ganz und gar nichts Rasantes an sich haben, das mitreißt und den Eindruck von Lebensfreude hinterläßt!

Hensel hat hier ausgesprochen, was sich auch in schlesischen Trachten widerspiegelt: farbenfroh, wo der katholische Glaube überwiegt — strenges Weiß und möglichst gedämpfte Farben im protestantischen Schlesien und seinen Kirchentrachten.

So muß wohl im Nachhinein angenommen werden, daß die Spinnstubentänze und jene aus den alten Riesengebirgstrachtengruppen der Vorkriegszeit überwiegend temperamentvoller und fröhlicher waren, weil sich das Element der böhmischen Glaubensflüchtlinge in den Dörfern wie Kiesewald noch erhalten hatte?

Hensels Niederschrift scheint darauf hinzuweisen.

Er berichtet weiterhin, daß sich erheblich mehr Musiker bei der edleren Kammermusik finden, Kirchenmusiken, protestantischer Ausprägung.

Um diese vielen Musiker zu bekommen, die gebraucht wurden, gab es auf diesem Gebiet auch viel Förderung, selbst bei den Angehörigen niederer Stände, weil es zum guten Ton gehört, Musik zu erlernen. Das hatte zur Folge, daß im Ausland geglaubt wurde, daß die Schlesier, besonders die Studierenden, allesamt musikalisch sind.

Fast auf allen Universitäten fanden sich Schlesier, die alle gute Musiker waren; deren Ursache allerdings die in Schlesien betriebene Kirchenmusik ist.

So ist Schlesien ein Land, das mit ausgezeichneten Organisten versorgt ist zu Hensels Zeiten.

Natürlich gab es darunter auch weniger gute, doch nach Hensel sind die meisten so,

daß sie gern im Ausland in eine Stadt aufgenommen würden.

Aber diesen gut spielenden Organisten wurden keine Kompositionen abgefordert, man war zufrieden mit recht erbaulichen Chorälen.

Deshalb sieht Hensel darin auch einen Grund, daß nicht einmal die Kantoren in größeren Städten Kenntnis der Komposition und Fertigkeit in derselben hatten, da man es ihnen nicht abforderte noch bezahlte.

Herausragende Namen in Hirschberg waren nach Hensel „Kuhn, Berner und Gräser“, sowie ein Organist Aust aus Lähn, einem ehemaligen Schüler Kuhns.

Zu einer Meisterschaft im Sinne schlesischer Musik brachte es nur ein Herr Teucher aus Hirschberg, einem Schüler von Homilius. Hensel bedauert aufrichtig, daß Teucher so wenig komponiert, denn außer ihm ist ihm kein Kantor als Komponist von gleicher Größe begegnet. Hensel kommt zu dem Schluß, daß verhältnismäßig viel gute Musik in Schlesien vorhanden ist, doch wie schon erwähnt im Bereich der gehobenen, der geistlichen Musik. Dadurch ist für das Theater, für Oper oder gar Operette, für Konzert und Liederabende so gut wie nichts entstanden.

Violinisten fehlen in Schlesien weder der Güte noch der Menge wegen. Klavier wird viel gespielt, aber mehr Fortepiano als Klavier, bedauert der Hirschberger Musikus. Auch, daß angeblich die guten Klaviere zu zählen seien; meistens werden nur welche geringeren Preises wegen für die Kinder zum lernen gekauft aus Liegnitz und Schöna, aber auch aus Rudelstadt, also aus dem Umland.

Hensel ist traurig, daß Komponisten das sind, was dem Schlesien seiner Zeit am meisten abgeht.

Kuhn und Teucher aus Hirschberg wären begabt genug, aber sie komponieren zu wenig und wenn nur ganz einzelne Stücke.

Am Schluß dieser Musikbetrachtung soll von Hensel selbst die Rede sein: „Er gehört eigentlich nicht unter die schlesischen Komponisten“ heißt es in der oberschlesischen Monatsschrift von 1789. „Er hat den reinen Satz zu Halle studiert, wo er in Türks ansehnlichem Partituren-Vorrat Gelegenheit fand, die besten Arbeiten, unter Türks Leitung kritisch durchzusehen und sich zu bilden. Und was er komponiert hat — ist

noch im Auslande herausgegeben!

Sein Cyrus tat, wo er aufgeführt wurde (in Halle und Hirschberg) gute Wirkung.

Neben dem Chor der lutherischen Kirche, der eine hochgeachtete Einrichtung war, gaben aber auch Privatpersonen in ihren Häusern mit guten Freunden wöchentlich Konzerte mit Musik nach dem Geschmack der Zeit.

Um das Jahr 1770 herum wird unter der Leitung des Organisten Kuhn hauptsächlich zur Fastenzeit geistliche Musik geboten mit Singstücken von Graun, Rolle, Bach und anderen.

Violinisten und Bläser erhielten einen großen Aufschwung, als 1780 Stadtmusikus Zipfel ins Amt berufen wurde, der zuvor in Potsdam als Oberboiist bei der königlichen Garde war. Man sagte ihm einen „Quantzischen Geschmack“ nach, er bildete auch Konzertisten zusammen mit Kantor Teucher aus, so daß mit der Zeit durch die privaten Hauskonzerte ein bescheidenes Orchester entstand.

* * *

Die Erbauung der lutherischen Kirche in

Hirschberg hatte also einiges zusätzlich in Bewegung gebracht.

Anfang dieses Jahrhunderts besaß die Stadt keine eigene Buchdruckerei. Aber die Einführung eines eigenen

Hirschberg'schen Gesangbuches,

das zudem noch die einzige gewöhnliche Ausgabe in der ganzen Gegend war, gab Veranlassung für diese Einrichtung, zumal ja auch allerhand Absatz zu erwarten war. Die erste Buchdruckerei wurde von dem aus Lauban stammenden Johann Gottlieb Okel 1709 eingerichtet, nach dessen Tod 1711 übernahm sie sein Bruder Christian, dieser verkaufte sie 1713 an Dietrich Krahn, der dann auch andere Schriften verlegte. Dessen Sohn Immanuel führte sie später weiter, und dann dessen Witwe mit ihrem ältesten Sohn. Diese Buchdruckerei war sehr gefragt, stets waren zwei Pressen gleichzeitig in vollem Gange, die Krahn'sche Druckerei war die einzige im ganzen Gebirge und auch eine der besten im Lande. Noch heute findet sich manche Schrift, die damals bei Krahn in Hirschberg gedruckt wurde.

Prudelberg-Prophetie und wohlthätige Bürger

Trotz des hohen Ansehens der Krahn'schen Buchdruckerei hatte der Buchhandel in Hirschberg wenig Chancen, ernsthaft Fuß zu fassen. Und das in einer Stadt von Handel und Geist. Versuchsweise hatte sich Anfang des 18. Jahrhunderts eine Buchhandlung niedergelassen, ging aber kurze Zeit später wieder ein. Die Bürger waren deshalb genötigt, ihren Bedarf an Büchern in Breslau und Liegnitz, aber auch in Leipzig zu decken. Vielleicht war auch gerade das der Grund, denn die jungen Hirschberger Söhne studierten ja vornehmlich in Halle oder Leipzig, in Berlin oder Breslau, daran gewöhnt, dort ihren literarischen Bedarf zu decken. Schon dadurch gestaltete sich die Eröffnung einer Buchhandlung zu einem risikoreichen Geschäft. Hinzu kam, daß die gängigsten Schulbücher, aber auch andere Titel, nicht selten bei Buchbindern erworben werden konnten. Davon gab es einige in der Stadt; nicht umsonst erfreute sich die Buchdruckerei

Krahn eines ungetrübt guten Rufes. Die Angehörigen der Buchbinderzunft brachten es zu einem ansehnlichen Einkommen. Es war die wirtschaftliche Grundlage für ihren literarischen Nebenverdienst.

Auch Immanuel Krahn hatte versucht, in Hirschberg eine Buchhandlung einzurichten. Es gelang ihm nicht, denn ein aus Liegnitz stammender Buchhändler Siegert legte dagegen energisch gerichtlichen Protest ein. Mit Erfolg! Er selbst betrieb noch eine Buchhandlung in Liegnitz.

Auch die Kriegswirren waren dem Hirschberger Buchhandel nicht förderlich. So kam es denn, daß der Breslauer Buchhändler Johann Jakob Korn in der Stadt ein Kommissionslager einrichtete. Korn aus Breslau richtete zu dem Kommissionslager gleichzeitig noch eine Lesebibliothek ein. Diese erfreute sich guten Zuspruchs. Auch der Liegnitzer Buchhändler Siegert verstand es ausgezeichnet, gegen Ende dieses Jahrhunderts im Gegensatz zu den ersten



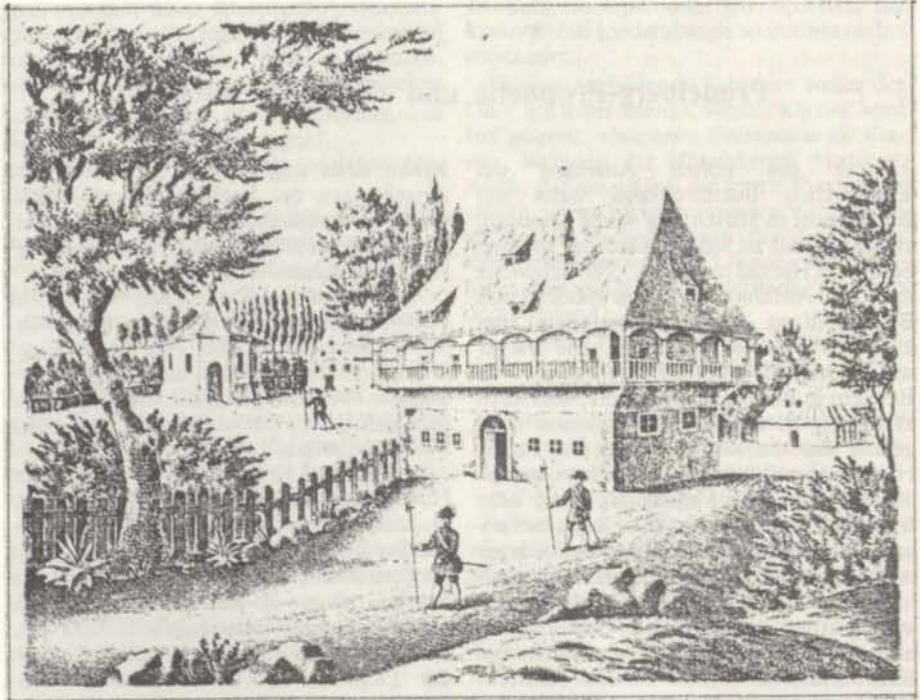
Schildauer Tor zu Hirschberg.

zaghaften Versuchen an der Schwelle zum 17.—18. Jahrhundert eines glücklosen unbekannteren Buchhändlers, nun doch ganz vortreffliche Geschäfte zu machen.

Als man das Jahr 1797 schrieb, hatte Hirschberg eine gut eingerichtete Buch-, Musik- und Kunsthandlung in seinen Mauern. Diese anspruchsvolle Einrichtung wagten Wolfgang Pittschiller und Kompagnon. Sie boten viele Bücher, Musikalien, Noten und Kupferstiche, aber auch verschiedene Musikinstrumente an, an denen wohl auch ein Bedarf vorhanden war; besonders Klarinetten und Fagotte.

Welcher Art die Kunstgegenstände waren, führte man nicht auf, aber immerhin doch die Bemerkung, daß in dieser Gegend in und um Hirschberg noch niemals eine Kunsthandlung zu finden war.

Daß nebenher das Anbieten auch mathematischer Instrumente bei der Firma Pittschiller Erwähnung findet, verwundert kaum im Hinblick auf die Schulen der Stadt samt ihren Neben- und Winkelschulen, wo wie bereits berichtet, Mathematik ein wichtiges Fach war. Notwendig für den



Das alte Schießhaus zu Hirschberg.

Nachwuchs des florierenden Schleier- und Leinenhandel und andere Gewerbe mit Handelsbeziehungen weit über die Landesgrenzen bis nach Übersee.

Zu Zeiten, als die gebildeten Bürger sich bei Pittschiller Bücher ausliehen oder diese sich dort zum Lesen vorlegen ließen, erfreute sich der Magistrat der Stadt schon beinahe ein halbes Jahrhundert einer preußischen Einrichtung. Das kam so:

Fast seit Stadtgründung war es üblich, daß als Magistratspersonen die Angesehensten aus der Bürgerschaft gewählt wurden, und zwar jedes Jahr neu. Das galt auch für den Bürgermeister. Schon sehr früh hatte die Stadt das Recht der freien Ratswahl zugestanden bekommen. Jedes Jahr an Neujahr mußte ein neuer Bürgermeister aus den Reihen der Angesehensten erwählt werden. Dieser hatte allerdings nach einem Jahr bereits wieder dem nächsten neuen Bürgermeister durch Abdankung Platz zu machen. Jahre später konnte er sich wieder als Stadtoberhaupt wählen lassen.

Wenn man bedenkt, daß eine unserer neuen heutigen Parteien im Bundestag ein ähnliches System (rollierend) als aktuelle politische Neuerung einführt, ließe sich im Hinblick auf Hirschbergs Stadtgeschichte von spätmittelalterlichen Zuständen sprechen. Diesen haben wir immerhin viele Namen ab 1420 als Magistratspersonen zu verdanken, sofern die Unterlagen nicht wie beim Hussittenüberfall und anderen kriegerischen Auseinandersetzungen verloren gingen. Namen wie Michael Tilisch (1420), Hans von Rüdersdorf auf Jenajanowitz (1440), Gregorius Hilscher (1480), Thomas Winkler (1520) und Melchior Scholtze (1546), um nur einige zu nennen, sind aktenkundig.

Trotz jährlicher Abdankung und Neuwahl des Bürgermeisters muß dieser Brauch durch mehrere Jahrhunderte der Stadt viel Gutes gebracht haben, wenn man bedenkt, durch wieviele Katastrophen die Geschicke geleitet werden mußten. Daß dies immer wieder gelang, beweist, daß jene angesehenen Bürger — ausgestattet mit Bürgermeisterwürde oder nicht — sich jederzeit und ganz und gar für die Stadt verantwortlich fühlten. Sonst hätte der Wechsel dieses hohen Amtes in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum nicht so gut funktionieren können.

Unter preußischer Regierung wurde es anders: der Beamte auf Lebenszeit zieht ins Rathaus ein. Ab 1741 wird ein königlich konfirmierter Magistrat auf Lebenszeit bestellt. Bei allen Vorteilen hatte das auch den Nachteil, daß weniger geeignete Personen, die ihr Amt auf Lebenszeit bekleideten, nicht abgewählt werden konnten.

Als Advokatennamen tauchen Geier und Hütter auf; von 1745 bis 1788 praktizierte in Hirschberg einer der besten Juristen des ganzen Landes als Advokat und Justizkommissarius, der Kreissekretär George Benjamin Cotta, 1721 im sächsischen Pirna geboren. Er verschaffte sich — bei allen sonstigen Fehlern — sehr viel Ansehen, ja Berühmtheit, weil er es verstand, reiche Erblasser zu veranlassen, ihre Vermögen mildtätigen oder wissenschaftlichen Stiftungen der Stadt mit ihren Einrichtungen zu vermachen. Davon haben Kirche und Schulen viele Vorteile gehabt. Schon deshalb wurde der Name des Justizkommissarius George Benjamin Cotta mit großer Achtung ausgesprochen. Später als Justizdirektor, der ehemalige Syndikus Jona; er galt als einer der scharfsinnigsten Juristen Hirschbergs. Zum ersten Mal wird Stadtdirektor Schönau genannt, dem zunächst das Polizeiwesen unterstand. Von ihm wird später in Verbindung mit der Anlage des Kavalierberges noch die Rede sein.

Von den Medizinern ist Dr. Kaspar Gottlieb Lindner der berühmteste, geboren 1705 in Liegnitz, nach Studien in Jena und Halle 1733 nach Hirschberg gekommen, der auch 1742 als erster das denkwürdige Amt eines „lutherischen Rathmannes“ innehatte. Er hat sich vor allem auch als Lyriker einen Namen gemacht, galt zu seiner Zeit als „ein guter deutscher Dichter“. Sein Amt als 1733 berufener Arzt zu wirken, mußte er 1759 aus gesundheitlichen Gründen aufgeben. Aber in diesen wichtigen Jahren seiner Tätigkeit auch als Ratmann hat er viel zum Erhalt der Hirschberger Stadtgeschichte beigetragen. Er hat sein Amt dazu benutzt, mit der Hilfe von Rat Höfichen, aus den rathäuslichen Akten mit großer Mühe Auszüge oder Abschriften zu verfertigen, weil andere Bürger dazu keinen Zugang hatten. Doch hat Ratmann Lindner nicht gegen das Gesetz der Verschwiegenheit verstoßen, weil er über die Geschichte des vorangegangenen Jahrhunderts Auszüge machte. Dadurch war Hirschberg in der glücklichen



Hirschberg nach einem Alten Stich von 1682 — gezeichnet von Walter Pilz

Lage, viel aus der Stadtgeschichte des 18. Jahrhunderts schriftlich vorliegen zu haben.

Daß auch diese vorliegende Ausarbeitung noch spät Nutznießer der Arbeit des berühmten Stadtrates Dr. Lindner ist, bedarf auch zweihundert Jahre später noch dankbarer Anerkennung. Lindner war Mitglied der kaiserlichen Reichsakademie der „Naturae Curiosorum“ und auch der deutschen Gesellschaft zu Leipzig; ein allseits angesehener Mann. Als er am 8. Dezember 1769 verstarb, schloß ein gelehrter Mann seine Augen, der ganz entscheidend das Leben der Stadt Hirschberg mitgeprägt hatte.

Natürlich gab es neben ihm noch andere Mediziner in der Stadt, von denen wohl Johann Gotthard Tralles, geb. 1748 zu Moys bei Görlitz, es ebenfalls zu großem Ansehen brachte. Er hatte in Niesky, Dresden, Berlin und Halle studiert, ging zunächst nach Holland und kam 1780 nach Hirschberg. Ihm wurde nachgesagt, nicht nur ein Freund der schönen Künste zu sein, auch daß er ähnlich wie Dr. Lindner Gedichte machte, was damals zu Zeiten der Poetenschulen keine Seltenheit war, eher schon eine Modeströmung.

Die bekanntesten Chirurgen heißen Berner, Raspe, Riemann und Rissmann, wobei Riemann auch mit „viel Geschmack als innerlicher Arzt“ gewürdigt wurde. Wieviele Bader im Windschatten dieser gelehrten

Mediziner die Leute schröpften, Blutegel ansetzten, damit sie mit ihrer Absonderung verdicktes Blut verdünnten, mit abenteuerlichen Zangen schmerzende Zähne zogen, ist ebensowenig überliefert, wieviele alte, kräuterkundige Weiblein die armen Leute kurierten mit dem heilenden Segen, der droben im Gebirge in Hülle und Fülle wuchs. Arnika für die Wunden und Calmus fürs Gedärme, Birkenblütter für Nieren und Blase und Brennesseln zur Blutreinigung. Auch von Warzen und Hühneraugen, die bei abnehmendem Mond von kundigen Frauen besprochen werden mußten, ist nichts überliefert, lediglich, daß die Stiennerin dafür zu sorgen hatte, daß die Hirschberger Kinder gut auf die Welt gebracht wurden. Sie ist als Stadthebamme „angesetzt“ worden. Auch hier ist nur die Beste zugelassen worden. Allerdings muß es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts viel Arbeit für so eine Frau gehabt haben, denn der Stiennerin wird noch eine eigene Stadthebamme (Bademutter) beigegeben. Sie heißt Schreiberin und bekommt ihr Salär, also ihren Lohn, aus der Stadtkämmerei. Bisher hätte man immer für gute Personen gesorgt, was auch für die Schreiberin zutrifft: Sie hat sehr gute Kenntnisse und „desto weniger Aberglauben?“

Brände und Hochwasser gehören alljährlich zum Leben der Bürger. Nicht selten allerdings erinnern sich die Leute an des

Rischmanns Prophezeiungen auf dem Stonsdorfer Prudelberge. Am 8. Juli 1764 war eines von jenen schweren Gewittern, das über dem Hirschberger Tal hing und nicht fortziehen konnte. Blitz und Donner, wolkenbruchartige Regengüsse ließen in kürzester Zeit den Zacken stark anschwellen und über die Ufer treten; der Blitz schlug unterm Boberberge ins Haus der Witwe Reitknecht ein und betäubte ihren Sohn. Nur eine Woche später schlug der Blitz in Dittmanns Haus in Straupitz ein. Ein armer Häusler, dem alles zu Asche abbrannte. Zur gleichen Zeit zerschmetterte ein Blitz das Kreuz an dem Wege nach Hartau. Das Schlimmste, und wovor die Menschen am meisten Angst hatten, war die Erscheinung eines Kugelblitzes, der im gleichen Jahr am 23. August abends um halbneun ganze fünf Minuten lang als kleine Feuerkugel am Himmel gesehen wurde. Als der Kugelblitz zersprang, hörte es sich an, wie der Knall einer Kanonenkugel. Immer wieder raunten sich die Leute den Namen Rischmann zu. Das steigerte sich naturgemäß am 19. März 1773, als am Morgen kurz nach sechs Uhr der Zacken wieder einmal stillstand. Es kam kein Wasser herab, das die Mühlen im Tal antreiben konnte, und Furchtsame beschworen, daß nicht einmal das noch vorhandene Wasser sich auf Fließen verstünde. Nach so einem Zeichen, wie Rischmann es vorausgesagt hatte, warteten die Menschen im Hirschberger Tal nun ängstlich darauf, was als nächstes geschehen würde. Jemand hatte die Nachricht verbreitet, daß der Turm der katholischen Kirche herabstürzen würde, was zur Folge hatte, daß manche Menschen sich garnicht in die Nähe der Kirche trauten oder nur über den katholischen Friedhof gingen, wenn sie die Kirchturmspitze fest im Blick hatten. Der starke Turm unserer Stadtpfarrkirche steht heute noch, und auch der Zacken hat noch mehrmals stillgestanden. Noch niemand hat es uns erklären können, warum das so ist.

Das Torsteherhäuschen am Langgassentor ist 1765 weggerissen worden, weil die Treppe, die außen am Tor an der inneren Mauer hochführte, nun inwendig ins Tor verlegt wurde. Auch beim Burgtor ergab sich eine ähnliche Veränderung.

Merkwürdig ist allerdings, daß es als „merkwürdig“ bezeichnet wurde, daß man 1766 die Boberbrücke (Nepomucenus-

brücke) verbreiterte und ihr zugleich „steinerne Lehnen“ gab. Wie das ausgesehen hat, hielt etwa 50 Jahre später Theodor Blätterbauer auf einem Stahlstich fest, als er als Zeichner Schlesien bereiste. Er war 1823 in Bunzlau geboren und wirkte als Zeichenlehrer an der berühmten Ritterakademie in Liegnitz. — Da war von Göbbels Kachelfabrik noch nichts zu sehen, da hütet ein Kind Gänse, das Boberufer ist flach, ein Pferd wird in die Schwemme geführt, hohe Planwagen schaukeln über die Brücke. Zwei Männer mit Trompete machen die Idylle perfekt, und wo der Fleischer und Kemsy vor der Mühlgrabenbrücke war, muß damals ein großes Haus gestanden haben. Die Straße steigt an bis zur Brückenmitte und fällt dann gegen die Stadt zu wieder ab.

Hirschbergs Stadtväter sind stolz darauf, daß Markt und Gassen gepflastert sind. Man gibt aber zu, das Hirschberger Straßenpflaster sei nicht so gut „wie das Kasselsche“, aber gehöre auch nicht zu den schlechtesten.

Demnach müßten Hirschberger Kaufleute bis nach Kassel im Hessischen gekommen sein und sich ein Bild vom dortigen Straßenpflaster gemacht haben. Erhöht ist es gegen die Mitte des Marktes, damit das Regenwasser ablaufen kann. Denn längs der Häuser „läuft ein vertieftes Gerinne“. Es gab also schon Rinnsteine, in denen sich das Wasser sammelte und abfließen konnte. Da die Stadt gegen das Schildauer Tor hin etwas ansteigt, läuft das Regenwasser aus den Rinnsteinen hinab zum Burgtor. Doch nicht nur auf dem Marktplatz, auch in den Gassen ist das Pflaster aus dem gleichen Grunde in der Mitte erhöht, und auch dort finden sich genügend „Gerinne“. Dicht an den Häuserwänden führen über diese noch schmale Fußwege. Die sind allerdings oft sehr schief. Damit das Regenwasser aus der Stadt ablaufen konnte, hatte die Stadtmauer an allen Seiten nach unten gewölbte Öffnungen. Durch sie gelangte das abfließende Wasser in den tiefen Stadtgraben. Wahrscheinlich handelte es sich um den Mühlgraben.

Beklagt wurden die altmodischen gewöhnlichen Dachrinnen aus Holz. Sie fingen zwar bei Regengüssen Wasser auf, aber mit einem großen Schwall ergossen sie es von oben, weit weg vom Haus, mitten auf die engen Straßen. Das machte die Straßen

glatt und unsicher, was schlimmer war, als der Regen selbst. Und überhaupt — es hat nicht gut ausgesehen! Deshalb wurden Kupferschmiede und Blechner angehalten, kupferne oder blecherne Röhren herzustellen, die dann an den Häusern herabzuführen wären.

Noch schlimmer aber als die hölzernen Dachrinnen war der Umstand, daß damals die meisten Häuser der Stadt noch keinen Ausguß im Hof hatten. In die Gerinne vor den Häusern wurde aller Küchenunrat geworfen, was eine große Verunreinigung zur Folge hatte. Oft liefen dann die Gerinne nicht ab, und die Polizei achtete streng darauf, daß jeder am Freitagabend oder Sonabendfrüh vor jeder Haustüre den Unrat wegkehrte. Gleichzeitig mußten die städtischen Hofleute den Marktplatz sauber kehren, dann wurde „durch eine Policeyveranstaltung“ von Markt und Gassen weggeschafft, was da zusammengekommen war. Deshalb waren, trotz dem regen Handelsverkehr und den vielen Pferdefuhrwerken, am Ende Markt und Gassen recht reinlich und gut anzusehen, und nicht einmal sehr schmutzig bei üblem Wetter!

Das Betteln hat in Hirschberg seit dem letzten Krieg unter den armen Einwohnern sehr zugenommen. Sie lebten in bitterster Not. Allerdings fand sich auch allerhand fremdes Gesindel ein, das sich gut aufs Betteln verstand, denn Hirschberg war eine als reich und wohlthätig ausgeschrieene Stadt bekannt, daß es auch von den hilfreichen Gebenden kaum noch auszuhalten war. Mittlerweile gewöhnten sich viele Bettler an ihren Müßiggang, manche heckten auch Bosheiten aus, so daß dem energisch Einhalt geboten werden mußte. Dazu traten die Kaufleute mit dem Magistrat zusammen und beschlossen gemeinsam und nach reiflicher Überlegung, eine neue Armenanstalt der bereits vorhandenen hinzuzufügen. Es sollte aber ein Spinnhaus werden! Dieser Vorschlag kam vom Kaufmannsältesten Heinrich Linkh, wurde auch bald in die Tat umgesetzt. Am 19. März 1774 konnte ein vortrefflicher Platz dazu abgesteckt werden, rasch ging der Bau vonstatten. Der Chronist gibt seinen Gedanken dazu Ausdruck: „Was gäbe mancher Große der Erde nicht drum, wenn er seinem Palais eine solche Aussicht, Lage und Luft geben könnte, als unsere Armen hier haben.“

Als der Bau fertig war, wurde unter An-

drohung vom Stockhaus und anderer Strafen das Betteln verboten. Für Fremde galt das ganz besonders! Aber auch das Verteilen von Gaben an die herumlaufenden Bettler wurde mit 5 Reichstälern Strafe für ein einziges Gröschel belegt. Soviel sollten einige „unzeitige Wohltäter“ tatsächlich gegeben haben! Doch durch Androhung der Strafen ist keinem Wohltätigen untersagt worden, bedürftige Menschen zu sich ins Haus kommen zu lassen und ihnen zu Essen oder andere Gaben zukommen zu lassen.

Aber ein richtiger Erfolg war dem Magistrat und den Kaufleuten dennoch nicht beschieden. Die herumstreunenden Bettler verschwanden — das Spinnhaus blieb leer. Die einen hielten diese Einrichtung wohl für ein Zuchthaus, und den anderen gefiel es viel besser, den Müßiggang zu pflegen und zu betteln, als mäßig zu arbeiten und ein ordentliches Leben zu führen. Wie groß der Undank der damaligen Armen war, kann nur beurteilen, wer diese schöne und neue Anstalt einmal gesehen hat. Doch die Bettelei hörte ganz auf. Jahre später fanden sich doch als Insassen einige städtische Arme. Auch wurde Ernst gemacht mit dem Bestrafen der Bettelei.

Trotz der Mehrausgaben, die die Kämmerei wegen des neuen Armenhauses hatte, scheute sie die Kosten nicht, eine steinerne Rohrbüte, was vermutlich ein steinerner Brunnenrog ist, unweit vom Schildauer Kretscham zu setzen, der sich auf der äußeren Schildauer Gasse an der Ecke befand.

Wer in den letzten Jahren eine Reise in die einst so schöne alte Stadt unternommen hat, wird sich beim Lesen des Berichtes, als „Küchenabfälle noch ins Gerinne geschüttet — und — kein Abfluß in den Hof“ — bedauert wurden, über 200 Jahre zurückversetzt fühlen. Da fehlen nicht einmal die vielen Bettler — nur das Spinnhaus fehlt und die Androhung des Stockhauses.

Damals aber war man trotz aller Mängel als Bürger recht stolz auf die Heimatstadt. Selbstbewußt wird niedergeschrieben, „daß im ganzen genommen die Stadt schön genug, nach alter Anlage, und übertrifft an guter Bauart und modernem Abputz der Häuser die meisten mittleren, auch wohl größten Städte Schlesiens.“

Schöne Gärten und Anlagen und der Tod des Königs

Zum Stadtbild Hirschbergs im ausgehenden 18. Jahrhundert gehörten parkähnliche und sehenswerte Gärten. Der feine Bürger trennte säuberlich Geschäft und Privatleben.

Die meisten dieser prächtigen Gartenanlagen befanden sich in den Vorstädten. Vor dem Burgtor breitete sich die größte, vor dem Schildauer Tor aber die schönste Vorstadt aus. Natürlich lag das auch an der belebten Schildauer Gasse, breiter angelegt als die anderen Stadtgassen, mit schönen Häusern an beiden Seiten. Führt sie doch hinaus zum Kleinod, der Gnadenkirche, deren 50jähriges Jubiläum Hirschberg am 25. April 1768 mit einem großen Fest gefeiert hatte.

In der Stadt gab es nur einen einzigen Garten, neben dem Kirchhof bei der katholischen Kirche. Er gehörte Christian Thomann, wies ein geschmackvolles Gartenhäuschen auf, aber auch einen „Concertsaal“, 1780 erbaut an jener Stelle, wo vorher das Jesuitenkollegium gestanden hat.

Geradezu berühmt wurde der von Buchsische Garten vor dem Langgassentor. Er hatte die größte Fläche von allen, geziert mit mehreren Springbrunnen, Lindenalleen, ja sogar einem kleinen Teich mit einem Badehäuschen. Der von Buchsische Garten überraschte die Besucher mit einer Orangerie, damals sehr in Mode. So darf auch eine Einrichtung des großen Gartenhauses nicht verwundern: neben der Gartenwohnung und mehreren Wohnzimmern, Fruchthäusern und Treibhäusern natürlich, gab es ungewöhnlicherweise ein Naturalienkabinett mit einer hervorragenden Sammlung. Sogar noch ein kleines Kunstkabinett war eingerichtet, mit einer Reihe physikalischer und mathematischer Instrumente und Maschinen. Pionierzeiten kündigten sich an. Im großen Saal des von Buchsischen Gartenhauses lief an jeder Längsseite eine Sprachröhre an der Wand entlang. Durch diese Röhren war es möglich, sich mit jemand anderem an der entgegengesetzten Seite leise zu unterhalten.

Im Frucht- und Treibhaus zog man die seltensten Pflanzen und Blumen: Kaffeebäume und Ananas, Aloen und vieles mehr, das blühte und Frucht trug im kühlen Klima der Gebirgsstadt. Die ganze Gar-

tenanlage präsentierte sich in der damaligen gesellschaftlichen Mode, nämlich „altfranzösisch“. Aber auch heimische Gemüse und bekannte Blumen fehlten nicht. Aufgelockert wurde der große Garten noch durch hübsch gestaltete Nischen, Bänke und Sommerhäuschen.

An zweiter Stelle stand der Franzische Garten. Auch er hatte moderne Gartenhäuser und eine schöne Orangerie und seltene ausländische Gewächse. Schattige Gänge sind durch geschnittene Buchen erreicht worden, wohl ist die Anlage auch französisch, aber doch schon etwas lebhafter gestaltet mit Rabatten und „Franzobst“.

An dritter Stelle behauptete sich der frühere Hessische, und dann „königliche Garten“ beim königlichen Kommerzhaus. Er war weniger ein Lustgarten, wurde eher zum Nutzen eingerichtet. Dennoch wurde er von zwei Wasserfontänen sehr verschönert, und das Gartenhaus war eines der größten Gebäude der Stadt. Das hatte seinen guten Grund, denn hier tagte ständig der königliche Kriegsrat, trafen sich Mitglieder des Geheimrates, und das Gartenhaus war auch der Ort für die Zusammenkünfte des Kommerzkollegiums.

Der viertschönste Garten war der Tietzesche vor dem Burgtore, es folgte der Kießlingsche vor dem Langgassentor und der von Thilause auf der Schützengasse. Vor dem Langgassentor waren der Hartmannsche, der Ballabenische, der Kellersche, der Lichtersche, der Rennebergsche, Schäfersche, der Baumgartsche, der Waltersche, der Ordelsinsche am Schillergraben. Gärten unterm Kirchenberge, also dem Hirschgraben, gehörten den Familien Mockwitz, Hoffmann, Tietze; am Boberge befanden sich die Gärten von Knoblochs und Gloger. Und alles gehörte schon zu den Hirschberger Vorstädten.

Stadt und Vorstädte waren voneinander durch Mauer und Wallgraben getrennt. Die städtische Kämmerei hat die Basteien und Zwischenräume der alten Stadtmauer an Privatpersonen vermietet, die dort kleine Gärten anlegten. Der Hirschgraben, breit und tief, wird zum Gras- und Weiden benutzt, nur zwischen Burg- und Schillertor befinden sich kleine Gärten. Bis dahin war dort ein städtischer Tiergarten, reich mit

Bäumen und Sträuchern bestanden, bevölkert von Wild aller Art, besonders aber Rehen und Hirschen. Später wurde der Hirschgraben mit Schutt aufgefüllt und so war es dann nicht mehr möglich, große Tiere sicher zu halten. Auch die Brunnen im Hirschgraben versiegten.

Für die Hirschberger war dieses Jahrhundert von Friedrich dem Großen geprägt. Die meisten liebten ihren König aufrichtig und innig. Damals, im Februar 1763, waren elf Postillone laut ins Horn blasend um das Rathaus geritten und hatten das Ende des siebenjährigen Krieges verkündet, und am 13. März hatte Stadtdirektor Mirus den Friedensschluß zwischen Friedrich dem Großen und der Kaiserin Maria Theresia vom Altan des Hirschberger Rathauses verkündet.

Immer wieder kam der König gern in diese Stadt und sah nach dem Rechten. Er fand nicht die besten Verhältnisse vor, denn 1771 überzog eine furchtbare Teuerung die Länder, und die Menschen, besonders in Böhmen und Sachsen, litten große Hungersnot. Aber auch in Hirschberg hungerten die Menschen sehr. Da ließ König Friedrich II. die Magazine öffnen und so kam es, daß seine Untertanen ein Komißbrot von 6 Pfund für nur 3 schlesische Gröschel kaufen konnten. Das brachte dem König noch mehr Sympathien ein und hatte zur Folge, daß er von Besuch zu Besuch jubelnder empfangen wurde. So auch vom 26. bis 27. Juli 1777, als er wieder im Gottfried'schen Gartenhause logierte.

Es war die Zeit des bayerischen Erbfolgestreites, angeregt durch Joseph II.. Hier unterstützte der Preußenkönig den Pfalzgrafen Carl von Zweibrücken mit seinen Truppen. Das ganze war unerheblich, schon am 13. Mai 1779 schloß man den Frieden zu Teschen. Für Hirschberg gab es wieder einmal Einquartierung und Durchmärsche, aber diese waren weniger belastend als sonst. Aber das Friedensfest feierten die Hirschberger trotzdem sehr gern. Sie ließen die Kirchenglocken läuten und Trompeten blasen. Viele der Schanzen und Absperrungen wurden wieder beseitigt, doch nicht alle, weil der Prokonsul Schönau einige als Grünanlagen in seine gärtnerischen Vorhaben einfügen wollte.

1780 kamen Hirschbergs Bürger ein letztes Mal in den Genuß königlicher Gnade:

sie hatten 300 000 Taler an Kriegsschulden zu zahlen, die die Stadt wieder in eine furchtbare wirtschaftliche Lage gebracht hätte. Deshalb gewährte der König den Bewohnern seiner Lieblingsstadt das Gnadengeschenk, die 300 000 Taler zu erlassen.

1786 starb der König. Hirschberg trauerte; obwohl der Regierungsanweisung zuwiderhandelnd — was ja hin und wieder trotz aller Zuneigung vorkam — kamen sie am Helikon zu einer Trauerfeier zusammen. Stadtväter und Bürger waren sich einig, dort sein Reiterstandbild zum Gedenken aufzustellen. Doch aus diesem schönen Plan wurde im Jahr 1800 nur ein kleiner bescheidener Säulentempel mit der Inschrift: „Dank sei ihm“. Ein gewisser Kriegsrat Geyer hatte das angeregt und ausführen lassen. Wogegen das Reiterstandbild der französischen Revolution zum Opfer gefallen war. Denn sie brachte ja im Gefolge auch viel wirtschaftliche Bedrängnis.

Friedrich der Große hatte letztlich der Stadt das ganze Vorratsmagazin geschenkt. Sein Nachfolger, König Friedrich Wilhelm II., erlaubte der Stadt 1788, dieses Vorratsmagazin unweit der Niedermühle in eine Zuckerraffinerie umzuwandeln, von der noch zu berichten sein wird.

Die französische Revolution erschütterte auch von fern das liebeliche Hirschberg. Es waren überall andere Zeiten angebrochen. Doch wer den neuen freiheitlichen Ideen aus Frankreich zu sehr anhing und es auch noch verkündete, konnte eben seine Freiheit verlieren. So war es dem Hirschberger Kaufmann Contessa ergangen, der wegen seinen unvorsichtigen Äußerungen ein Jahr Festungshaft in Spandau hinter sich bringen mußte. Seine Inhaftierung hätte sicherlich noch länger gedauert, wäre Contessa nicht in den glücklichen Genuß der Amnestie gekommen. Anlaß dazu war der Machtwechsel, nach dem Tod Friedrichs II. hatte ja Friedrich Wilhelm II. den preußischen Thron bestiegen.

Stadtdirektor Mirus, der seinerzeit das Ende des Krieges vom Rathausbalkon aus verkündet hatte, starb im Juli 1780. Sein Nachfolger war Prokonsul Schönau, am 25. Juli vom Minister Graf von Hoym und im Beisein des Magistrats, der Schöppen und Geschworenen sowie des Kriegsrates von Kanitz feierlich in sein Amt eingesetzt.

Ihm verdankt die gartenfreudige Stadt sehr viele schöne Anlagen.

Stadtdirektor Schönau wirkte ab 1772. Als nun Aussichten zu friedlichen Zeiten waren, reichte er Vorschläge ein zur Bepflanzung des Kavalierberges dazu einem Volksgarten. Der königliche Minister Graf von Hoym bewilligte ihm vom 2. Mai bis zum Oktober jeden Tag 6 Hofarbeiter und 30 Reichsthaler. Der Minister nahm dieses Geld aus dem einst angelegten Fond, in Hirschberg eine Seidenraupenzucht anzulegen. Doch konnte der geplante Seidenbau der rauen Gebirgswitterung nicht gedeihen.

Stadtdirektor Schönau ging in die Stadtgeschichte als Wohltäter ein. Er hatte die Beurbarungs- und Anpflanzkosten des Kavalierberges aus eigenen Mitteln bezahlt in den Jahren von 1772 bis 1780. 1781—83 aber war Excellenz, der königliche Staatsminister Graf von Hoym, so von dieser Arbeit angetan, daß er zur Fortsetzung dieses begonnenen Werkes noch einmal 1000 Reichsthaler bewilligte. Diese 1000 Thaler waren der Rest aus der Hirschbergischen Stadtschuldentilgungskasse, das ausgeliehen war und zurückgezahlt wurde. Eigentlich hätte das Geld an die vielen Kontri-

buenten zurückgezahlt werden müssen, doch da dieses der Zahl wegen so viele Umstände gemacht hätte, einigte man sich darauf, dieses Geld zweckmäßig für die ganze Bürgerschaft anzulegen.

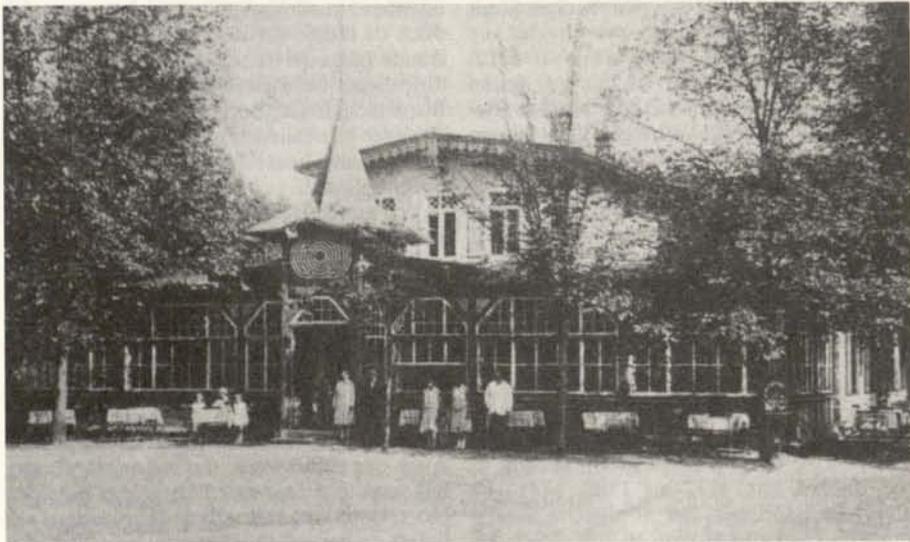
Unser Kavalierberg, wie wir ihn alle kannten und heute noch kennen, wurde an- und bepflanzt.

Vorhandene Schanzen zur Verteidigung der Stadt wurden weggerissen, andere stehengelassen und bepflanzt in diese Anlage mit einbezogen. Schon 1779, anderthalb Schock Pflaumenbäume, 2 Schock Kirschbäume, ein halbes Schock Apfelbäume gepflanzt, zu denen sich 1 Schock wilde Kastanien, 1 Schock Rotbuchen und 3 Schock andere wilde Bäume gepflanzt wurden, über 1 Schock Linden nicht zu vergessen. Auch das Buschwerk, das schon stand, zog Schönau mit in seine Planungen ein, der Holzsamen wurde aus den Stadtwäldern geliefert, aber alle Pflanzen bezahlte der Stadtdirektor selbst.

Als der Kavalierberg angepflanzt war und nach heutigen Begriffen ein wunderschöner Freizeitpark vor den Toren der Stadt, da kauften allerdings auch angesehene wohlhabende Familien Plätze für Sommerhäuser und Gärten. Es waren die Kauf-



Alt-Hirschberg — Marktplatz und Rathaus —. Hergestellt wurde diese Ansichtskarte von der Firma Julius Seifert in Hirschberg.



Das Schützenhaus am Kavalierberg in Hirschberg.

leute Hänisch, Schneider, Ernst Schäfer, Fritsch und Contessa, der ja dann wegen freiheitlicher Reden in Spandau eingesperrt war. Aber auch weniger vornehme Leute bewarben sich um ein Grundstück am Kavalierberg, wie der Weinschenk Kamper und der Gastwirt Kriegel, die ganz bestimmte Absichten damit hatten. Denn was ist die schönste Anlage zum Spazieren und Flanieren, wenn es keine Möglichkeit der Einkehr gibt?

Aber 1783 wurde beschlossen, kein Grundstück am Kavalierberg mehr zu verkaufen, weil sonst Nutzung und Erbauung der ganzen Bevölkerung erschwert gewesen wäre. Außerdem flossen doch ab 1784 bereits jährlich etwa 30—50 Reichsthaler an die Kämmereikasse zurück, so daß abzusehen war, wann die ausgegebenen Beträge zur Anlage wieder dem Stadtsäckel zur Verfügung standen.

Schönaus Bepflanzungskosten waren eine Art Stiftung, er wollte keinen Thaler zurückhaben, erreichte allerdings durch seine Großherzigkeit, daß ihm später noch Mittel für Pflanzen und Bäume bewilligt wurden.

1786 war der Bau und die Anlage des Kavalierberges vollendet, auch wenn später immer wieder noch etwas verschönert wurde. 1794/95 baute man steinerne Treppen vorn am Berge, eingestreut auch kleinere,

doch als letztes die große Haupttreppe von 33 Stufen. Sie hat 80 Reichsthaler gekostet, und sie führte vor dem Schäferschen Garten vorbei. Das hatte zur Folge, daß für diesen Treppenbau viele private Spenden einkamen. Auf der Hauptallee, wo ein Sommerhaus beim Weinberge stand, errichtete man den uns noch bekannten Schalltempel mit der Inschrift:

Sylvarum proliis generatim discite cultus — Neu segnes jaceant terrae.

Das Schneidersche Sommerhaus, wohl eingezäunt an einem Abhang, bot Bänke und eine von Jedermann zu benutzende Küche an, mit der Inschrift:

„für mich und meine lieben Mitbürger“.

Die Aussicht von dort ging über die Stadt auf Bad Warmbrunn und das Gebirge zu. Es wäre nun noch viel über die Anlage des von allen Bürgern geliebten Kavalierberges zu berichten, war er doch vorher eine düstere Stätte des Todes.

Sein ursprünglicher Name war Galgenberg. Auf ihm befand sich bis zum Jahre 1778, wahrscheinlich von Anfang der Stadtgründung an, der Galgen, die Abdeckerei und das Hochgericht. Auch bei kriegerischen Auseinandersetzungen hatte der spätere Kavalierberg eine strategische Bedeutung. Obristenleutnant von Favrat beantragte bei der königlichen Kammer am

10. November 1778 das Hochgericht vom Galgenberge entfernen zu dürfen. Er erhielt die Genehmigung, dieses wurde weiter außerhalb der Stadt an die Schmiedeberger Chaussee verlegt. Deshalb nannte die glückliche Bevölkerung den nun galgenlosen Berg mit seinen düsteren Orten bei sich zunächst Favrat-Berg oder auch Pflanzberg. An einem erhöhten Punkt, wo es einen wunderschönen Koppen- und Gebirgsblick gab bis zur Hampelbaude und den Teichrändern, sprach man gern vom „Paradies“. Dort ließ Schönau für seine verstorbene Frau, die alle seine Pläne unterstützt hatte, einen Gedenkstein in Pyramidenform errichten. Denn auch ihr Vermögen war in diese Anlage eingeflossen. Vier Jahre später allerdings, im Jahre 1886, setzten ihm Freunde nach seinem Tod ein Denkmal in runder Form. Es befand sich in

der Nähe des späteren Turn- oder Jahnplatzes. Freistehende Küchen wurden eingerichtet, damit sich die Familien selbst verköstigen konnten, aber auch drei Häuser mit Restaurationsbetrieb. Nämlich die Adlerburg, das Hornigsche und das Ihlesche Etablissement.

Es würde zu weit führen, die glückliche Entwicklung dieser Anlage weiterhin zu verfolgen. Erwähnenswert ist der 1818 eingerichtete Turnplatz und 1864 ein Feuerwehrsteigerhaus. Dieser Kavalierberg war städtisches Eigentum, und die städtische Bau-Deputation hatte für seinen guten Zustand zu sorgen.

Von der Veranda des auch bis in die jüngste Zeit noch bekannten Felsenkellers hatten die Spaziergänger durch die Jahrhunderte die allerschönste Aussicht.

Von der Zuckerfabrik zur Kaserne

Ähnlich verfuhr Stadtdirektor Schönau mit dem Helikon, einem bereits durch den Dichter des „Parnaß im Sattler“, Daniel Stoppe, bekanntgewordenen Hirschberger Ausflugsziels. Auch hier legte er Bepflanzungen an, die er wieder aus eigener Tasche bezahlte. Hinzu kam die Anlage bequemer Spazierwege, die zu einem Platz führten, der als Musensitz, Musenhain oder auch Pantheon bekannt war. Schönau ließ ihn umzäunen, zum Theaterplatz herrichten. Unterhalb des benachbarten Kreuzberges gelangte der Spaziergänger über schattige Wege in den Graziengang, grüßt von einer Tafel mit lateinischer Inschrift:

*O fortunatos nimium
fua bona fi norint
Hirschbergae cires!*

Nicht weit davon eine kleine Laube mit drei Sitzen für die Grazien. Ungeniert heute man hier die Antike inmitten der Schlesischen Bergwelt: die Graziensitze waren die Nachbildung dreier Pilze, wie sie in den Bergen vorkommen.

Am Fuß des Hausberges führt ein breiter Fahrweg tief unten am Bober entlang nach Weltende. Lange Zeit nach Daniel Stoppe und der Kurzweil seiner Zeitgenossen schlug man im 19. Jahrhundert dort eine Baude auf und vergaß auch nicht, eine Kegelbahn anzulegen. Im unteren Teil der abfallenden Bergwand zum Fahrweg hin plät-

schert der liebliche Merkel- oder Mirakelbrunnen, der nun, durch Schönau, den aufregenden Namen Aganippe erhalten hat. Auf Alt-Berliner Ausflugsstätten ist das Wort überliefert: „Hier können Familien Kaffee kochen.“

Das galt auch für Hirschberg und war wohl eine allgemeine Erscheinung jener Zeit, denn oberhalb von „Aganippe“ führte ein schmaler Fußweg nach oben an dessen linker Seite, am Abhang immer wieder kleine Gruppen von Tischen und Bänken, ja kleinen Küchen angelegt waren, in deren Kosten und Benutzung sich oft mehrere Familien teilten. Der Blick konnte hinab auf das rauschende Wasser des Bobers schweifen. Fürwahr ein vergnügliches Gesellschaftsleben vor den Toren der Stadt, Rasenbänke waren groß in Mode.

Muemosyne, die Mutter der Musen, hatte gleich noch ein ganzes Rasen-Kanapee bekommen, Clio, Muse der Geschichte, begnügte sich mit einer Tafel, an eine einfache Fichte angebracht, allerdings mit lateinischer Inschrift. Dafür hatte Clio den schönsten Blick von Grunau bis Kammerswaldau. Euterpe, Muse der Musik, „preßte aus dem Rohre süße Töne“ (Flöte) und Terpsichore, Muse des Tanzes, bekam einen Tanzplatz angelegt mit Rasensitzbänken ringsum, eine Anlage von 1795. Thalia,

Muse des Lustspiels, wurde ebensowenig vergessen, wie Melpomene, die für die Trauer in Gedicht und Spiel zuständig war. Erato, Göttin der süßen Liebe, behauptete sich neben Urania, der Muse der Kenntnis des Himmels. Kalliope fehlt nicht, Liebessteige und Poetenwege, und Gott Apollo. Es muß eine hinreißend poetische Zeit im Hirschberg jener Tage gewesen sein.

Weniger musenhafte allerdings war die Namensgebung für die über den Bober hinüberragende Felsnase: Gibraltar auf dem Weg nach Weltende.

Statuen, Tempel, Elysische Felder, der Orkus, und in einem Dickicht einen 150 Jahre alten Tisch! Er besteht aus dem Stocke einer abgesägten Fichte, deren Alter man aus den Ringen abzählte. In der Nähe liegt Cerberus, ein riesiger Stein, der einem großen Hund ähnelt.

In den umliegenden Dörfern Berbisdorf, Boberröhrsdorf, Lomnitz, Hartau, Berthelsdorf und Spiller warten Kaffeehäuser auf die Lustwandelnden zu froher Einkehr. Bälle, Hochzeiten werden nicht selten außerhalb veranstaltet und durchgeführt. Damit sage ich der romantisch verklärten Zeit Hirschbergs erst einmal ade.

Als der neue König, Wilhelm II., erstmals am 16. August 1787 in Hirschberg weilte, übernachtet er im hessischen Königl. Hause und die Hirschberger Kaufmannschaft, angeführt von den Ortsältesten Ketzler und Emter, überreichten ihm eine

Bittschrift. Es ging um die Erlaubnis, eine Zuckerraffinade anzulegen, an der dann auch andere, benachbarte Gebirgsstädte Anteil nehmen könnten. Der König erteilte die Genehmigung 1788. Mit „400 Actien“ war der notwendige finanzielle Vorschuß vorhanden, nun wurde der Ort gesucht.

Dazu bot sich das ehemals Königliche, aber schon von König Friedrich II. der Stadt geschenkten Magazine an, unweit der Niedermühle gelegen. Also das uns bekannte Areal der Walderseekaserne.

Zur Einrichtung dieser Hirschberger Zuckerfabrik waren noch einige Verwaltungsgebäude und Wohnhäuser notwendig. Diese wurden erbaut, und um Platz zu erhalten, eine auf dem Platz stehende, völlig unbrauchbare Wasserkunst (Brunnenanlage) abgetragen. Die Hirschberger Zuckerfabrik entstand, wenige Jahre später vom Schlesienreisenden amerikanischen Gesandten John Quincy Adams beschrieben.

Es wäre vermessen zu glauben, damals seien rein friedliche Zeiten gewesen. Der neue König ließ 1790 seine Armee an die böhmische Grenze rücken, um zwischen Österreich und der Türkei Frieden zu stiften.

Daß dabei Hirschberg und seine umliegenden Dörfer wie Schwarzbach, wo Husaren einquartiert waren, nicht unbeteiligt bleiben konnten, versteht sich leider von selbst.

Wettergarbe und schwimmender Postillon

Ein Erlaß König Friedrich Wilhelm II. vom 25. Juni 1790 traf die Stadt Hirschberg und das Riesengebirgsvorland sehr schwer. Wieder einmal waren die neuen preußischen Untertanen nicht bereit, sich den Anordnungen zu beugen. Mit großer Schärfe war verboten worden, Umgang mit österreichischen Untertanen zu pflegen. Jeglicher Verkehr untereinander wurde auf strengste preußische Art untersagt.

Bei den in Jahrhunderten natürlich gewachsenen verwandtschaftlichen Verflechtungen, die ja erst jetzt durch die neugeschaffene Grenzsituation nach den schlesischen Kriegen als unerwünscht ins Blickfeld gerieten, gab es große Härten. Abgesehen von familiären Behinderungen, betraf die-

ser Erlaß in erster Linie Handel und Gewerbe, denn da waren ja die böhmischen Glasmacher und andere handwerkliche Köpfe, die in den Glashütten und anderen Betrieben arbeiteten. Nicht selten bedeutete ihr Können die Wirtschaftlichkeit dieser Gebirgsregion.

Wieder waren es die Hirschberger Kaufleute, die sich gegen den königlichen Erlaß wandten. Nach eingehender Erörterung der Lage, die sich dadurch ergeben würde — auch zusammen mit den anderen betroffenen Gebirgsstädten — wurde auf Betreiben Hirschbergs eine Gruppe Abgeordneter ausgewählt und zum König geschickt. Sie sollte die Aufhebung dieses wirtschaftsschädigenden Verbotes erwirken.



Was vielen Heimatfreunden nicht bekannt sein dürfte: Auch in der Stadt Hirschberg gab es eine Sprungschanze, am Hügel Abruzzen, erbaut durch Herrn Alfred Schüler aus Hirschberg. Die offizielle Eröffnung war wegen Schneemangel mehrere Jahre nicht möglich. Den Eröffnungssprung im Jahre 1930 machte der bekannte Skifahrer Kurt Enderl aus der Reifträger-Baude. Als Teilnehmer sprang u. a. auch Hfd. Heinrich Krause aus Ober-Straupitz, der uns dieses Bild zur Verfügung stellte. Am Schanzentisch stand Kurt Hoffmann aus Hirschberg, Warmbrunner Straße. In den folgenden Jahren wurden keine Skisprünge mehr auf dieser Schanze durchgeführt. Der Skispringer auf dem Foto ist Hfd. Heinrich Krause.

Zu dieser Zeit befand sich der König in seinem Hauptquartier Schönwalde bei Reichenbach im Eulengebirge. Die Mission der Kaufleute erwies sich als erfolgreich. Der König ließ sich davon überzeugen, der größte Schaden wurde abgewendet. Am 4. Juli 1790 wurde in Hirschberg die Aufhebung dieses Verbotes öffentlich bekanntgegeben.

Hirschberg ist ja fast ohne Soldaten nicht denkbar. So ging auch dieses Jahrhundert nicht zu Ende, ohne Truppendurchmärsche und Einquartierungen (Lomnitz). Vier Bataillone — von Kalbstein, von Bornstädt, von Knobelsdorff und von Raunern, dazu das Regiment von Tadden und Herzog Friedrich von Braunschweig, und jenes von Prinz Heinrich. Schließlich am 11. September dieses Jahres stieg er gegen 11.00 Uhr huldvoll bei Stadtdirektor Schönau ab.

Dem Vernehmen nach soll sich der Kronprinz sehr gnädig gegen alle Anwesenden

gezeigt haben, ob Militär oder Zivilstand; da seine Soldaten nichts an Unterbringung und Versorgung zu bemängeln hatten. Ein entsprechend großes Essen für den Kronprinzen gab Graf Schaffgotsch in Bad Warmbrunn. Solchermaßen gut gestärkt besichtigte der Monarch auch den Hirschberger Kavalierberg mit den von Schönau geschaffenen neuen Anlagen, darunter auch einen neu dort angelegten Weinberg. Leider ist trotzdem von einem guten Hirschberger Wein niemals die Rede gewesen.

Ebenso bedauerenswert war der Umstand, daß die bereits genannten Militärs, aber auch die gleich wieder folgenden Füsiliere und Feldjäger — sie nahmen in Kunnersdorf Quartier — doch erhebliche Kosten verursachten, aber keinerlei Entschädigungen zu erhalten waren. Dafür gab es etwas, was eigentlich nur hinter den Spiegel zu stecken war: Ein huldvoll dankendes

Schreiben des Kronprinzen Heinrich an die Hirschberger, der hohe Herr sich zu schreiben beehrte, für ihr so offensichtliches Wohlverhalten bezüglich militärischer Durchmärsche und Einquartierungen.

Das Jahr 1791 entpuppte sich wieder als Katastrophenjahr mit Riesenbränden von Straupitz her, wo am 25. März der Hinkeische Bauernhof und sieben benachbarte Gebäude mit Wohnungen durch Brandstiftung eingeäschert wurden.

Am 17. August 1793 schlug ein kalter Blitz in Ober-Grunau ein, ohne Schaden anzurichten, während im Juli des nächsten Jahres ein Blitz für Aufsehen sorgte. Am 26. Juli gegen 15.00 Uhr wurde der Turm der Stadtkirche getroffen. Dieser war zum Glockenfenster hereingefahren und hatte den Glockenstuhl zersplittert. Dann fuhr er weiter abwärts in das Kirchengewölbe und traf die Orgel. Dadurch entstand Schaden an zwei Bühnen und dem schönen geschnitzten Holzwerk. Dann sei der Blitz in den Fußboden gefahren und verschwunden.

Es gab eine große Aufregung in der Bevölkerung. Man diskutierte dieses Ereignis und kam zu dem Schluß, der Blitz einschlag in die Kirche hätte vermieden werden können, denn er sei ja vornehmlich durch das geöffnete Glockenfenster angezogen worden. Weil das äußerst schädlich war und sich ja nun auch erwiesen hatte, bestand ein Verbot, bei Gewitter die Fenster zu öffnen. Dem stand der Umstand entgegen, daß in alten Zeiten in der Stadt bei drohendem Unwetter die Wetterglocke geläutet werden mußte.

Es war jedoch mehr an diesem Brauch, als nur eine Wetterwarnung. Verbunden mit der Hirschberger Wetterglocke war das Aufbewahren der „Wettergarbe“, die ebenfalls im Glockenstuhl ihren Platz hatte und gehütet wurde. Ihr oblag eine große Verantwortung, und nicht nur die Geistlichkeit fürchtete um deren Verlust, der mit dem Verlust des Erntesegens gleichzusetzen war. Wenn bei Gewittern nicht geläutet wurde, ginge durch Mißachtung dieses Gebotes die Wettergarbe verloren. Mit Einschränkung aber hieß es, das Läuten dürfe nur so lange anhalten, wie die Nähe des Gewitters nicht zu gefährlich wurde.

So war das über Jahrhunderte in der alten Stadt gehalten worden, doch bei diesem Blitz einschlag und angerichtetem Schaden

beschloß man, selbst auf die Gefahr der Minderung des Erntesegens, sich von der Wettergarbe und geöffnetem Glockenfenster zu trennen:

Kaum aber hatten sich die Bürger von diesem Ereignis erholt, bahnte sich die nächste Katastrophe an: Hochwasser! Am 3. Juli 1795 stürzten Regen- und Gewittergüsse mit ungeheurer Mächtigkeit über das Gebirge und den Hirschberger Talkessel herab. Von der oberen Marktseite läuft das Wasser in zwei reißenden Strömen abwärts zur dunklen und lichten Burgstraße. Das Unglück begann um 11.00 Uhr, doch war das Wasser nur eine Stunde später so sehr gestiegen, daß sich die Bewohner der Sechsstätte von Straupitz und der Mühlgrabenstraße als erstes auf ihre Häuserböden und wenn möglich, noch in die höher gelegene Stadt oberhalb des Hirschgrabens flüchteten.

Am anderen Tag, man schrieb den 14. Juli, ereignete sich Ungewöhnliches: Nachts gegen zwei Uhr näherte sich ein reitender Bote von Grunau her der Stadt, um eine wichtige Botschaft zu überbringen, was nur unter höchster Lebensgefahr möglich war. Die Nepomukbrücke über den Bober war von Wassermassen völlig überspült. Obwohl er laufend in sein Horn stieß, in der Hoffnung auf Hilfe, ging dieses im Geräusch der gurgelnden Wassermassen unter. So stürzte er sich voller Verzweiflung mit seinem Roß in die Flut und schaffte es, mit dem Pferd schwimmend die Boberbrücke, die ihm zumindest die Richtung wies, zu überqueren. Ob dieser reitende Bote seiner Pflichterfüllung und großen Tapferkeit wegen geehrt oder ausgezeichnet wurde, ist ebenso wenig überliefert wie sein Name.

Denn jenes furchtbare Hochwasser stieg und stieg. In der Schmiede an den Boberbrücken riß das Wasser den Blasebalg los und schwemmte ihn fort. Im Pechwinkel aber, wo Bober und Zacken sich vereinigten, bahnte sich eine neue Katastrophe an. Der mächtige Bober drängte den schwächeren Zacken weit zurück in sein Bett, so daß als erstes der untere Stock der Neumühle völlig unter Wasser stand, was auch für die Hälterhäuser galt. Die Zackenbrücke aber war bis auf die Höhe des Geländers überflutet.

Zum Glück konnten die in Hochwasser so erfahrenen Hirschberger Schleierweber

das meiste der auf den Bleichen ausgebreitete Schleierleinen retten. Wenn es nicht gelang, dieses kostbare Gut noch vorher an einen sicheren Ort zu verbringen, half man sich in der Weise, die Schleier, wie man diese feine Ware nannte, auf einen Haufen zu türmen, umgeben von tief eingeschlagenen Holzpfählen. Darin blieb die aufgetürmte Leinwand liegen, konnte vom Wasser nicht weggerissen werden. Dadurch konnte der Verlust auf ein erträgliches Maß beschränkt werden.

Selbstverständlich waren Schäden zu beklagen, mit den fortgerissenen Stegen, Brücken und Geländern, mehr aber noch durch die Überflutungen, die auf den gepflegten Bleichplänen Sand und Schlamm zurückließen. Diese wurden dadurch zeitweise unbrauchbar und mußten mit großem Arbeitsaufwand später wieder eingerichtet werden. Das gleiche galt für fortgerissene Pfeiler und weggeschwemmte Sommerhäuschen.

Keineswegs war von diesem Hochwasser nur die Stadt Hirschberg betroffen. In der nicht tief gelegenen Hampelbaude — einer bescheideneren Vorläuferin jener, die wir kennen — stand das Wasser bis in Leibeshöhe und unterhalb vom Kleinen Teich aus breitete sich eine Sumpflandschaft aus, Wege und Waldboden waren in kürzester Zeit total und tief aufgeweicht.

Furchtbar betroffen waren Krummhübel und Steinseiffen, in Erdmannsdorf waren die Häuser unterspült; das Schäferhaus stürzte ein, die Dorfstraße von Lomnitz war gänzlich verschwunden. Die Lomnitz hatte sich ein neues Bachbett ertrorzt, zwei Häuser weggerissen und die Grützmühle wurde von angeschwemmtem Sand fast bedeckt. Das Mühlrad, anstatt im Wasser zu stehen, steckte tief und unbeweglich in Sand und Schlamm. Mit Pferd und Wagen versuchten sich die Menschen zu retten.

Von Pfefferküchlern und Seelenbrotchen

Das 18. Jahrhundert geht seinem Ende entgegen. Der Kunstmaler Reinhard, ein Mitglied der »Berlinischen Mahlerakademie«, läßt sich in Hirschberg nieder, begeistert, daß er ringsum solche Naturszenen vorfindet. Seine Werke werden als Meisterstücke der Kunst bezeichnet, wie auch jene des Porträtmalers Fischer, gleichfalls Mitglied der Berliner Akademie. Dieser kam 1794 nach Hirschberg und war geschätzt als Porträt- und Miniaturmaler bei den wohlhabenden Familien der Stadt, die auch in Öl gemalte Bilder in Lebensgröße bei ihm in Auftrag gaben.

Zeigenossen dieser beiden Künstler war ein in Hirschberg geborener Kupferstecher. Er hieß Kampfmüller, hatte bei Bause in Leipzig studiert. Seine Porträts und Vignetten erfreuten sich ebenfalls großen Zuspruchs.

Die Bildhauerei trat hinter der Malerei etwas zurück, da wird in dieser Zeit nur von einem Bildhauer Wagner berichtet, der seine Kunst in der Hauptsache darauf verwenden mußte, neue Gräfte auf dem Gnadenfriedhof zu gestalten, schöne Leichensteine zu schaffen und viele der uns noch bekannten Verzierungen an Hirschberger Häusern.

Beim Kunstsinne der feinen Hirschberger Gesellschaft hatten diese Künstler jedoch ein gutes Auskommen. In diesem Zusammenhang muß auch noch einmal Carl Wilhelm Salice-Contessa erwähnt werden (1777 — 1875). Wir dürfen ihn zu Hirschbergs Poeten rechnen. Er schrieb Einakter und Humoresken, gilt als »Novellist des Riesengebirges«, wie wir von Henk J. Koning in der Ausgabe II/1989 von der Publikation des Kulturwerkes Schlesien — SCHLESSEN — erfahren können:

Carl Wilhelm Salice-Contessa war der zweite Sohn eines wohlhabenden Hirschberger Leinewandhändlers, italienischer Abstammung. Dichter und Gelehrte gingen in diesem Hause aus und ein, daher auch schon früh die Berührung mit Dichtkunst und Wissenschaften. Er besuchte bis 1795 das Hirschberger Gymnasium, studierte anschließend in Halle auf dem Pädagogium mit guten Resultaten. Dort freundete er sich mit Ernst von Houwald an, der Schicksalsdramen schrieb, was den jungen Hirschberger zu eigenem Tun ermunterte. Doch wendete er sich nicht der Dramatik zu, Lustspiel und Komik waren seine star-



Alt-Hirschberg am Bober — Original-Federzeichnung von Katharina Kosack

ken Seiten, wobei das Studium keinerlei Einbuße erlitt. 1798 ging er nach Erlangen, heiratete dort die schöne Handwerker-tochter Johanna Jahn und zog mit ihr nach Weimar, ohne jedoch zunächst mit den dortigen Großen wie Goethe, Schiller und Herder in Berührung zu kommen.

Das geschieht 1805, zwei Jahre nachdem Contessas junge Frau verstorben ist. Anonym hatte Contessa den Einakter »Das Rätsel« Goethe zukommen lassen, der dann tatsächlich die Uraufführung des Stückes im Weimarer Hoftheater inszenierte. Trotz dieses unerwarteten Erfolges wendet sich Contessa der Prosa zu, geht nach Berlin und heiratet dort eine Verwandte seiner Johanna. Doch wird diese Ehe weniger glücklich.

Er beginnt Erzählungen, Märchen und Theaterstücke zu schreiben. In Hirschberg werden von ihm 1811 und 1814 bei Christoph Heinrich Thomas zwei Bände, »Dramatische Spiele«, und »Erzählungen«, herausgegeben. Er begegnete in dieser Zeit Chamisso, Fouquè, Eichendorff und Karl von Holtei, später auch E. T. A. Hoffmann, von dem man weiß, daß er im Riesengebirge Badekuren machte und »auf eine unan-

ständige Weise wieder gesund wurde«, (wie er an Freunde schrieb).

In dieser Zeit entstehen die Riesengebirgserzählungen »Haushahn und Paradiesvogel — oder die Gebirgsreise«, »Der Schwarze See«, »Das Gastmahl«, »Das Schwert und die Schlange« sowie »Die weiße Rose«. Es liegt auf der Hand, daß der aus Hirschberg stammende Contessa auch am Rübezahlfeld nicht vorbeiging, doch bleiben seine 1801 begonnenen »Liebesabenteuer Rübezahls« unvollendet. Im Mittelpunkt steht ein junges Mädchen, was kaum verwundert, da er ein Jahr später seine Johanna heiratet.

Einer der darin enthaltenen Verse lautet so:

*Der Frühling kam
auf seinen Schwalbenflügeln,
Und jauchzend zog ein Schwarm
von jungen Freuden nach.
Es rief im Tal und auf den Hügeln
Sein liebend Wort die Schläfer wach;
Und alles schmückt sich voll Verlangen,
Den holden Gast
recht festlich zu empfangen.
Der Blumen Schar
tritt schüchtern froh heraus,*

*Und streut ihm ihre Wohlgerüche aus,
Die Lüfte kosen sanft um seine Wangen.*
1817 erschienen in der Realschulbuchhandlung Berlin »Kinder-Mährchen« von E. W. Contessa, Friedrich Baron de la Motte Fouquè und E.T.A. Hoffmann. Diese Nähe mit Letzterem macht es augenscheinlich bis heute Literaturgeschichtsschreibern schwer, Contessa richtig einzuordnen als eigene literarische Persönlichkeit.

Im 20. Jahrhundert immerhin wird Hans Heckel über den wenig auffälligen Mann mit der Nickelbrille, der ein wenig an Franz Schubert erinnert, dieses schreiben: »Für Schlesien bleibt bedeutsam, daß er die Landschaft und die Stimmung seiner Riesengebirgsheimat mit Glück dichterisch gestaltet.« Der Familie Contessa gehörte in Hirschberg am Kavalierberg eines der schönsten Sommerhäuser, und seine Heimatstadt hatte zu unserer Zeit nach ihm eine Straße benannt.

Bevor das 18. Jahrhundert sich verabschiedet, gibt es in Hirschberg reges gesellschaftliches Leben. Man kommt zu freundschaftlichen Spielen zusammen, wo Einheimische und Fremde gleichermaßen gern gesehen sind. Gleichzeitig gibt es »geschlossene Gesellschaften«, wo durchweg Angehörige der besseren Stände anzutreffen sind. Dazu gehört die sogenannte Berggesellschaft und die damit verbundene Wintergesellschaft. Deren Mitglieder trafen sich alle Freitage und alle Sonntage im Menzelschen Hause in der Hintergasse. Dort hatte man drei Zimmer angemietet, dort fanden auch nach gesellschaftlichen Gesetzen dieser Zeit nicht selten Bälle und Hochzeiten statt. Dafür war natürlich auch der große Schützenaal im Schützenhaus auf der Schützengasse vorgesehen. Allerdings wird dabei bemängelt, daß dieser etwas mehr aufgeputzt und mit einer getäfelten Decke versehen werden müßte, damit die Musik besser tönen würde und auch die ganze Feierlichkeit ein edleres Ansehen haben könnte.

Das also waren die Freizeitsorgen der damaligen feinen Gesellschaft.

Doch damit diese Feierlichkeiten ungetrübt veranstaltet werden konnten, war auch wie heute eine sinnvolle Feuerwehr notwendig.

Hirschberg war stolz darauf, daß seine Feuerlöschanstalt mit zu den besten gehörte. Als Beweis wird darauf hingewiesen, daß eben im 18. Jahrhundert die Bilanz der

Anzahl abgebrannter Gebäude, die bei einer am Tage oder in der Nacht entstandenen Feuersbrunst abbrannten, in den letzten Jahrzehnten gering waren. Die Stadt besaß 8 große und 5 kleine Spritzen, dazu kamen 1060 Handspritzen, 790 Feuerleitern, 1061 Feuereimer, also Wassereimer, dazu 776 Feuerhaken und 34 Wasserkübel. Jeder Bürger mußte seinen Wassereimer haben, selbst bezahlt bei Erlangung des Bürgerrechtes. Hirschberg war im Brandfalle in vier Teile aufgeteilt hatte 12 Korporalschaften mit einem Anführer. Alle standen unter einem Hauptmann, der zur Berichtszeit der Stadtkoch Weiland war.

Stadtdirektor Schönau dirigierte die ganze Feuerwehr mit Hilfe von Senator Herzing. Einmal hatte jeder Bürger einen Monat lang die Feuerwache zu besorgen, was sich auf die männliche Bürgerschaft bezog, ausgestattet mit Ober- und oder Untergewehr und einem Wassereimer. Auch Zugpferde müssen von den Einwohnern für den Brandfall bereitgehalten werden, Pferdehalter müssen im Falle der Brandwache auch ihre Kutscher miteinsetzen. Alles ist bereitzuhalten, wenn ein Gewitter im Anzug ist.

Was im Falle eines ausgebrochenen Feuers zu tun ist, wird ebenfalls berichtet: auf dem Rathausturm wird die Stundenglocke geschlagen, das Schließglöckchen am Burgtore geläutet und auf dem Schildauer Turm muß die Seigerschale geschlagen werden ohne Unterbrechung, hinzu kommt die Seigerschale auf dem evangelischen Kirchturm. Das gilt für ein Feuer in der Stadt.

Ist aber eines in der Vorstadt ausgebrochen, da schlägt man auf dem Rathausturm die Viertelstundenglocke ohne Unterlaß, und wiederum jeweils die Seigerschale vom Schildauer Turm und dem der evangelischen Kirche.

Ist aber ein Feuer in einem zu der Stadt gehörenden Dörfer ausgebrochen, dann wird vom Rathausturm geblasen, in den Vorstädten ohne Unterbrechung getrommelt und endlich auch auf dem Schildauer und dem evangelischen Kirchturm mit Pausen die Glocke angeschlagen. Geordnet eilen die 6 Korporalschaften der Hirschberger Bürger an den Brandort, um zu helfen. Eine der größten Feuerspritzen wird Landspritze genannt und hat die Bestimmung, weit außerhalb der Stadt, mindestens eine Meile entfernt, Hilfe zu bringen.

1794 ist Hirschbergs Bürgerschaft in 18 Zünfte aufgeteilt. Die vornehme Kaufmannszunft, oder auch Kaufmanns-Societät, umfaßt 134 Mitglieder, von denen rund 50 als Grossisten gelten und der Rest sich aus kleineren Kaufleuten oder Speezereihändlern zusammensetzt.

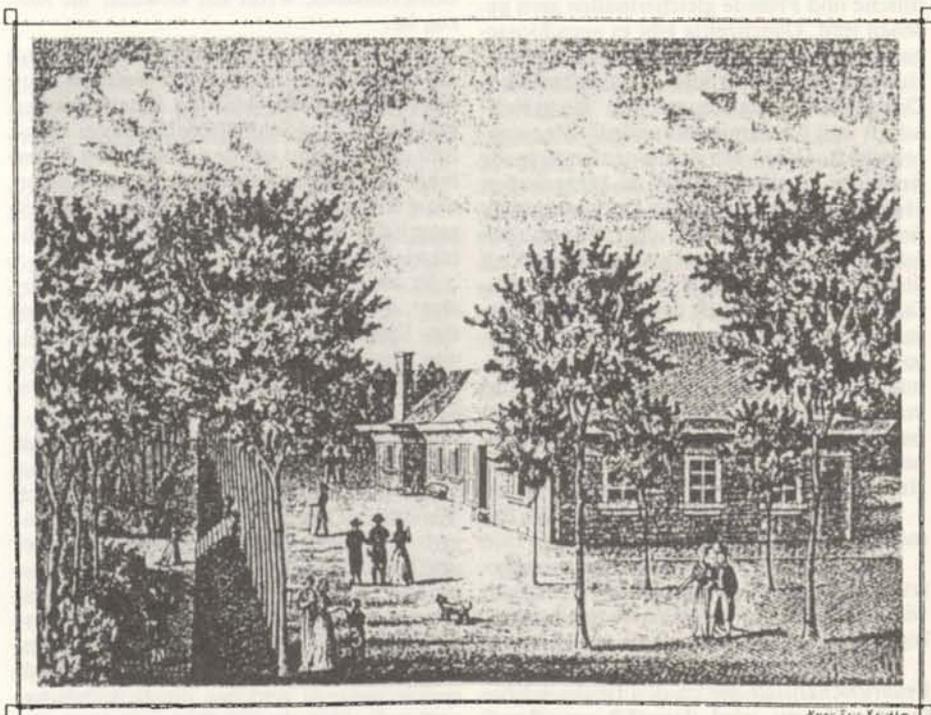
Das strenge Innungsgesetz verlangt von seinen Grossisten, die Leinewand und feine Schleier von der Stadt aus zu vertreiben und dort selbst zu wohnen, und nicht in den Vorstädten. Nur wer in der Stadt wohnte, konnte Oberältester werden. Diese alte Vorschrift bewährte sich sehr, zumal die »weisse Waare« den Hauptanteil des Hirschberger Handels ausmachte.

Es gab 30 Fleischbänke, das war einer mehr als die Fleischerzunft Mitglieder hatte. Mit ebenfalls 30 Bänken behauptete sich die Schuhmacherzunft, wogegen die Bäcker nur 7 Mitglieder mit nur 2 Bänken hatten.

Schlecht waren die Pfefferküchler daran. Sie hatten nur 3 Mitglieder, und das war zu wenig für eine eigene Zunft. Auch hatten sie keinerlei Möglichkeit, ihre Zahl zu

vergrößern, diese war mit 3 von amtswegen 1794 festgesetzt worden. Denn der »Hirschberger Pfefferkuchentisch« gehörte der Kämmerei. Die 3 Pfefferküchler mußten dafür jährlich 16 Rthlr. Pacht bezahlen. Auch erhoben die gemeinsam Protest, als sich ein 4. bei ihnen niederlassen wollte, da außer dreien keiner ein Auskommen finden konnte. Ebenfalls gemeinsam boten sie der Kämmerei an, ihr die Gerechtigkeit abzukufen, anstatt Pacht zu zahlen. Damit konnten sie erfolgreich verhindern, daß sich im Umkreis einer Meile außer ihnen kein Pfefferküchler niederlassen durfte. Unter »der Konfirmation von der Königlichen Kammer« wurde ihnen das am 14. April 1794 urkundlich bewilligt. Natürlich kostete das die Pfefferküchler eine Kleinigkeit: nämlich 300 Reichsthaler an die königliche Kämmerei, dazu jährlich Zinsen von 30 Rthlren.

Die Bilder gleichen sich, wenn an die Kämmerei abgeführt werden muß, ob nun der oberste Landesherr ein Österreicher oder ein Preuße ist. Erwähnt sei noch, daß



„Ansicht des Gesellschaftshauses zu Hirschberg“, Stich von 1784.

dieser finanzielle Kraftakt der drei Pfefferküchler den einen total ruinierte. Er mußte seinen Tisch aufgeben.

Die hier aufgeführten Zünfte sind sogenannte »geschlossene«. Wahrscheinlich mußte man hineingewählt werden, vielleicht war auch noch ein Bürge vonnöten.

Die Einwohnerzählung ergab insgesamt 6392 Seelen, die angeblich alle einer der vielen Zünfte angehörten. Davon entfielen auf die Stadt selbst 1932, nämlich 897 männliche und 1035 weibliche Personen, was auch hier wieder auf die vielen Dienstboten zurückgeführt wird. Aber immerhin gehören davon 1711 der protestantischen und nur 221 der katholischen Religion an.

In den Vorstädten zählte man 4460 Personen, 2050 männlichen und 2434 weiblichen Geschlechtes, davon waren 3885 lutherische und reformierte und 575 katholische Einwohner. Alle diese Personen sollen einer Zunft angehört haben, da »sich oft ganze Gewerke (Handwerkszweige) in einer Zunft vereinigen«. Ob hier Innung mit Zunft gleichgesetzt wird, geht aus den Aufzeichnungen nicht eindeutig hervor. Wer jedoch einer Innung angehörte, mußte auch einen beträchtlichen Anteil in deren Kasse leisten, was den Vorteil hatte, in den Genuß eines kostenfreien Begräbnisses für sich und seine Familie durch die Innung zu gelangen. Gelehrte und in hohen Ämtern stehende angesehene Personen hatten keine Innung, sondern begaben sich meist in die feine Kaufmanns-Societät.

Es darf angenommen werden, daß die nun aufgeführten Zünfte, die nicht unter die geschlossenen eingereicht werden, etwas ähnliches waren als es unsere heutigen Gewerkschaften darstellen. In diesen waren zum Zeitpunkt der Zählung 72 Schneider, 11 Kürschner, 15 Büttner, 40 Tischler, 5 Drechsler, 4 Glaser, 3 Stellmacher, 12 Züchner, 4 Blattbinder, 1 Bürstenbinder, 14 Buchbinder, 12 Strumpfstricker, 1 Seidenstrumpfwirker, 20 Töpfer, 25 Tuchmacher, 4 Tuchscherer, 4 Knopfmacher, 13 Schlosser, 3 Kupferschmiede, 9 Grob- und Hufschmiede, 5 Maurermeister, 3 Zimmermeister, 9 Perückenmacher, 3 Posamentier, 5 Hutmacher, 9 Seifensieder, 9 Seiler, 9 Weißgerber, 5 Nadler, 6 Färber, 1 Wassermangler, 3 Müller, 1 Zirkelschmidt, 1 Papiermüller (einen solchen gab es in Hirschberg seit dem 29. September 1672!), 2 Schleifer, 3 Gürtler, 4 Maler, 1 Rotgießer, 2

Steinmetze 6 Nagelschmiede, 2 Röhrmeister, 4 Walker, 4 Strumpfwirker, 1 Orgelbauer, 2 Zinngießer, 1 Stadtkoch, 1 Stadtmusikus, 1 Destillierer, 2 Bräuer, 9 Gastwirte — diese hatten drei Billiards und 13 Schenken mit Bier oder Brandwein. — Es gab ferner 4 Kammacher, 6 Riemer, 5 Sattler, 1 Korbmacher, 1 Schachtelmacher, 1 Apotheker. In einer sogenannten »vereinigten Gerechtigkeit« noch einen Korduaner, 1 Formenschneider, 5 Goldschmiede, 6 Handschuhmacher, 1 Kraftmehlmacher, 6 Klemptner, 4 Leinwanddrucker, 1 Siebmacher, 3 Uhrmacher, 6 Zuckerbäcker, 1 Schornsteinfeger, 3 Damastweber, 140 Leinen- oder Schleierweber, 4 Leinwandhändler mit leinenen, baumwollenen und halbseidenen Waaren! 1 Ziegelstreicher, 1 Bader, 4 andere Chirurgie.

Diese Aufzählung mag für manchen Leser aufschlußreich sein, der seinen Hirschberger Vorfahren auf der Spur ist; da ist manches Handwerk, das sich bis in unsere Tage hielt und andere, die nicht mehr im industriellen Zeitalter gebraucht werden. Auch Herkunft manchen Namens läßt sich hier ableiten.

Seit dem Mittelalter hatte die Kürschnerzunft eine besondere Stiftung zu verwalten: das Seelenbad, was am Anfang der Hirschberger Zeitgeschichte schon einmal beschrieben wurde. Herzogin Christiane Neata hatte dieses seinerzeit gestiftet, und diese Mittel hatten die Kürschnerältesten durch die Jahrhunderte treulich zu verwalten. Alle Jahre, am 2. November, dem Feste Allerseelen, konnten sich in der Zeit von 9.00 bis 12.00 Uhr die Armen in der Stadt-Badstube einfinden. Unentgeltlich konnten sie sich schröpfen lassen oder zur Ader gelassen werden. Danach wurde ihnen ein Trunk Bier und ein »gebähtes« Brot, also eine Bähnschnitte gereicht werden. Es war ein Tag der Armen, der armen Seelen im besten Sinne, denn sie konnten weiter den Weg in die katholische Kirche einschlagen, wo ihnen zusätzlich entweder in der nördlichen Halle oder auch im Haus des Kirchenältesten ein kleines Brotchen ausgeteilt wurde.

In Verbindung mit dem Brauch des »Seelenbades« in der städtischen Badstube wurden diese kleinen Brote »Seelenbrotchen« genannt.

1797 war die Sterblichkeit verhältnismäßig hoch, weil in der Regel jeder 30. Be-

wohner starb. Also jährlich etwa 213 Leichen. Dabei wird beklagt, daß gleichzeitig zu wenig Kinder geboren wurden, nämlich 83 Knaben und 71 Mädchen. Also 53 weniger als Sterbefälle im gleichen Zeitraum, obwohl doch 44 Paare getraut wurden. Es wird vermutet, daß der schlechte Nahrungszustand der Bevölkerung manche Ehe und noch mehr manche Geburt verhindern. Der Nahrungserwerb begründet sich auf den Handel, aber dieser verliert an Bedeutung — Spanien, Amerika, Italien und ein wenig nach Polen. Weil wenig für Bargeld abzusetzen ist und das in Hirschberg vorhandene Geld vornehmlich in noch nicht abgesetzten Waren steckt. Oft half der Adel mit Arbeitsaufträgen für die Stadtbevölkerung aus, doch nur dann, wenn es ihm selbst wirtschaftlich gut ging. Obwohl die Stadt, zumindest in den Vorstädten, eigenen Ackerbau betrieb, mit 1410 Scheffeln Aussaat in die Feldmark, so konnte das wenig zur Ernährung der Bevölkerung beitragen, ebenso wenig wie das Gemüse, das nebenher in fast allen Gärten gezogen wurde. Deshalb war eine tüchtige Zufuhr aus Liegnitz für Hirschberg notwendig. Denn auch von Obstanbau konnte bei der nördlich kalten Lage kaum die Rede sein. Also mußte Hirschberg doch überwiegend vom »schle-

sischen platten Lande« mit Nahrung versorgt werden. Damit aber ging vorhandenes Bargeld nach draußen.

Das Hirschberger Bierbrauen war ebenfalls nicht von Belang. Üblich war das Bitterbier, doch wurde es nur selten gebraut, es war schlecht zu verkaufen und brachte wenig ein, zumal es ganze 10 Jahre dauerte, bis die Bitterbier-Gerechtigkeit wieder einmal an einen Bräuer kam. Anders war es mit dem Weißbier, das immerhin zweimal im Jahr in eines jeden Bräuers Gerechtigkeit, das heißt Zuständigkeit kam.

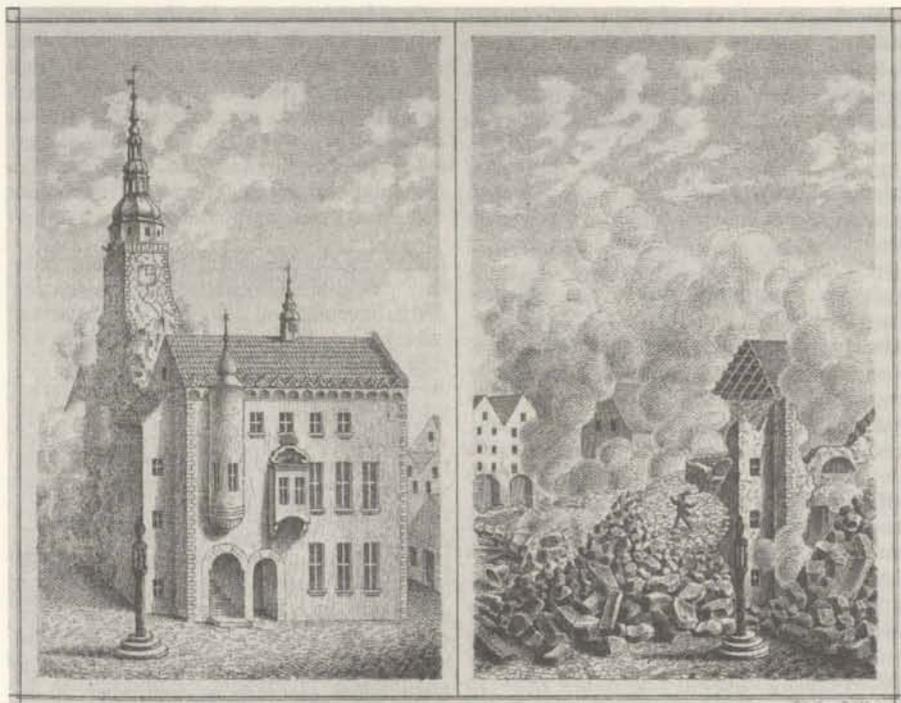
Im Jahre 1805 kam in Breslau im Verlag bei Wilhelm Gottlieb Korn das Buch heraus: »Briefe über Schlesien«. Geschrieben auf einer im Jahre 1800 durch dieses Land unternommenen Reise von John Quincy Adams, damaligem bevollmächtigtem Minister der Vereinigten Staaten am Hofe zu Berlin und gegenwärtigem Mitglied des nordamerikanischen Senats. Diese interessanten Schlesienbriefe, in denen auch Hirschberg keinesfalls fehlt, wurde aus dem Englischen übersetzt von Friedrich Gottlieb Friese und mit einigen berichtigenden und ergänzenden Anmerkungen versehen von Friedrich Albert Zimmermann. — Eine Post- und Reise-Charte ist ebenfalls dabei.

Von der Schwärmerei zur Wirtschaftsspionage

Genau im Jahr 1800 unternahm der damalige Minister der Vereinigten Staaten an dem Hofe zu Berlin und gegenwärtige Mitglied des nordamerikanischen Senats, John Quincy Adams, eine Schlesienreise, die er in vielen Briefen an einen englischen Freund genau beschrieben hat. Diese Briefe sind als lesenswertes Büchlein fünf Jahre später in dem Breslauer Verlag Wilhelm Gottlieb Korn erschienen. Es ist bei unserer Stadtgeschichte von mir schon mehrfach daraus zitiert worden. Als erstes entsteht der Eindruck, jener feine Herr aus dem fernen Amerika interessierte sich vor allem für die Naturschönheiten und sonstigen Merkwürdigkeiten unseres Schlesiens. Beim aufmerksamen Lesen findet sich auch der feine Spott, die Gegenüberstellung des Provinziellen mit dem Großen in Amerika und

endlich auch ein handfestes wirtschaftliches Interesse, das durchaus auch in die Richtung von Wirtschaftsspionage geht, mit dem Mitteln der damaligen Zeit.

So schreibt der vortreffliche John Quincy Adams am 27. Juli 1800 aus seiner Hirschberger Unterkunft ganz detailliert über das Bunzlauer Töpfergewerbe, dem Amerika scheinbar nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hatte. Aber auch ein wenig Ironie ist dabei, wenn er wörtlich schreibt: „Die Deutschen scheinen eine besondere Vorliebe für Sachen zu haben, die in ihrer Art von ungeheuerem Umfange sind“. Damit meinte er den 1753 von Meister J. G. Joppe geschaffenen 2,25 m hohen Bunzeltopf, der leider 1945 zerstört wurde. Aber aus seinem Hirschberger Quartier schwärmt der Amerikaner von zwei genia-



Der Einfall des Turmes und Rathauses zu Hirschberg.

len Bunzlauer Köpfen, also Erfindern, Zimmermeister Jakob und Weber Hüttig. Der erste hat eine Maschine mit einem Uhrwerk konstruiert, wo bewegliche, sechs Zoll hohe Holzpuppen auf einem Gerüst den ganzen Leidensweg Christi darstellen, während Weber Hüttig noch genialer war und ohne je die Wissenschaften studiert zu haben, geometrische und astronomische Tafeln und Gegenstände in seiner Stube hatte, selbst ausgetüfelt, dazu noch eine große Maschine, die das ganze Copernicanische Weltsystem vorstellte. Der Reisende bemerkt, daß an des Webers Kleidung kein so ein großes Wissen zu vermuten gewesen sei. Wenn man amerikanische Pionierzeiten und die Jahreszahl 1800 zugrunde legt, ist schon zu begreifen, warum der Schlesienreisende von diesen beiden so angetan war. Bei der begeisternden Beschreibung dieser beiden ist dem Berichterstatter das Hirschberger Schreibpapier ausgegangen. Es bleibt zu vermuten, daß der Reiseweg nach Hirschberg nicht an Höfel und seinen mannshohen geschnitzten Bienenstöcken vorbeigeführt hat, denn dort wären ihm als

Merkwürdigkeit und Hinweis auf Frömmigkeit doch immerhin zwölf Apostel begegnet mit munteren Bienenvölkern im Bauch. Nachdem Herr Adams wieder an Schreibpapier gekommen ist, schwärmt er von der Anreise von Bunzlau nach Hirschberg per Kutsche. Er lobt die Chausseen, die so schön sind, wie man sie nur in England findet und berichtet von fruchtbaren Wiesen, die gleich fünfmal im Jahr von der Sichel geschnitten werden. Vermutlich bei Eintreffen von der Halben Meile her rief er begeistert aus: „Nichts gewahrt einen schöneren Anblick als die Lage von Hirschberg!“ Man kann ihm nur zupflichten. Doch dann bedauert er sofort, daß die Hirschberger Manufacturen nicht zu besichtigen waren, weil Sonntag war. So besucht er die katholische Stadtpfarrkirche und beschreibt sie als großes altes Gebäude, „das innerlich buntscheckicht“, aber nicht reich verziert ist, das Altarstück ausgenommen, sei alles andere von geringer Bedeutung. Ein Geistlicher erteilte den Kindern Chatechismusunterricht in deutscher Sprache. Nach seiner Auffassung war die Orgel

schlecht, oder sie wurde sehr schlecht gespielt.

Gleichzeitig erfahren wir von dem weitgereisten Herrn von einer *Rübezahl-Oper*, die zur Zeit seines Hirschbergbesuches das erste Mal aufgeführt wurde. Er vermutet, daß dieser Rübezahl ein so wichtiges Wesen für die Gebirgsbewohner sei und der Glaube vorherrsche, daß auf den höchsten Gipfeln ein Riesengespenst (giant genius) seinen Wohnsitz aufgeschlagen habe, das aber stets mit „Herr Johannes“ oder „großer Berggott“ genannt werden will, sonst . . . Aber als die Laurentiuskapelle auf der Koppe erbaut wurde, mußte er die Flucht ergreifen und wurde der, der er sein soll. Auf der Hirschberger Bühne war dieser keineswegs gigantisch, eher ein bißchen Hamlet wie in einem Londoner Theater, und als einziges Zaubermittel hatte der eine Schärpe mit Symbolen um, das auch ein Ordensband sein könnte. Auf alle Fälle sah der Rübezahl in seiner neuen Oper jedem anderen Ding, nur keinem Geiste ähnlich. Das mag auch der Grund sein, daß nirgendwo von unserer Rübezahl-Oper etwas überliefert ist.

John Quincy Adams empfiehlt seinem Freund, eine Landkarte von Schlesien zur Hand zu nehmen, doch konnte er nicht voraussehen, daß er ihm gleichfalls noch eine Karte des alten Griechenlands empfehlen müßte. „Wer konnte sich's wohl träumen lassen, an dem äußersten Ende von Deutschland in einem Augenblick auf den Berg Helikon versetzt zu werden?“ Und nun wird unser gestalterisch tätiger Herr von Schönau beschrieben, der für die Verbesserungen der Kunst in unserer Stadt ist und sich zudem noch auskennt in der Geographie des Altertums. Trotz aller Hochachtung für Schönau liegt zwischen der Beschreibung all jener Orte, die Musen und Göttern zugeordnet waren, ein leichtes Schmunzeln. Doch der Name „Gibraltar“ muß ihn doch umgeworfen haben. Wörtlich: „Wäre dies Plätzchen irgendanderswo gelegen, so würde es keinem menschlichen Wesen einleuchten, warum es gerade Gibraltar heißen sollte? Ein Kaufmann dieser Stadt, der mehr Dankbarkeit als Verstand und mehr Geld als Geschmack besitzt, ist vom Baugeist getrieben, auf den Einfall geraten, in geringer Entfernung vom Tempel des Apollo einen anderen Tempel von Stein zu errichten, der, wie die deutsche Inschrift

zeigt, *Friedrich dem Einzigen* geweiht ist. Als Emblem der Vollkommenheit schließt sich an: Ihm gebührt unser Dank. — und: die Nachwelt der Zeit worinnen er lebte, anfangen werde, das goldene Zeitalter zu datieren (Erbaut am 24. Jan. 1800). Vaterländische Zeiten eben und Friedrichs Geburtstag. Nur kommentiert der Amerikaner das anders als die biedereren Hirschberger.

Dieser meint eher, für Friedrichen habe eher das goldene Zeitalter angefangen mit der Eroberung von Schlesien und habe unzuberechnende Vorteile gebracht. Aber warum dieses patriotische Gepränge sich nun zwischen den alten Griechen dränge, das sei schwer verständlich. John Quincy Adams spottet weiter, „daß dieser große Mann eine Eigenschaft hatte, in welcher er keineswegs der Einzige war — nämlich seine sehr heftige Begierde nach den Besitzungen anderer. — Im Jahr 1740 bot sich endlich dem jungen feurigen Friedrich die Gelegenheit dar, die bis dahin ruhenden Ansprüche seines Churhauses geltend zu machen. Doch von — the World's End — „Weltende“ — ist der Besucher sehr angetan; wie die wilde Natur dort gestaltet ist und eben in — Cold Kitchen — in der „Kalten Küche“ — Falschmünzer ihre Werkstatt aufgeschlagen hatten. Hier kommt der Gute ja wieder ins Schwärmen und steigert sich in den Ausdruck „Feenland“ hinein. Er berichtet ebenfalls von den kleinen Kaffee- und Teeküchen, die in Hirschbergs Stadtgeschichte schon Beachtung fanden. Er berichtet, daß seine Exkursionsgruppe mehrere dieser Familiengesellschaften beobachteten, die ihr unschuldiges und erquickliches Vergnügen genossen. Er selbst war in Gesellschaft des Postmeisters von Hirschberg — der wie wir wissen, ein Vorfahr unseres letzten schlesischen Landeskonservators Prof. Günther Grundmann war —, ferner gehörte der schlesische Herr Rosenstiel dazu, Rath beim Bergwerksdepartment in Berlin. Dieser Herr hatte der Reisegesellschaft einen Leitfaden verfaßt, und auch den Postmeister schon lange voraus vom Kommen des amerikanischen Abgesandten verständigt, wodurch die Reisenden diesem in der Tat sehr verpflichtet sind.

Am 1. August 1800 findet nun eine Exkursion nach Schreiberhau statt, und Besuch der Hirschberger Leinen-Manufakturen. Dieser Brief wird in einem Kretscham

geschrieben, Mister Adams empfiehlt wieder die Karte von Schlesien, um einen Punkt zu suchen auf dem halben Wege zwischen Hirschberg und dem Riesengebirge. — In Berlin gewarnt von den Strapazen in Schlesien und diesen Gebirge, findet er — zunächst noch — daß man die Sache übertrieb und bei weitem nicht in die schlimmsten Gegenden gekommen sein.

Mit dem Hirschberger Postmeister wurde einer der vornehmsten Leinwandkaufleute der Stadt — Herr Schäffer — besucht. Dies geschah anstelle des Besuches in einer Leinwandmanufaktur, von denen sich keine in der Stadt befindet. Hier sei der bloße Marktplatz, doch fast in jeder Bauernhütte, der in den Gebirgen zerstreut liegenden Dörfern sind Leineweber, sind die Felder mit Leinwand bedeckt, die auf der Bleiche liegt. Jeden Morgen zwischen acht und neun Uhr kommen eine Anzahl dieser Bauern auf den — large square — welches der Marktplatz ist, mit Säcken über ihren Schultern, in denen sich eines oder mehrere Schocks (pieces) Leinwand befinden. Diese wird von den Kaufleuten abgekauft und zur Zurichtung — Appretur — gegeben, um diese dann nach Berlin oder Breslau, Stettin oder Hamburg zu versenden. Der aufmerksame Amerikaner stellt fest, hier sei das gleiche Manufaktursystem vorhanden, wie das bei den feinen Tüchern in Grünberg zu sehen war: Dieses sei seinem Vaterlande ohne Zweifel zur Nachahmung zu empfehlen, wenn es ein derart Gewerbe treibendes Land werden soll . . .

Hirschberg zeichne sich am allermeisten durch diejenige Linnenart aus, die man in Deutschland *Schleier* nennt, worunter man dasjenige Weißzeug versteht, was im Englischen unter dem Namen lawn, long lawn und cambric vorkomme.

Ganz und garnicht gefiel dem Besucher, was ihm der Hirschberger Leinwandkaufherr Schäffer mitteilte, nämlich, daß die hiesigen Kaufleute beträchtliche Bestellungen aus Philadelphia und Baltimore erhalten hätten, doch „er äußerte dabei die gewöhnliche Klage von allen europäischen Kaufleuten, welche mit Amerika Handel treiben, daß *man nämlich dort sehr schlecht bezahlt!*“ Wahrscheinlich hat man sich nicht einigen können bei dieser Klage, ja die Hirschberger Leinwand müßte in Amerika 50% wohlfeiler sein, als jene aus

Irland. Doch haben die Leinenkaufleute des Riesengebirges keine Ahnung von dem Kreditsystem, auf welchem der Handel Amerikas mit England beruhe, da sie wahrscheinlich nicht genug Vermögen besitzen. So befürchtet der amerikanische Bevollmächtigte, daß der direkte Wirtschaftsverkehr mit unserem schlesischen Land sobald nicht glücken werde, obwohl er sich gerade das so herzlich wünsche. Er ist jedoch überzeugt, daß sich mit „barem Gelde“ oder statt dessen mit einem Equivalent, einzelne Spekulationen nicht nur mit Leinen, sondern auch mit anderen Manufakturartikeln von den Vereinigten Staaten aus mit großem Vorteil machen lassen.

Nach dem Gespräch mit Herrn Schäffer wurde der Kavalierberg besucht, auf dessen Gipfel sich ein öffentliches Haus befände.

In dem Brief vom 30. Juli sind die Warmbrunner dran, und so gut kommen auch nicht alle weg.

Schon morgens vor sieben sind die Reisenden abgefahren, und fuhren die ganze Zeit durch ein mit Leinewebern bewohntes Dorf, bevor Bad Warmbrunn erreicht wurde. Dort waren viele Badelustige und Brunnenrinker anzutreffen. Die Badehäuser und Einrichtungen sind besser und bequemer als in Töplitz, und das große schöne Schloß gehört dem Grafen Schaffgotsch, der nicht nur Eigentümer des Ortes, sondern der ringsum gelegenen Gegend ist. Zu dieser Zeit gab es in Bad Warmbrunn eine ganze Reihe von Glasschneidern, Steinschneidern und Petschierstechern. Drei von ihnen wurden besucht — und kamen schlecht weg. Das in Warmbrunn verfertigte Glas war in jedem Falle viel schlechter, als das in Böhmen hergestellte — und dabei höher im Preis. Wir erinnern uns, daß die Anordnungen Friedrichs II., kein böhmisches Glas mehr zu verarbeiten und einzuführen und dafür solches zu nehmen, das in Preußen hergestellt wurde, zum Niedergang des Glasgewerbes in Schreiberhau und anderen Gebirgsorten geführt hatte.

So kann es natürlich auch keinen Vergleich mit dem englischen Glas aushalten, das auch noch vorzüglicher als das böhmische ist. Die Arbeiten der Glasschneider werden als einigermaßen gut bezeichnet, doch sind auch diese den englischen weit unterlegen — da die Engländer die einzige Nation sind, welche diese Kunst zur Vollkommenheit gebracht haben!

Dann ist es doch tröstlich zu wissen, daß heute im Albert-Hall-Museum in London 12 etwa 200 Jahre alte, kunstvoll geschliffene schlesische Gläser zu bewundern sind.

Um 1800 war ja auch der Bedarf nach Badegläsern und Andenkengläsern sehr groß, weshalb man auch nicht auf Glas-künstler internationalen Ranges stoßen konnte. Dagegen sind die Warmbrunner Petschierstecher sehr schlecht aufgefallen. John Quincy Adams besaß einen in London gestochenen Petschaft mit einem Wappenschild. Leider erkühten sie sich, das gute Stück nicht gebührend zu bewundern in der Hoffnung auf einen Auftrag. So bestellte der Reisende ein „kleines Petschaft mit unserem englischen Löwen“. Der Freund in London wird urteilen müssen, ob sich der beste Petschirstecher von Bad Warmbrunn das Recht herausnehmen kann, sich zum „Censor seiner Zunftgenossen in England aufzuwerfen?“ Die Mittel-mäßigkeit könne sich eben nie enthalten, Talente zu tadeln, von denen sie übertroffen wird.

Von Bad Warmbrunn aus geht es zum Kynast, wo man eine verlassene Ruine findet, die gerade zwei Jahrhunderte älter sei als die Entdeckung Amerikas, und daß man in der gleichen Zeit, wo hier nur eine wüste Ruine ihr Dasein fristet, in Amerika schreckliche Wildnisse zu blühenden Städten gemacht wurden! Dem bevollmächtigten Minister der Vereinigten Staaten schwillt die Brust (trotz Kenntnis der Umstände der Kynastruine), weil er in diesem Teile der Welt, Schlesien, so oft Ruinen eines alten Schlosses entdeckt und daran den überaus glücklichen Zustand seines Geburtslandes in der Neuen Welt wahrnimmt. Auch das Echo vom Kynast findet er wenig erbaulich, weil die abgefeuerten Flinten nur einen Knall und Getöse veranstaltet, ähnlich wie ein Gewitter. Der von dem Commandanten oben eingeschenkte Kaffee muß gut gewesen sein, dafür waren die Herzensergüsse im Gästebuch von der Art, als wenn die Musen der Barden solche „im Schlafe eingegeben hätten“. Sie hätten einschläfernde Wirkungen höchsten Grades.

Vielleicht war der Kynasterstürmer auch nur ganz einfach müde.

Das nächste Ziel lag vier Meilen entfernt, und der Hirschberger Postmeister als Reismarschall hatte es einrichten können, daß der amerikanische Gast in Schreiberhau ein

Vitriolwerk besuchen konnte. Es gehörte Herrn Preller, dem bescheinigt wird, daß er dieses mit viel Scharfsinn und Kunst angelegt hat.

Dadurch war es dem Gast auch nicht möglich, den komplizierten Prozeß der Farbherstellung aus den verschiedenen Er-zarten ganz zu durchschauen. Die Erze kamen aus Kupferberg, es gab Grün, Blau und Weiß und einen Ocker, der in Amerika Spanisch-Braun genannt wird, aber in Schreiberhau als Englischrot bekannt ist. Wollte man das richtig begreifen, sei das Lesen von Büchern und der Gebrauch von Okularien notwendig, auf alle Fälle aber wird der Schwefel mittels Feuer zuerst von dem Erz geschieden, was eine besondere Art von Erde zurückläßt. Durch Vermischung mit Wasser entstände Vitriollauge, dann wieder Feuer und Abkühlen, was eine grüne oder blaue Substanz hervorbrächte. Und eine dritte Anwendung des Feuers erzeuge das Vitriolöl.

Auf alle Fälle hat Herr Preller gern seine Erfindungen gezeigt, auch die Töpferwerkstätte, wo er die Farben aufbewahrte in jenen Farbkombinationen, wie sie die Tuchfärber brauchten. Außerdem ist das Vitriol auch noch notwendig zur Herstellung von Tinte.

Die Kochel lag in der Mitte zwischen Prellers Anlagen, auf ihr wurde das Brennholz geschwemmt, das das Vitriolwerk brauchte. Doch mehr konnte John Quincy Adams von Herrn Preller über die Herstellung der Farben nicht erfahren und mußte sich mit der Besichtigung des Kochelfalles begnügen. Den er dann prompt auch nicht so schön fand, weil er in Schweden ja weit höhere gesehen hat und im Juli eben auch im Riesengebirge zu wenig Wasser vorhanden war.

Der achte Brief, den der Amerikaner an seinen Freund schrieb, ist mit dem 3. Aug. 1800 datiert, als man sich nach der Besichtigung des Kochelfalles in ein Wirtshaus begab, da es ein saurer und beschwerlicher Tag gewesen sei.

Zu unserem schönen Schreiberhau schreibt er wörtlich: „Dies Dorf gleicht, in einer Hinsicht, einer amerikanischen Landstadt mehr als irgendein Ort, den ich je in Europa gesehen habe. Es enthält ungefähr 350 Häuser und 1600 Einwohner, allein sie befinden sich auf einer Fläche von mehr als 2 englischen Quadratmeilen verteilt, und

die Häuser sind alle, auf hundert Ruthen und weiter, voneinander abgesondert.“ Doch gleich spöttelt er wieder über die deutschen Reisenden, die diesen Ort besuchen, „sprechen alle von dieser Anlage, Schreiberhau, als von etwas Außerordentlichem.“ Obwohl es doch ihm als etwas sehr Gewöhnliches erschien, da er sie in seinem eigenen Land Amerika so oft zu sehen Gelegenheit hatte. Außerdem hatte die Reisegesellschaft mit dem Postchaise fahren müssen, da die Gebirgsstraßen für die anderen Reisewagen nicht geeignet seien. Ja und zuletzt mußte auch die Postchaise mit einem gewöhnlichen Bauernwagen vertauscht werden, ein ganz gemeiner offener Bauernkarren ohne Springfedern und gepolsterte Sitze, nur mit Stroh bedeckt auf dem Boden. Drei Stunden mußten die Armen auf diesen abscheulichen Straßen bis hin zu den Glashütten an der böhmischen Grenze fahren. Es sind zwei, die zwei englische Meilen auseinanderliegen. Die Glaswaren in der böhmischen Glashütte sind von besserer Qualität, und fünfzig Prozent wohlfeiler als die schlesischen Erzeugnisse, zumal in Böhmen Glasschleifer, Glasschneider und Vergolder zur Hütte gehören. Daß an diesen Zuständen eine falsche preußische Wirtschaftspolitik und das später aufgehobene Verbot, böhmische Arbeiter zu beschäftigen, großen Anteil hatten, ist schon behandelt worden.

Bei seinen Gebirgsexkursionen hatte der hohe Gast den damals berühmtesten Gebirgsführer, Siegesmund Seidler, einem einstmaligen armen Schuhmacher aus Schreiberhau. Der führte die Gäste zu Zackenfall und Schnee gruben, zum Elbfall, wo es kaum bequem gewesen sein kann. Denn ausgeruht in der schlesischen Baude, erreichten sie endlich „unter Keuchen und Stöhnen, hatten sich blutsauer werden lassen, das, was man gewöhnlich den Kamm des Riesengebirges nennt . . .“

Das Wort Baude leitete der Reisende indeß so ab, indem es englisch *boude* geschrieben werden mußte. Er hat die Koppe bestiegen und im Koppenbuch gelesen, dessen erster Band von 1696 bis 1736 bis zum letzten Bogen vollgeschrieben ist, und den man für so eine große Seltenheit hält, daß man ihn den Druck verweigert hat. Die vielen Einträge im Koppenbuch haben ihn wohl wenig inspiriert, denn Adams endet: . . . das war alles, womit wir uns in der dür-

ren Wüste von tausend Seiten erquicken konnten.

Am 7. August kamen die Reisenden von der Schneekoppe zurück, und nach England ging eine lange Beschreibung des Ereignisses. Aber am 9. August wird von einigen Ruhetagen in Hirschberger Behaglichkeit berichtet. Die Gnadenkirche und der Friedhof wird besucht, und hier fallen die Familiengrüfte und die Inschriften von Grabsteinen auf, auf denen auch schon die Namen der noch nicht Verstorbenen eingemeißelt sind, bis auf das noch ausstehende Sterbedatum. Am 10. August wird die Zuckerfabrik, Lehnhaus und Lähn besucht und an einem großen Essen in Bad Warmbrunn teilgenommen, zu dem Herr Hess, einer der angesehensten Hirschberger Leinenkaufleute, in ein geschmackvolles Gebäude, das vor zwei Jahrzehnten Graf Schaffgotsch für die Bequemlichkeit der Badegäste eingerichtet hatte, eingeladen hatte. Auch große Bälle finden dort statt, und gegenwärtig bereitet sich Bad Warmbrunn auf den Empfang des Königs und der Königin vor. Nebenher werden wiederum Leinwandbleichen des Herrn Hess besucht, und das Zubereiten des Materials mit Seife und Pottasche ist genau registriert worden, und auch, daß hier keiner Sären dazu nimmt. Auch Schmiedeberg und seine Leinenkaufleute werden besucht und alle Arbeitstechniken genauestens registriert. Auch Buchwald, der Besitz des Grafen Renden, ist ein Ziel und wird hochgelobt. Wie auch die Straße von Hirschberg nach Schmiedeberg, Chausseen, wie die schönsten in England, von Friedrich II. angelegt, der diese Provinz immer als seine Lieblingsbesitzungen behandelte.

Die Leinwandexportation des ganzen Landes beläuft sich jährlich auf eine Million Sterling, und davon wird der vierte Teil von Hirschberg versandt!

Am Ende sein noch vermerkt, daß John Quincy Adams schon in Berlin soviel von der schlesischen Gastfreundschaft gehört hatte, und er findet nach seinen Erfahrungen, daß den Schlesiern dieser Ruhm mit Recht gebührt!

Mit dieser Feststellung entlassen wir den amerikanischen Besucher unserer Stadt und Umgebung, damit dieser über Grüssau weiterreisen kann ins schlesische Land, doch ohne unseren Hirschberger Postmeister. Der wird zuhause gebraucht.

Die Not der Weber kündigt sich an

1797 hatte in Berlin der Thronwechsel stattgefunden. Durch die damit verbundene Amnestie erlangte auch ein bekannter Hirschberger die Freiheit: Carl Wilhelm Salice-Contessa, der spätere Poet. Er wurde schon mehrfach erwähnt, hatte sich die Festungshaft in Berlin und Spandau wegen seiner revolutionären Gedanken und Reden eingehandelt, entstanden im Schatten der französischen Revolution.

Das alte Jahrhundert hatte sich für Hirschberg mit Getöse aus dem Staube gemacht, nämlich mit einem Erdbeben. In der Schildauer Gasse klirrte das Geschirr in den Schränken, in der Stock- und in der Langgasse verrutschten die ausgelegten Waren auf den Tischen und in den Regalen, und gar in der Judengasse ging es sehr turbulent zu: Kaufmann Kiesling hatte im untersten Gewölbe seines Warenlagers die Verkaufsgüter in Kisten gestapelt. Krachend stürzten die Stapel ein, die Kisten fielen durcheinander.

Ruhiger und feierlicher ging es auf dem Helikon zu. Den just im Jahre 1800, als jener neugierige amerikanische Gesandte John Quincy Adams auch Hirschberg be-

reiste, hatte kurz zuvor der Hirschberger Kriegsrat Geyer vierzehn Jahre nach dem Tod Friedrichs des Großen diesem jenen Säulentempel auf dem Helikon erbaut, um ihm nachträglich eine große Ehre zu erweisen, was ja bekanntlicherweise die Kritik, wenn nicht gar den Spott des Amerikaners herausgefordert hatte.

Die Zuneigung zum preußischen Königshaus hielt unvermindert an und fand erneut einen Höhepunkt durch den Besuch von Königin Luise, der Gattin Friedrich Wilhelms III., der erst einen Tag später eintraf. Am 16. August 1800 hielt kurz nach sieben Uhr der königliche Reisewagen auf dem Marktplatz vor dem späteren Haus Wendenburg-Tilch. Die Vertreter der Stadt und Landrat Baron von Zedlitz auf Tiefhartmannsdorf begrüßten die Königin, die jedoch schon nach einer halben Stunde weiter in Richtung Bad Warmbrunn aufbrach. Jung und Alt war auf den Beinen und drängte sich um die königliche Kutsche. Doch die Chronisten erzählen eine Episode, nach der ein einfaches Bäuerlein ausdauernd neben dem Wagen der Königin herlief. Irgendwann wurde diese auf ihn aufmerk-



Alt-Hirschberg — v.-Hindenburg-Straße mit Hotel „Drei Berge“, Stadtparkasse und kath. Kirche.



Der Bahnhof in Hirschberg, so sah er um die Jahrhundertwende aus.

sam und ließ ihn schließlich nach seinem Begehren fragen. Die Antwort muß wohl alle verblüfft haben: „Nee, Ihro Gnaden, ich loofe ock asu garne mitte . . .“. Treuherzig und voller Zuneigung lief das Bäuerlein weiter neben dem Reisewagen her. Am Abend dieses Tages feierte Bad Warmbrunn die Königin mit einem festlichen Ball und mit einer großen Illumination der Schloßallee.

Ihr Gatte, König Friedrich Wilhelm III., kam einen Tag später nach Hirschberg. Sein Bruder, Prinz Heinrich, begleitete ihn. Ihr Reisewagen traf über den Berbisdorfer Kapellenberg in der Vorstadt ein und hielt in den Sechsstätten. Dort wurde vor dem Gasthof „Sonne“ umgespannt; es warteten frische Pferde auf die Reisenden. Die Vertreter der Stadt hatten sich ebenfalls hier eingefunden, um die hohen Gäste zu begrüßen. Bad Warmbrunn war das Ziel, es schloß sich eine Besichtigung des Kochelfalles und auch der Burgruine Kynast an, bevor die Reise nach Buchwald fortgesetzt wurde. Wieder wurde der Weg über Hirschberg genommen. Auch hier waren wieder viele Menschen auf den Beinen, dieses Mal in der Nähe des „Gasthof zu den Drei Linden“, wo wiederum umgespannt wurde.

Der König und die Königin befanden sich wohl damals im Jahre 1800 auf der Höhe ihres Glücks. Sie verlebten schöne Tage im Riesengebirge und schienen sehr unternehmungslustig. Denn eine Koppenbesteigung war mit auf dem Programm, und die Königin, ausgestattet mit einem derben Koppenstab, den ihr unterwegs jemand gereicht hatte, soll in jugendlicher Frische die Schneekoppe bestiegen haben.

Niemand ahnte zu dieser Zeit, daß es der letzte Besuch der Königin im Riesengebirge sein würde. Der König kam später noch einige Male allein nach Buchwald.

Ausgerechnet in der Sattlerschlucht verunglückte Stadtdirektor Schönau, dem die Hirschberger so viele Anlagen und Ausflugsziele zu verdanken hatten. Man schrieb das Jahr 1802. Napoleon Bonaparte versetzte außerhalb der Grenzen alles in Angst und Schrecken und gleichzeitig hatte die städtische Kämmerei mit den aufsässigen Dörfern Cunnersdorf, Grunau und Straupitz massiven Ärger, weil diese wieder einmal die zu leistenden Hofdienste strikt verweigerten. Natürlich hatte das Strafen zur Folge. Hauptmann von Gneisenau übernahm das Kommando, um mit seinen Soldaten die Abtrünnigen zur Raison zu

bringen. Fortan taten die Dörfer wieder ihre Pflicht, leisteten Hofdienste, jedoch die Anführer wurden nach Löwenberg verbracht, erhielten eine Aburteilung, indem sie zu mehrmaligem schmerzhaften „Gasenlaufen“ verdonnert wurden. Gehorsam war geboten, Obrigkeiten ließen nun einmal nirgends mit sich spaßen. Selbst die preußentreuen Hirschberger kamen nicht darum herum, die berühmte Zucht und Sitte zu lernen, notfalls eben schmerzhaft.

Außerdem sah es zu dieser Zeit für Preußen keineswegs rosig aus, denn 1806 war die Schlacht bei Jena und Auerstädt, deren Schatten natürlich bis nach Schlesien fielen, selbst dann, wenn Kaiser Napoleon der Weichsel zustürmte und die Eroberung des Landes seinen süddeutschen Bundesgenossen aus Bayern und Württemberg überließ. Diese Truppen standen unter dem Befehl von General Vandamme. Hirschberg hatte nun schon zum wievielten Male wieder erhebliche Kriegskontributionen in Form von Geld und Lebensmitteln aufzubringen, bestimmt für Napoleons Truppen vor den Festungen Glogau und Breslau. Erst gegen Ende des Jahres gab es die unvermeidlichen Einquartierungen, doch nur etwa siebzig Reiter von den bayerischen Verbündeten des Franzosenkaisers. Das war so schlimm nicht, nur daß sich ihr Kommandeur das in Hirschberg übliche Stundenblasen durch den Raststürmer verbat, erfreute die Bürgerschaft weniger. Der einquartierte Offizier fürchtete Verrat, Signale, die auf diese Weise vom Rathausturm gegeben werden könnten. Auf alle Fälle war die Niederlage der Preußen bei Jena und Auerstädt der Anfang schwerwiegender Ereignisse dieses beginnenden Jahrhunderts.

Am 16. Oktober des gleichen Jahres brach im Turm der Gnadenkirche ein Feuer aus, vernichtete ihn in anderthalb Stunden. Zum Glück konnte das Innere der Gnadenkirche dank ihrer baulichen Konstruktion unzerstört erhalten bleiben. Die große Wölbung der Kuppel hatte den zusammengestürzten Turm aufgefangen. Allerdings vier Nebentürmchen fielen dem Feuer zum Opfer. Es soll durch einen Klempner verursacht worden sein, der dort Reparaturen ausführte und unvorsichtig mit seiner Lötlampe umging.

Das nächste Jahr — 1807 — war nicht weniger schwerwiegend für Preußen mit dem als schmachvoll bezeichneten Frieden

von Tilsit. Doch ein glückliches Geschick fügte, daß Schlesien bei Preußen bleiben konnte, so auch die Stadt Hirschberg. Durch den Frieden von Tilsit hatte Preußen über die Hälfte seiner Länder verloren.

Im Jahr 1809 kam eine neue Städteordnung heraus, welche zur Folge hatte, daß am 22. Februar des Jahres in Hirschberg eine Wahl von Stadtverordneten und deren Stellvertreter durchgeführt werden mußte. Von dieser wurde dann am 25. Februar Kaufmann Contessa zum Vorsteher der Stadtverordneten gewählt.

Im gleichen Jahr beging die Stadt noch einmal ein großes Jubelfest. Am 12. Juli waren es genau 100 Jahre her, daß die Hirschberger ihre Religionsfreiheit wiedererlangt hatten und die Grundsteinlegung für die Gnadenkirche und die Schule stattfand. Grund genug, aus dankbarem Herzen zu feiern.

Doch hinter diesen freudigen Ereignissen machte sich die allgemeine Not breit. Die jährlichen Wasserschäden plünderten das Stadtsäckel erheblich durch immer neue Instandsetzungen der Brücken, Wasserwehre und Ufer. Viel schlimmer aber war die Bürgerschaft dran; die meisten konnten wegen der Teuerung und den darniederliegenden Geschäften ihre Häuser nicht mehr in Stand halten, diese verfielen zusehends, es gab keine Mieteinnahmen mehr, weil sich niemand mehr eine Wohnung mieten konnte. Deshalb mußte ein Hauseigentümer nach dem anderen seine Hausschlüssel dem Magistrat übergeben. Das Armenhaus war so überfüllt, daß die Stadtväter fast keinen Rat mehr wußten, auch das Stockhaus, sonst nur für Missetäter gedacht, mußte anders genutzt werden, indem dort nun die Alten und Hilflosen untergebracht wurden. Praktisch schaute die Not aus jedem Fenster der Stadt, die einmal durch den Schleierhandel und Bürgerfleiß schön und wohlhabend war. Napoleon hatte die Kontinentalsperre verhängt, so daß der ganze Auslands- und Überseehandel zum Erliegen gekommen war und in Hirschberg mehrere tausend Zentner Leinwand und Schleier lagerten, für die es keine Käufer mehr gab. Wohl waren alle auf der Stadtwage geprüft und gewogen worden, doch der Stolz der Stadt verschwand in den Gewölben unter den Markthäusern, ohne Aussicht, irgendwann verkauft zu werden.

Obwohl Kaiser Napoleon Moskau in Brand gesetzt hatte, bekamen die Belagerten unvermutet Hilfe durch den berüchtigten russischen Winter. Die große Kälte, Schnee und Eis, vernichteten die französische Armee, die sich unverzüglich mordend, raubend und plündernd auf den Rückzug begab. Diese Kunde erreichte auch Hirschberg, erfahren genug mit unfreiwilligen Einquartierungen und erzwungenen Kontributionen, stellte man eine 380 Mann starke Bürgergarde auf, angeführt von Kaufmann Werner.

Indeß ist England dank seiner schon in Betrieb genommenen Spinnmaschinen im Vorsprung. Das Schicksal der Handweber

ist damit besiegelt, Spindel und Spinnrad sind überflüssig geworden. Viele angesehene Leinenkaufleute der Stadt mußten aufgeben und Bankrott anmelden. Schlesien war nun völlig vom Weltmarkt verschwunden. Die Not der vom schlesischen Garn und der Leinwand abhängigen Menschen stieg ins Unermeßliche, der spätere Weberaufstand warf bereits seine Schatten voraus.

Gleichzeitig, ausgelöst durch napoleoni-sche Bedrohungen und verlorene Schlachten und Gebiete, entstand in Preußen ein neues vaterländisches Gefühl, das alle erfaßte, nicht zuletzt auch die Stadt der Schleierherren und des nordisch geprägten Barocks: Hirschberg.

Kaiser Napoleon kam nicht als Freund

Warum sollte er gerade als Freund nach Schlesien gekommen sein, wo er nirgendwo als Freund hinkam, sondern als Eroberer? Es kam wie es kommen mußte: die Niederlage Preußens gegen die Franzosen und Napoleons drückende Kontinentalsperre für den Handel verursachten allenthalben eine immer größer werdende wirtschaftliche Not der Menschen. Auch in Schlesien, im Riesengebirge und in Hirschberg.

Dieses ließ natürlich in sehr kurzer Zeit ein trotziges, vaterländisches Gefühl in der Bevölkerung wachsen, dem von Herrschsucht getriebenen Napoleon zu zeigen, wo seine Grenzen sind. Hatte er sich doch ungeniert Jahre vorher, am 2. 12. 1804 in Paris selbst zum erblichen Kaiser gekrönt. Napoleon allerdings war zunächst nicht aufzuhalten, er zog gegen Spanien und Portugal zu Felde. Das veranlaßte die Habsburger einzugreifen in Sorge um eigene Länder. Diese wurden prompt verloren: Galizien, das Salzburgerland und mehr. Für Preußen war das kein Grund, helfend einzuspringen. Ganz anders beim Krieg des Franzosen gegen Rußland. Denn dieses leistete Widerstand gegen die europäische Eroberungspolitik Napoleons einschließlich der von ihm verhängten Kontinentalsperre.

Das preußische Hilfskorps für Zar Alexander I. unter dem Kommando von York schloß in Tauroggen in Ostpreußen am 30. Dezember 1812 mit den Russen ei-

nen Neutralitätsvertrag. Deshalb wurden die Befreiungskriege von 1813 — 1815 auch Koalitionskriege genannt. Mit Rußland wurden die Franzosen auch für Schlesien gefährlich, denn hier passierte, was Kaiser Napoleon sich nie hatte vorstellen können: daß seine Armee geschlagen wurde! Die Situation ist bekannt, die Eroberer kamen vor Moskau zum Stehen, für Rußland hatte Väterchen Frost eingegriffen und mit seinem schlimmen russischen Winter den Krieg für sich entschieden. Die Armee des Angreifers war besiegt, sie löste sich dann fast ganz auf beim Überqueren der Beresina (26. — 28. 11. 1812).

Diese Nachricht von der Niederlage des Angreifers verbreitete sich mit Windeseile. Doch die Furcht überwog vor der Freude. Die Städte, die mit dem Durchzug der geschlagenen Armee rechnen mußten, rüsteten sich mit der Aufstellung von Bürgerwehren und Bürgergarden. Diese sollten dem erwarteten Raubzug der auf der Flucht befindlichen besiegten Soldaten Einhalt gebieten.

Kaiser Friedrich Wilhelm III. hatte sich schon fürsorglich mit seiner ganzen Familie nach Schlesien zurückgezogen. Sein Standort war Breslau, von wo aus er auch seine Regierungsgeschäfte tätigte. So schließt denn der preußische König am 27. Januar 1813 ein Bündnis mit Rußland gegen Kaiser Napoleon, das im Haupt-

quartier der Russen in Kalisch an der Prosa unterzeichnet wurde. Wenige Tage später war Breslau Ort einer deutschen Denkwürdigkeit: am 10. März des Jahres stiftete der König den Orden »das Eiserne Kreuz«. Dieser war zunächst nur für die Dauer des Befreiungskrieges gedacht, hat sich dann aber länger gehalten, wie wir wissen.

Nur sieben Tage später, am 17. März, verfaßte der König, ebenfalls in Breslau, den bekannten »Aufruf an mein Volk«, wie er im Wortlaut drei Tage später von der Schlesischen privilegierten Zeitung veröffentlicht wurde, an die vaterländischen Gefühle der sich durch die Franzosen bedroht Fühlenden appellieren konnte. Der Erfolg dieses Aufrufes blieb nicht aus, in Breslau eilten Professoren und Studenten gemeinsam zu den Fahnen, in Rogau bei Zopfen bereiteten sich die Lützower Jäger auf ihren Einsatz vor.

Schon am 3. Februar hatten sich freiwillig 20 Gymnasiasten aus Hirschberg zur Verteidigung gemeldet, doch dem Aufruf an mein Volk vom 17. März war auch noch gleich ein königlicher Befehl gefolgt, eine Landwehr aufzustellen.

Landrat von Vogten rief alle wehrfähigen Hirschberger Männer zusammen auf einen der großen Bleichplätze zwischen der Nepomukboberbrücke und dem Jungfernstieg. 2000 Mann konnten gemeldete werden. Die einen waren freiwillig gekommen, die anderen durch das Los zu ihrem Einsatz bestimmt. Und wie es sich so gehörte, wurden die neuen Hirschberger Landwehrmänner am Ostersonntag in beiden Kirchen eingesetzt nach der Devise und soldatischer Tradition: »Mit Gott für König und Vaterland«.

Der König indes war wohl ein armer König. Denn die so eilig zusammengestellten Landwehrmänner hatten selten eine Uniform, keine Fahne und auch keine Gewehre. Nur mit Piken ausgerüstet sollten sie den Feind abwehren oder vernichten. — 132 Jahre später erging es den Volkssturmmännern des Jahres 1945 ganz ähnlich. —

Die Furcht war groß, daß Schlesien wieder zum Kriegsschauplatz würde. Mit Hab und Gut flüchteten die Menschen von der Oder her in die Gebirge, sogar königliche Equipagen nahmen den Weg durch Hirschberg in Richtung der Schlösser Buchwald und Umgebung. Für die bedrohte Freiheit waren die Hirschberger Bürger bereit, gro-

ße finanzielle und andere Opfer zu bringen. Alle großen öffentlichen Räume waren zu Lazaretten eingerichtet worden, deren Kapazitäten bei weitem nicht ausreichten. Die Verwundeten der Schlachten bei Bautzen und Lützen waren schon zum größten Teil nach Hirschberg verlegt worden in sicherer Entfernung zum Kampfgebiet. Weil viel zu wenig Betten vorhanden waren, öffneten auch Privatleute ihre Häuser und Wohnungen für Verwundete, die dort gepflegt wurden. Jene Soldaten des Befreiungskrieges, die ihren schweren Verwundungen erlegen waren, fanden eine würdige Beisetzung auf dem Heilig-Geist-Friedhof an der Warmbrunner Straße. Die Bürgergarde erwies ihnen mit Gewehrsalven die letzte Ehre. Zu den dort Beigesetzten gehörte auch ein Bruder des Freiheitsdichters Max von Schenkendorf.

Der Krieg aber kam unaufhaltsam auf die Stadt zu.

War am 7. Mai die ärmlich ausgerüstete Bürgergarde »mit Gott für König und Vaterland« ausgerückt, den Feind aufzuhalten, so war dieser bereits an Pfingsten, kurze Zeit später, vor den Toren Hirschbergs. Zunächst kam ein französisches Korps, jenes von MacDonald; diesem folgten unter General Kaiserow russische Kosaken und Kalmücken. Sie lagerten vom Kavalierberg bis nach Schwarzbach, desgleichen am Samuel Opitz. Ihre Kanonen waren längs der Schmiedeberger Straße aufgefahren. Aus gutem Grund: denn das Städtchen Lähn war wieder einmal in Flammen aufgegangen nach einem blutigen Kampf Mitte August, zudem war es noch furchtbaren Plünderungen durch die Franzosen ausgesetzt. Mit allen zur Verfügung stehenden Kräften war versucht worden, die große Anzahl der Verwundeten zu bergen und eiligst nach Hirschberg zu bringen. Leider erlitten viele den Tod, bevor Rettung gebracht werden konnte. Darunter auch der russische Kommandeur, Oberst Winuchow. Für ihn wurde in der Gnadenkirche eine große Trauerfeier abgehalten, wobei im Altarraum ein Pope eine griechisch-katholische Feier zelebrierte.

Auch an der Straße nach Langenau waren in der Nähe der Grunauschen Schölzerei einige Scharmützel zwischen Franzosen und Kosaken. Darauf weist die bekannte Kosakenlinde hin. Unter ihr wurden beider

Gefallene in einem gemeinsamen Grab beerdigt.

Ende August des gleichen Jahres war bis nach Hirschberg heftiger Kanonendonner zu vernehmen, der von der Schlacht an der Katzbach herrührte. Dieses Mal war es nicht Väterchen Frost, der diese Schlacht — außer dem alten Blücher — entschieden hatte, sondern das jährliche Hochwasser, von dem die den Gebirgen naheliegenden Orte an Flüssen stets furchtbar heimgesucht werden. Hier nun war ein riesiger, plötzlich niedergehender Wolkenbruch am 26. August, der in Sekundenschnelle aus einem Flübchen einen reißenden Strom gemacht hatte.

Wer sich heute die schmale, von beiden Flußrändern her verwucherte Katzbach bei Neukirch unweit Goldberg betrachtet, hat es schwer, sich vorzustellen, daß da 1813 der legendäre Marschall Vorwärts, wie der alte Blücher genannt wurde, die Franzosen hineinjagte, von denen über 100 ertrunken sein sollen. Immerhin macht der Fluß den Eindruck, als ließe er sich durchwaten. Abgesehen von den Ertrunkenen, für Gott und den Kaiser durch Europa gejagt und gewiß nicht immer freiwillig — weshalb sie menschlich zu bedauern sind — so hatte doch hier ein schlesisches Hochwasser auch einmal einen Vorteil für die von fremden Soldaten bedrohte Bevölkerung.

Die Überschwemmungen müssen groß gewesen sein; denn die anrückenden Franzosen hatten große Umwege zu bewältigen wegen des Hochwassers, weshalb sie sich dann aber auch durch die gefürchteten Plünderungen von Dörfern und Städten an ihrem Rückzugsweg entschädigten. Ihr Ziel, weiter nach Westen zu gelangen, war unsere Hirschberger Boberbrücke. Doch auch über diese war die Stadt nicht erreichbar, das plötzliche Hochwasser hatte den sonst ganz friedlichen Bober zu einem reißenden Strom werden lassen, der weit über die Ufer alles mißriß, so wie wir ihn noch als Kinder kennengelernt haben. Da wollten die Franzosen die Erfahrungen mit der wilden Katzbach nicht noch einmal wiederholen und wagten es nicht, über die Brücke durch das reißende Wasser — wie einst der reitende Bote — zu reiten.

In den Sechsstätten, in Grunau und in Straupitz nahmen sie Quartier und eine Art von Rache: sie plünderten, bis es nichts mehr zu plündern gab. Es war wohl ein

Glück, daß sie die Hartauer Brücke über den Bober nicht entdeckten. Von den wenigen, denen es doch gelang in die Stadt zu kommen, ist nichts zu berichten, sie mußten sich wieder zurückziehen. Doch den durchgeweichten Franzosen folgten jetzt die schnellen Kosaken, die die Fliehenden zusammentrieben, so daß viele gefangen genommen wurden. Allerdings mußte die Stadt 800 Kosaken aufnehmen mit Unterbringung und Verpflegung. Das war nicht einfach, und hier waren die privaten Hausbesitzer wieder gefragt. Trotz aller vaterländischen Gesinnung war es nicht einfach, daß manche Familie acht bis zwölf Russen einschließlich derer Offiziere unterzubringen und zu beköstigen hatte.

Nach allen Nöten, von denen die Stadt wieder heimgesucht worden war, auch wenn sie als glimpflich bezeichnet werden müssen, folgte diesen ein wenig Frieden. 115 Jahre nachdem das Königreich Preußen gegründet worden war, feierte die Stadt Hirschberg am 18. Januar 1816 aus tiefer Dankbarkeit ihr Friedensfest. Einmal mehr war der Choral »Nun danket alle Gott« in den alten Mauern zu hören. Die Hirschberger Landwehr aber hatte sich bewährt und tapfer geschlagen, denn gleich zweimal zog sie mit den Siegern in die Stadt Paris mit ein.

Für manche Landwehrmänner aus unserer Stadt aber mag der Einzug in Paris das letzte große Erlebnis ihres Lebens gewesen sein. Die Strapazen der Teilnahme an den Befreiungskriegen waren zu groß gewesen, viele erreichten ihre Heimat nicht mehr, brachen sterbend vor Erschöpfung, Hunger und Krankheit auf dem Rückweg zusammen. Ihnen und den anderen sind die im gleichen Jahr in unseren Kirchen aufgehängten Gedächtnistafeln ehrend zugehört gewesen, auf denen alle Namen der Gefallenen aus Hirschberg während dieser Kriegshandlungen verzeichnet wurden.

Am Ende dieser Betrachtung über die Befreiungskriege und inwieweit dieses Geschehen Hirschberg und seine Umgebung berührte, darf ein junger deutscher Freiheitsdichter nicht vergessen werden: Theodor Körner. Am 23. 9. 1791 in Dresden in einem kunst sinnigen Elternhaus geboren (Vater: Dr. Christian Gottfried Körner, Oberappellationsrat zu Dresden, Jurist; Großvater: Pastor zu St. Thomas in Leipzig und Superintendent), kam schon früh

zur Literatur und den schönen Künsten. Denn im Elternhaus verkehrten Gelehrte, Künstler, Dichter wie Heinrich von Kleist, Navalis und Schlegel. Mozart spielte im Hause Körner das erste Mal seine Partitur der Oper »Don Juan«, während Schiller dort an seinem »Don Carlos« schrieb, und auch mit Goethe stand der Vater in regem Briefkontakt. Diese Auflistung ist notwendig, um den Werdegang eines jungen und sehr früh verstorbenen Dichters zu beleuchten, der studienhalber 1809, also mit 18 Jahren, das Riesengebirge besuchte und sich dort heftig in die Tochter des Wirtes der Altschlesischen Baude verliebte. In seinem dichterischen Werk ist ein Teil dieser Zeit im Hirschberger Tal und dem Aufenthalt im Gebirge gewidmet.

Dank seines Elternhauses führten ihn schon früh Studienreisen u. a. auch nach Berlin, Wien und Karlsbad. Er beginnt früh zu dichten, wird auch gedruckt: Erinnerungen, Schauspiele, Trauerspiele, Gedichte.

Aber die vaterländisch geprägte Zeit erfaßt auch ihn mit aller Mächtigkeit. Seine stets angegriffene Gesundheit kuriert er in Wien aus, hat dort literarisch respektablen Erfolg mit der Aufführung seines Trauerspiels am 30. 12. 1812 (Zriny), das schon versteckt den Aufstand gegen den Zwingherrn Napoleon I. enthielt. In diesem Schauspiel läßt er den Hauptdarsteller sagen: »Das Vaterland darf jedes Opfer fordern, zum Heldentod ist auch kein Weib zu schwach.« — Oder: »Es ist des Kaisers angestammtes Recht, er darf von Tausenden das Opfer fordern, wenn es dem Wohl von Millionen gilt.« Mahnungen als Dichter an das ganze deutsche Volk.

Er folgte dieser Überzeugung bis in seinen frühen Tod. Am 10. März 1813 schreibt er an seinen Vater von Wien aus: »... Liebster Vater! Ich schreibe dir diesmal in einer Angelegenheit, die, wie ich das feste Vertrauen zu Dir habe, Dich weder befremden noch erschrecken wird. Neulich schon gab ich Dir einen Wink über mein Vorhaben, das jetzt zur Reife gediehen ist. Deutschland steht auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande, laß mich ihr würdiger Jünger sein! ...«

Spätestens hier kann man beginnen zu

ahnen, wie sich unsere deutsche Zeitgeschichte langsam zu dem schrecklichen Ende 1945 hin entwickelte.

Am 15. März verließ Theodor Körner Wien, reiste nach Breslau und trat vier Tage später dem Lützow'schen Freikorps in Rogau bei, das in der Dorfkirche zu Rogau feierlich von Pfarrer Peters eingesegnet wird. — Zu dieser Feier hatte Körner einen Choral gedichtet:

*Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Mut zusammen,
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Denn was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht;
Dem Herrn allein die Ehre!*

Mit dem Lied »Ein feste Burg ist unser Gott« endete die Einsegnung der Kämpfer.

Kurze Zeit nach seinem Eintritt in das Freikorps wählten ihn seine Waffenbrüder zum Oberjäger, am 24. April schon wird der beliebte Körner Offizier. Der Wunsch nach kämpferischen Auseinandersetzungen mit den Franzosen ließ nicht lange auf sich warten. Das Lützow'sche Freikorps war nun in Sachsen, wo der Feind stand. Am 29. Mai machte Major von Lützow einen Ausfall mit seiner Reiterei, ebenfalls 50 Kosaken ritten mit, und Körner folgte als Adjutant des Majors auf dessen ausdrücklichen Wunsch. Die kühne Schar erregte Aufsehen, erbeutete Kurierpost und Kriegsvorräte, und Napoleon wollte alle, die an diesem Kabinettstückchen teilgenommen hatten, vernichten.

In der Nähe von Leipzig liegt das Dorf Kitzen. Hier standen die Lützow'schen plötzlich einer großen Übermacht gegenüber. Körner wurde abgeordert, die Sache aufzuklären. Mit dem Hieb eines französischen Soldaten wurde Körner schwer verwundet, konnte trotzdem noch auf seinem Pferd fliehen und einen rettenden Bluff versuchen: Er rief so laut er konnte: »Die vierte Eskadron soll kommen!« — die gar nicht vorhanden war, mit dem Erfolg, daß sich die feindlichen Soldaten zurückzogen. Einigermaßen wieder hergestellt, ging er über Berlin nach Schlesien zurück, danach in die Nähe von Schwerin. Dort, wiederum als Adjutant des Majors, traf ihn eine Kugel tödlich. Man schrieb den 26. August 1813. Er war 22 Jahre alt.

Er hinterließ eine erstaunliche Fülle seiner dichterischen Erlebniswelt. Unter sei-

nen erzählenden Gedichten findet sich »Eduard und Veronika, oder Die Reise ins Riesengebirge« (1809). Seine Herkunft führte ihn ins Schloß Buchwald, von wo aus er seine Exkursionen zum Elbbrunnen, zum Zackenfall, nach Neudorf und Peterswalde, zum Sonnenaufgang auf der Schneekoppe unternehmen konnte, als gern gesehener Gast.

Mit Gedichten des damals 18jährigen Theodor Körner sei auf sein Schaffen vor seiner ganz und gar vaterländischen Zeit hingewiesen:

Zackenfall

Brausend stürzt sich die Flut
In dunkle, schwindelnde Tiefe,
Und im silbernen Schaum
Bricht sich die Farbe des Lichts.
Ewig verjüngt sich der Fall,
Es drängt sich Woge auf Woge,
Und seit Jahrtausenden
Kämpft hier mit den Fluten der Fels.
Aber umsonst nur strebt er
Dem Elemente entgegen,
Und der ewige Kampf
Bleibt das Gesetz der Natur,
Stolz, wie die brausende Flug,
So das kühne Streben des Jünglings,
Das durch des Schicksals Macht
Mutig den Mutigen reißt,
Hell fließt, wie nach dem Sturz der Bach,
Nach Kämpfen der Jugend
Ihm auch des Lebens Strom
Rein und kristallklar dahin.

Buchwald

Ich grüße dich
mit meinem schönsten Liede,
Mit meines Herzens stiller Huldigung.
Dein reizend Bild
lebt tief mir im Gemüte,
In süßer, lieblicher Erinnerung.
Hier, wo Natur in ihrer schönsten Blüte,
Im gold'nen Farbenglanz,
im Frühlingsprunk,
Mit stiller Lust und glühendem Verlangen
Die große Weihe hoher Kunst empfangen.
Der süße Wunderschein auf allen Fluren,
Des Tages Glanz, licht, wie der junge Mai,
Die Felsen, die in kräftigen Konturen
Den Himmel stürmen, groß und frei;
Und überall der Liebe stille Spuren,
Das bleibt dem Herzen ewig jung und neu!
Denn wo die Kunst
sich zur Natur gestaltet,

Da wird des Lebens schönste Pracht
entfaltet.

Am Elbbrunnen

Sei freundlich mir begrüßt,
du stille Quelle,
Aus tiefer Felsenkluft so klar entsprungen;
Der Liebe süßes Lied sei dir gesungen,
Begeistert tönt' es
an der heil'gen Stelle.

Du bist so kühlend,
bist so rein, so helle;
Noch ist dir nicht
dein kühnster Sturz gelungen,
Doch hast du bald
der Felsen Macht bezwungen;
Dann rauscht in breiten Strömen
deine Welle.

Jetzt fülle hell mir die kristall'ne Schale.
Im Träumen kommt die Knabenwelt
gezogen,
Ihr bring' ich froh den ersten Labetrunk.

Denn ach, schon früh saß ich
in deinem Tale
Und lauschte oft
dem Murmeln deiner Wogen
Und still ergreift mich jetzt Erinnerung.

Neudorf und Peterswalde

Sei mir gesegnet, du liebliche Flur.
Mit lebendiger Fülle
Mit anmutiger Kraft prangst du
im Glühn der Natur.
Fern von der Heimat
fand ich hier liebe, bekannte Gestalten,
Hier nahm ein schöner Kreis
freundlicher Wesen mich auf.
Üppig blüht deine Pracht;
es durchweht mich der Geist dieser Edlen,
Und ihre heilige Spur
macht dich zum Eden der Welt.
Und so vergeß' ich dich nie;
denn das Bild der trefflichen Freunde
Lebt mit der ewigen Kraft
tief in der fühlenden Welt.

Auf der Riesenkoppe

Hoch auf dem Gipfel
Deiner Gebirge
Steh' ich und staun' ich,
Glühend begeistert,
Heilige Koppe,
Himmelanstürmerin.
Weit in der Ferne
Schweifen die trunk'nen,

Freudigen Blicke;
Überall Leben,
Üppiges Streben,
Überall Sonnenschein.

Blühende Fluren,
Schimmernde Städte,
Dreier Könige
Glückliche Länder,
Schau' ich begeistert,
Schau' ich mit hoher,
Inniger Lust.

Auch meines Vaterlands
Grenze erblick ich,
Wo mich das Leben
Freundlich begrüßte,
Wo mich der Liebe
Heilige Sehnsucht
Glühend ergriff.

Sei mir gesegnet
Hier in der Ferne,
Liebliche Heimat!
Sei mir gesegnet,
Land meiner Träume.
Kreis meiner Lieben,
Sei mir begrüßt!

Sonnenaufgang auf der Riesenkoppe

Die Erde ruht in tiefer ernster Stille,
Und alles schweigt,
es dringt kein Laut zum Ohre;
Doch schnell auf finst'rer Spur
entspringt die Hord,
Daß sie das Wort der ew'gen Zeit erülle.

Da bricht der Morgen
durch des Dunkels Hülle.
Es tritt der Tag im lichten Strahlenflore
Mit üpp'ger Kraft
aus seinem gold'nen Tore;
Der Himmel glüht in frischer Jugendfülle.

Und freudig auf des Lichtes zarten Spuren
beginnt das neue Leben sich zu regen
Und keimt und blüht
in tausendfacher Lust.

Unübersehbar schimmern
Städt' und Fluren,
Aus weiter Ferne meinem Blick entgegen.
Und heil'ge Sehnsucht
blüht in meiner Brust.

*Theodor Körner, Werke, Knauer Nachf.
Leipzig, ca. 1890*

Juden sind deutsche Staatsbürger

Ein wichtiges Erlebnis ist noch nachzutragen: während Napoleons europäischen Eroberungszügen sind im preußischen Staat, also auch in Schlesien und in Hirschberg denkwürdige Veränderungen vorgegangen, die den Status der jüdischen Bevölkerung feststellte und an hob. Am 11. März 1812 wurden durch einen königlichen Befehl alle im preußischen Staat lebenden Juden für Staatsbürger erklärt. Gepaart allerdings mit Bedingungen, wie bestimmte Familiennamen anzunehmen, sie müssen ihre Handelsbücher, Verträge und Erklärungen in deutscher Sprache abfassen und ihre Unterschriften in deutscher oder lateinischer Sprache zeichnen. Von diesem Tag an trugen sie gleiche Lasten mit allen Staatsbürgern. Sie sollten sich aber auch dem Kriegsdienst unterziehen und nach gleichen Gesetzen behandelt werden wie alle übrigen Untertanen.

Damit wurde eigentlich eine Entwicklung fortgesetzt, die unter Friedrich dem Großen einsetzte. Eine Episode aus der Familie des Görlitzer Philosophen Paul Mühsam, geb.

1876, verst. 1960 in Jerusalem, (Der ewige Jude u. a.) wirft ein Licht darauf: In der Schlacht zu Leuthen diente Seeligmann Pincus Pappenheim als Soldat. Unter Einsatz seines Lebens befreite er einen höheren preußischen Offizier aus den Händen der Österreicher, indem er ihn auf seinem Rücken durch das Feuer trug. — Trotz dieser Heldentat und königlichen Anordnungen gelang es Seligmann Pincus Pappenheim nur »mühsam«, unter den anderen preußischen Untertanen Fuß zu fassen, weil Städte wie Pitschen sich etwas darauf einbildeten, »judenfrei« zu sein, was vielleicht mit dem katholischen Oberschlesien zusammenhängt und für Hirschberg nicht zutraf. Nachzutragen ist, daß jener Held der Schlacht bei Leuthen von Friedrich dem Großen die Erlaubnis bekam, sich fortan MÜSAM zu nennen. (Die Tochter des Paul Mühsam lebt heute in Konstanz/Bodensee).

In Hirschberg der Zeit der Befreiungskriege waren die jüdischen Bürger angesehenen und trugen ihren Teil dazu bei, die

Kriegswunden der Stadt zu lindern, wie man noch sehen wird.

Da hatten beispielsweise die Kosaken, die an der Schmiedeberger Chaussee und Schwarzbach lagerten, zwischen Hirschberg und Schönau einen Juden aufgegriffen, den sie für einen Spion hielten und entsprechend mit ihm verfahren wollten. Dabei war er ein völlig harmloser Mensch, und es gelang den Hirschberger Juden mit ihrem Einfluß und sicherlich auf Geld, diesen Unglücklichen frei zu bekommen.

Auch in der Freude des Friedensfestes lohnt sich noch einmal ein Rückblick auf die Zeit davor, als die Hirschberger Bürger ohne Ansehen der Person nebeneinander in Schützen-Corps und Bürgergarde standen, um das Schlimmste abzuwenden wie einst beim Hussitenanstorm oder im 30jährigen Krieg. Der König hatte gesagt: »Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.«

Nach vielen markigen Worten hieß es: »... denn auch Wir kämpfen den großen Kampf um des Vaterlandes Unabhängigkeit. — Vertrauen auf Gott, Mut und Ausdauer sei unsere Losung!« — Jene Hirschberger Bürgergarde bestand aus vier blauen uniformierten (notdürftig uniformierten) Compagnien und einem grün uniformierten Schützenkorps von 380 Mann.

Es ist lohnend, die Listen einzusehen mit Namen und den ausgeübten Gewerben, wirft es doch ein Licht auf das Hirschberg jener Zeit vor dem großen Friedensfest. An der Spitze des Generalstabes des aus der Bürgergarde hervorgegangenen Landsturmes stand Kaufmann und Commercienrath Contessa, Obrist und Kaufmann Werner, Major und Kaufmann Kiesel, Kattunfabrikant Hutter sen. usw. — doch sieht man hier, daß anstelle der Leinwand nun der auf der ganzen Welt gehandelte Baumwollkattun auch seinen Einzug in die Stadt und Dörfer des Weichbildes Einzug gehalten hat. — Zu dem grünuniformierten Schützen-Corps, das nur aus Offizieren, Unteroffizieren und Hornisten bestand, sind Ledernegziant Leydecker, Major, Seifensieder Exner, Adjutant, Schneider Koch, Premier-Ltr., Schumacher Brendler Seconde-Lt., Feldwebel ist der Bürstenmacher Lischke. Fahnenträger ist der Strumpfstriker Herbst. Bei den Unteroffizieren sind



drei Schneider: Kuiper, Kurz und Wachsmuth, Schuhmacher Heyn und Gastwirt König, während der Tapezierer Jüttner und der Victualienhändler Schwarzer die Hornisten sind.

Diese Namen sind zu finden in »Lischkes Ehrenkmal gefallener Vaterlandsvertheidiger«.

Interessanterweise findet sich unter den 47 Namen der Mannschaften an 37. Stelle auch der Schweizerbäcker Gudenz, ein Name aus dem teilweise romanischen Teil der Schweiz, aus Graubünden. Ein weiterer Schweizerbäcker ist in der Bürgergarde-Compagnie zu finden mit dem Namen Cuontz, wahrscheinlich gleicher Herkunft wie der erste. Da ist der Buchbinder Kleintert neben dem Stadtkoch Lempart, der Stadtförster Weissig neben dem Getreidehändler Hoffmann, Uhrmacher Weiss und Handschuhmachern Häslar und Dressler.

In der 2. Compagnie ist ein Wassermangler Feldwebel, und Goldarbeiter Baumert, Kürschner, und vor allem Posamentierer, einem wichtigen Hirschberger Gewerbe-

Schokoladen-Fabrik A. Scholtz Bonbons-Fabrik
Hirschberg I. Schl. und Warmbrunn
 Lichte Bergstrasse 1 Telefon Nr. 250. zur Saison: Promenade, Bazar 5, 6.
 und Bahnhofstrasse 64.



Spezial-Geschäft für Thee, Kakao, Schokoladen, Bonbons und Zuckerwaren.

Spezialitäten der Firma:

Echt Warmbrunner Pfefferminnküchel, Echt Warmbrunner Bäckwerk, garantiert reinen Gebirgs-Bimberzaß, feine Korb- und Spalis-Nebokoladen. Haupt-Niederlage der Nebokoladen Sarotti, Buchard, Gula Peter, Lindt etc. etc. Verkaufsstelle von A. Scholtz gebrannten Kaffee's. Reichhaltigste Auswahl in Bonbonskisten, Altrappen und Knallbonbons.

den Echtle echten Ständerler Pralinen in Kartons à 50 Pfd. und ausgewogen. Vorzueh von echtem Ständerler Bitter (W. Kneiser & Co.) die Original-Flasche N. 120. bei Aufträgen von 25 Flaschen Preisermäßigung.

Steter Eingang von Neuheiten.

Pür 5 Mark bei vorheriger Einzahlung, ev. M. 5,50 per Nachnahme versende ich franco inkl. Verpackung durch ganz Deutschland: 1/2 Pfd. echt Warmbrunner Bäckwerk 1/2 Pfd. echtes Ständerler Bitter. Als Reisegeheim etc. ganz besonders zu empfehlen.

Gepründet und im Besitz der Familie seit 1775.

Gepründet und im Besitz der Familie seit 1775.

musik-Corps: Kaufmann c. F. Adolph, Anführer. 1. Stadtmusikus Hoyer, Director. 2. Musikus Exner, 3. Friedrich, 4. Grunert, 5. Heinze jun., 6. Hoyer, jun., 7. Hübel, 8. Kühn, 9. Liebig, 10. Lindemann, 11. Müller, 12. Pranz, 13. Römer, 14. Schinke, 15. Schweyer, 16. Weinrich. — Leider hatten die Janitscharen keine Möglichkeit Musik zu machen bei diesem Krieg; sie mußten Wachen stellen, die von den Kosaken gemachten Gefangenen, meist Deutsche aus der Rheinbundarmee, bewachen und beförder. Im übrigen waren in dieser langen Liste von Hirschberger Namen nur ein Tuchmacher Benowitz, dessen Herkunft auf Böhmen weist, und ein Getreidehändler Gensky, dessen Name auf den slawischen Osten verweist. Wahrscheinlich gehörte er zu den jüdischen Händlern, die sehr angesehen waren. — In Herbst's Chronik heißt es von jener Zeit, »Gott war mit uns, ihm sei die Ehre«, eine Umschrift auf der Kriegsgedenkmünze, mit der verdiente Soldaten ausgezeichnet wurden. . . . Es war eine unbeschriebliche Stimmung, als des Königs Ruf alle Herzen ergriff. Freudig wurden die Opfer gebracht, arm und reich gab, was er konnte: Geld, Kleidungsstücke, Kostbarkeiten und Kleinodien, Trauringe, Sparpfennige. Auch den Frauen gedenkt die dankbare Nachwelt. Sie gaben sich mit all der Resignation, die nur einem frommen Patriotismus möglich ist, in zahlreichen Vereinen der Besorgung und Pflege der Verwundeten und Kranken hin. Ihre Verdienste waren geräuschlos, aber darum nicht minder groß.«

Es ehrt die allgemeine vaterländische Gesinnung, daß auch der stille Anteil der Hirschberger Frauen Beachtung findet. Die Einwohnerzahl betrug 5407 Personen, schon ein Jahr später waren es 435 Personen mehr. Ob durch Geburt oder Zuzug, wird nicht angegeben (1814). Napoleon hatte am 11. April auf die Krone Verzicht geleistet und erhielt die Insel Elba als Aufenthaltsort und Eigentum.

Nur 11 Tage später starb eine der edelsten Frauenm und Wohltäterinnen Hirschbergs: Frau Kaufmanns-Witwe Renate Helene Frantz geb. Ketzler. Aber am 1. November dieses Jahres begann der Wiener Kongreß, wo die Besitzverhältnisse in Europa neu geordnet werden sollten, ein Anlaß, von dem sich Hirschberg Frieden und gute Zeiten erhoffte.

zweig. Unter den üblichen Handwerken oder Gewerben befinden sich nun auch Horndrechsler, Lohnbediente Ackerbesitzer, Victualienhändler, Getreidehändler (Hertrampf), aber auch die Caffeeiers Jentsch und Kriegel sowie der Conditor Scholz, wobei natürlich gleich an unseren »Zuckerscholz« gedacht wird mit all den bunten Kokosflocken, die wir als Kinder gerade noch erstein konnten. Diese süßen Versuchungen im Hirschberger Gesellschaftsleben passen so recht in die beginnende Biedermeierzeit, die von heute aus eine sehr liebenswerte Zeit mit freundlichen Sitten und schönen Möbeln gewesen sein muß. Allerdings entstand der Begriff Biedermeier, satirisch gedacht, aus den Philistertypen Biedermann und Bummelmaier, gutmütigen Spießbürgern. Ob also die Hirschberger mit ihrer Vorliebe zu Zuckerscholzens Vorgängern Spießbürger waren, läßt sich schon mit ihrem Einsatz zu den Verteidigern der Freiheit widerlegen.

Abschließend möge daher der Kuriosität wegen aus Hensels Chronik folgendes zitiert werden: »Ein aus nachgenannten Individuen zusammengesetztes Janitscharen-

Am 18. Januar 1815, Wiederkehr des 115. Krönungstages Friedrichs I., wurde in Hirschberg festlich die Weltfriedensfeier veranstaltet. Daniel Hensel, hochgeachteter Pädagoge, Musikkünstler und späterer Chronist, hatte zu diesem Anlaß am 18. Januar 1816 ein Singstück »Der Friede« gedichtet und in Musik gesetzt. Die Aufführung war im Saal von Neuwarschau (dem späteren Kronprinzen). Mit Brustbildern vom König und vom alten Blücher war der Saal entsprechend geschmückt, die Vorfeiern begannen schon am 17. Januar mit Glockengeläut. Die Haupttore von Kirchhof und Kirche waren reich mit Moosen, Immergrün, Tannenzweigen, Blättergirlanden und Fahnen geschmückt, die Kirche von unzähligen Lichtern und Kerzen erhellt. Diaconus Nagel hielt eine Predigt über Josua 7,13.

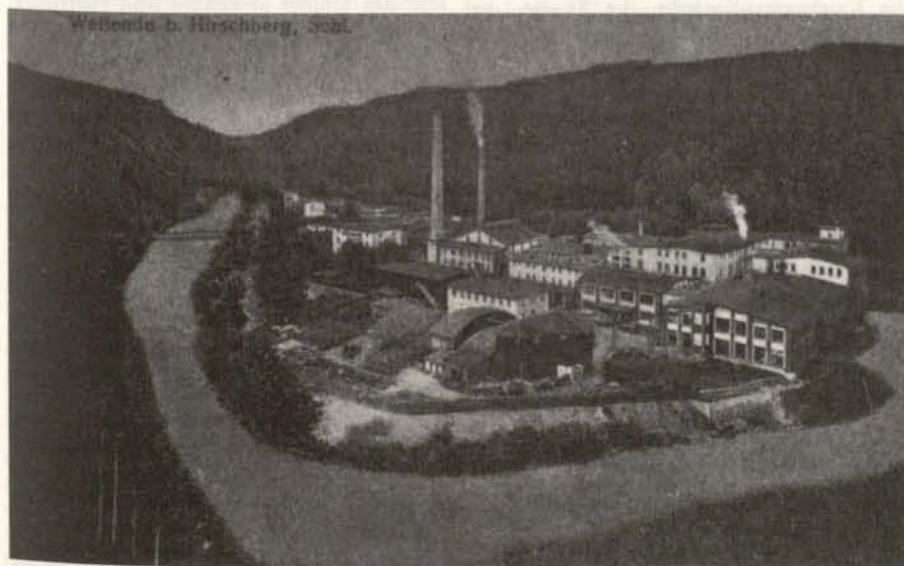
Zu derselben Zeit hatte sich die Hirschberger Judenschaft in ihre Synagoge begeben und feierte dort einen Abendgottesdienst für den beginnenden Friedensfesttag. Kaufmann Aaron Braun hatte schon am Morgen dieses Tages Lebensmittel unter viele christliche Arme verteilt, wie das zum jüdischen Brauchtum gehört, Arme zu speisen.

Nach den Gottesdiensten erstrahlte auch die ganze Stadt im Lichterglanz. Die Bevölkerung versammelte sich auf dem Markt

und brachte dem König und seinem tapferen Heer Hochrufe aus, die Lieder »O, daß ich tausend Zungen hätte« und »Nun danket alle Gott« waren Höhepunkte der Festversammlung. Wohlgerichtet, am Vortage. Lieder aus »Neues wohleingerichtetes und vollständiges Hirschbergisches Gesangbuch, in welchem die alten und neuen geistreichsten Lieder, 1454 an der Zahl, aus den besten Gesangbüchern gesammelt und zur allgemeinen Erbauung herausgegeben sind.« — Mit Censur, Zehnte Ausgabe. Hirschberg, bei Immanuel Krahn, 1787. Buchdrucker Krahn war bei den Mannschaften der 3. Kompanie an 26. Stelle aufgeführt (blaue Bürgergarde).

Nicht ohne Grund waren die Hirschberger stolz darauf, ein eigenes Kirchengesangbuch zu haben, desgleichen auch eine eigene Bibel, was sonst nur größere Städte vorzuweisen haben. Dabei wird sichtbar, ob Handel, Gewerbe, Religion oder Kunst, Stadt und Bürger waren immer ein Ganzes, und die Buchhandlung Krahn ist gleichzeitig auch ein Stück Stadtgeschichte.

Doch zurück zum Hirschberger Friedensfest. Frostklar kam der Januarmorgen herauf, um 5.00 Uhr in der Frühe Friedensgeläut und Blasen eines Morgenliedes vom Rathausturm. Um 8.00 Uhr versammelten sich die Schulen, auch die Landschulen, mit ihren Lehrern, dazu die Geistlichen, die Be-



Weltende bei Hirschberg.

hörden, die Bürgerschaft. Sie alle setzten sich als Festzug in Bewegung: ein evangelischer Marschall, das Musikcorps für die katholische Kirche, zwei katholische und zwei evangelische Marschälle trugen die Stadtfahnen. Dann kam die katholische Schule mit Lehrern, danach die evangelischen Landschulen mit Lehrern. Dazu gehörten Eichberg, Schildau, Stohnsdorf (das damals noch mit »h« geschrieben wurde), Gotschdorf, Schwarzbach, Hartau, Straupitz, Cunnersdorf und Grunau. Dazu die Kinder aus dem v. Buchs'schen Waisenhaus mit dem Waisenvater, die städt. Elementarschulen mit ihren Lehrern, das Gymnasium mit seinen Lehrern, ein evangelischer Marschall, die Stadtförster. Es folgten die festlich gekleideten Jungfrauen der Stadt, dann die freiwilligen Jäger, das Musikcorps der evangelischen Kirche, ein Sängerkorps, die katholische und evangelische Geistlichkeit, königliche Oberbeamte, der Magistrat, die Stadtverordneten und ihre Stellvertreter, das evangelische Kirchenkollegium, die Schöppen, Bezirksvorsteher und Stellvertreter, königl. städt. Subalternbeamte, die grüne Schützencompagnie mit Fahne und Hornisten, ein katholischer und ein evangelischer Marschall mit den beiden Fahnen der Schützengilde, Stadthauptmann Kaufmann Werner mit zwei Offizieren, dann erst folgten die Honoratioren, die Kaufmanns-Societät, die Zünfte, die Judengemeinde, die Bürgercompagnien mit Musik und Fahnen, wieder ein katholischer und ein evangelischer Marschall, die Handlungsdienner, die Gesellen der Ordnung der Zünfte, zwei evangelische Marschälle, die versammelten Landgemeinden von Grunau, Cunnersdorf, Straupitz, Hartau, Schwarzbach, Gotschdorf, Schildau und Eichberg.

Als der lange Festzug an der Ecke der Kirchgasse angekommen war, begaben sich die Katholiken in die katholische Stadtpfarrkirche, und später an der Ecke der Salzgasse, begaben sich die Juden in ihre Synagoge.

In der katholischen Kirche predigte Kaplan Fischer über Psalm 26,8, und Pfarrer Putze hielt das Hochamt. An Spenden für die verwundeten Krieger und für die Witwen und Waisen der Gefallenen kamen zusammen: 17 Taler, 27 Sgr. und 9 Pf.

In der evangelischen Kirche hielt Archi-

diaconus Friebe die Altarrede über Psalm 118,24, und Superintendent Letsch predigte über Lukas 1,68.74.75. — Die Spenden betrugen hier 266 Taler, 21 Sgr. und ebenfalls 9 Pf.

Auch in der Synagoge der Hirschberger jüdischen Gemeinde war am Vormittag ein feierlicher Gottesdienst.

Später versammelten sich zahlreiche Gäste im großen Saal von Neuwarschau zum gemeinsamen Mittagmahl. Trotz allgemeiner Fröhlichkeit wurde auch hierbei der Armen gedacht und 61 Taler gesammelt. Zur Unterhaltung trugen die Gymnasiasten bei mit den Rezitationen von Friedensgedichten in deutscher, lateinischer und griechischer Sprache unter der Leitung von Rektor Körber. Aber gleichzeitig wurden auf Kosten der Stadt 58 Kriegsinvaliden mit Essen bewirtet, ebenfalls auch die Armen aus den Stiften Zum heiligen Geist und aus dem Hospital, sowie auch aus dem Armenhause. Keiner wurde vergessen.

Abends gab es festliche Bälle an verschiedenen Orten, alle öffentlichen Gebäude waren illuminiert, selbst die Landgemeinden feierten diesen Tag mit Festumzügen und Freudenfeuern. Gleichzeitig wurde ein Militär-Unterstützungsverein gegründet.

Es war das Fest der Feste in der siebenhundertjährigen Stadtgeschichte Hirschbergs, geboren aus tiefer Dankbarkeit, daß sich das Unheil abwandte und Hoffnung auf die Zukunft Platz machte.

In der Religionsgeschichte gibt es den Begriff der »Schlesischen Toleranz«. Der Dichter Max Tau, aus einem jüdischen Elternhaus stammend, beschreibt diesen Begriff in der Ausübung in seinen oberschlesischen Kindheitserinnerungen, wo er mit den Freunden katholische oder evangelische Kirchenfeste voller Staunen miterlebte, diese aber auch sein religiöses jüdisches Leben. Sie staunten aber sie achteten sich, blieben Freunde in ihrer Verschiedenheit.

In diesem Hirschberger Fest, so läßt sich ahnen, war viel von jener schlesischen Toleranz vorhanden zum Wohle aller.

Ein halbes Jahr später waren dann die Totenfeiern für die Gefallenen, wurden die Gedächtnistafeln angebracht. 53 waren gefallen aus Hirschberg und den Cämmereidörfern Gotschdorf, Stonsdorf und Eichberg. Darunter 1 Oberstleutnant, 3 Majore, 1 Rittmeister, 1 Premierleutnant, 1 Oberchirurg, 1 Secondeleutnant, 2 Feldwebel, 6

Unteroffiziere, 1 Gefreiter und 36 Gemeine.

In den folgenden segensreichen Friedensjahren machte der preußische Staat von innen manche Änderung, die auch Hirschberg Vorteil brachten.

Die Sorgen, für den einzelnen nicht weniger groß, sind die normalen: immer wieder Brände durch Blitzschlag. Die Betroffenen lassen sich schon nicht mehr aufzählen.

Am 31. Oktober dieses Friedensjahres

feierte Hirschberg noch ein großes Fest: 300 Jahre Reformation. Es wurde eine große Sammlung veranstaltet zum Erwerb einer Bronzestatuette Luthers, die in der Gnadenkirche ihren Platz finden sollte.

Kein Geringerer als Schadow in Berlin fertigte diesen Auftrag aus. Kaufmann und Kirchenvorsteher Hess räumte zur Aufstellung der Statue sogar seinen Logenplatz gegenüber der Halle, in der sich der Taufstein befindet. Die Luther-Statuette bekam also den ihr angemessenen Platz.

Erste Hirschberger Synagoge

Trotz aller vaterländischer Aufbruchsstimmung dieser Zeit lebten die verschiedenen Religionsgemeinschaften in Eintracht und zum Wohle der Stadt trugen alle gemeinsam bei.

Es wird berichtet, daß die ersten jüdischen Glaubensgenossen sich 1797 in Hirschberg niederließen, und zwar der Handelsmann Isaak Meyer Sachs mit seiner Frau Johanne und seinem Sohn Enoch Meyer Sachs. Die Familie wohnte in den Siebenhäusern am Markt Nr. 65. Das Betlokal hatten sie und ihre Freunde aus dem Hirschberger Kreisgebiet in einem Privathaus in der Hintergasse. Die Einwohner- und Staatsbürgerrechte hatten sie bereits durch das Edict vom 11. März 1812 erhalten. Im Jahre 1810 zählte die Stadt 37, 1811 nur 29 Einwohner jüdischen Glaubens, aber 1812 schon 55 Personen, und später, im Jahr 1871, war die Zahl auf 336 angestiegen.

Doch zurück zum Jahr 1831: Da befand sich ihre Synagoge im Haus von Frau Kaufmann Lipfert, das den Brauer Gruner'schen Erben gehörte. Vorbeter und Kultusbeamter zu dieser Zeit war Herr Meier Berkowitz. 1848 gab es eine eigene jüdische Schule, an der als Religionslehrer Abraham Levi aus Landeshut unterrichtete und gleichzeitig beim Gottesdienst religiöse Vorträge hielt. Im Jahre 1845 hatte dann die jüdische Gemeinde ein Haus in der Hintergasse gekauft, das vermutlich abgerissen oder umgebaut wurde. Der damalige Maurermeister und spätere Fabrikbesitzer Moritz Altmann erbaute dort die Synagoge. Am 6. August 1845 war die Grundsteinle-

gung, bei der auch zwei Urkunden mit in diesen eingemauert wurden. Der Text ist unbekannt. Die Einweihung dieses Tempels war am 14. September 1846 mit einem feierlichen Gottesdienst, die Festpredigt hielt Herr Dr. Geiger aus Breslau, während das Weihegebet Religionslehrer Levi sprach. In der Hirschberger Gemeinde fungierten als Rabbiner Dr. Rosenthal, Dr. Landsberger und Dr. Joel hintereinander. Der Kirchengesang wurde zunächst von Kantor Wolffsohn, dann von Dr. Rosenthal, darauf von Goldschmidt und dann von Ruzanowski als Kantor geleitet. Kultusbeamten- und Vorbeteraufgaben oblagen einem Herrn Segall. Im Jahre 1874 sind folgende Kaufleute als Synagogen-Vorstandsmitglieder aufgeführt: H. Rosenthal, B. Löwy, Leopold Weißstein und Emil Cassel, die das Amt der Vorgänger M. Schlesinger, G. Michaelis, J. Berger, M. I. Sachs, Rosenthal, M. Hayn, B. Löwy, M. Urban u. F. Landsberger übernahmen. Nach ihrem Wegzug von Hirschberg wurden M. C. Cohn und P. Pollack zu Ehrenmitgliedern der Synagoge gewählt. Zu dieser Zeit, als es noch keinen jüdischen Friedhof in Hirschberg gab, mußten die Verstorbenen bis nach Glogau gebracht werden, um dort die letzte Ruhe zu finden. Inzwischen aber gibt es auch hier einen jüdischen Friedhof und als kleines Betlokal wird noch immer das Haus Nr. 3 am Hirschgraben benutzt.

1817 aber bekommt Hirschberg seine Turn-Anstalt! Ihr Entstehen war zunächst nur für die Schüler des Gymnasiums bestimmt, als erster Turnlehrer fungierte der Gymnasial-Oberlehrer Ender. Im Schützenaal auf der Schützenstraße war der al-



Alt-Hirschberg, Markt mit Rathaus

lererster Turnunterricht, der dann im Sommer auf dem Turnplatz des Kavalierberges stattfand. Eigentümerin dieses Platzes war die Hirschberger städt. Baubehörde, die den Platz keineswegs kostenlos zur Verfügung stellte. Im Gegenteil, Oberlehrer Ender mußte sehen, wie er die 24 Taler Miete für ein Jahr zusammenbekam.

Hirschbergs Bürgersinn machte es mit einem entsprechenden Spendenaufkommen möglich. Allen voran Graf Schaffgotsch von Bad Warmbrunn, Frau von Stechow auf Schönwaldau, private Personen aus der Kaufmannschaft und nicht zuletzt auch District-Kommissar Thomann auf Berbisdorf, der Ender jegliches benötigte Holz lieferte. Damit wurde die Planierung des Turnplatzes am Kavalierberg möglich, ebenso der Bau eines Geräteschuppens. Weitere Spenden dienten dem Bau und der Aufstellung von Turngeräten. Der Zulauf zu Enders Turnunterricht wurde von Monat zu Monat größer, als wäre mit dessen Einrichtung ein großer Wunsch der Bevölkerung in Erfüllung gegangen. Diese Entwicklung hielt 1819 an. Der Turnsaal an der Schützenstraße wurde bald zu klein — da wurde der Unterricht plötzlich verboten! Nicht nur in Hirschberg, nein, in allen Städten Preußens. Was war geschehen?: Von einflußreichen Turngegnern war al-

lenthalben behauptet worden, daß die Turngesetze des Altmeisters Dr. Jahn die staatliche Ordnung untergraben, die Monarchie herabsetzte und die politische Einheit Deutschlands anbahnte. Dieses alles entnahmen die Gegner der Turnerei Turnvater Jahns Vorträgen. Ja, er wurde sogar verhaftet, als der Student Sand in Jena am 23. März 1819 Kotzebue ermordet hatte. Student Sand war nämlich ein eifriger Turner. Dr. Jahn ließ man ohne Nachweis der Mittäterschaft wieder auf freien Fuß.

Auch hier, wie beim Bericht über die Synagoge muß um der Geschlossenheit willen zeitlich vorgegriffen werden. Für die Anfänge der Hirschberger Turnerei kommt 1839 unerwartet Hilfe von da, von wo sie verboten wurde: seine Majestät Friedrich Wilhelm IV. hieß nun plötzlich das Turnen allgemein für gut und forderte sogar seine Wiedereinführung, was nun von ministerieller Seite her mit Nachdruck bedacht wurde. So wurde in Hirschberg 1839 als erstes ein Verein mit einem Vorstand gegründet, Beiträge eingenommen und Spenden gesammelt, damit die Turnerei wieder losgehen konnte. Nun allerdings, nach dem ministeriellen Druck von oben, gab die Stadt den Turnplatz auf dem Kavalierberg gratis zur Verfügung, und das nicht nur für die Gymnasiasten, nein, auch für die soge-

nannten Elementarschüler. Das änderte sich die ganzen Jahre nicht mehr und 1861 war es eine völlig normale Handhabung des Unterrichtes, als Prorektor Thiel die Leitung des Hirschberger Turnplatzes übernahm. Hier waren sich alle gesellschaftlich gleich. Nur eben Frauen und Mädchen nicht, für die gab es noch keinen Turnunterricht, aber sie durften wenigstens auf echt weibliche Art den Turnern des Gymnasiums eine schöne Fahne stecken, mit einem deutschen Eichenkranz und dem Wahlspruch der Turner darauf: „Frisch, fromm, fröhlich, frei“.

Wahrscheinlich hat Turnvater Jahns Spruch mit dem „frei“ die Angst vor einer Revolution ausgelöst, die aber durch das „fromm“ längst wieder kompensiert ist.

Am 6. April 1861 bildete sich in Hirschberg der Männer-Turnverein, 1864 folgte diesem die Gründung einer Turner-Feuerwehr. Die Turnleitung beim Gymnasium übernahm 1866 „Gymnasialhülfslehrer“ Nowack, ihm folgte 1869 der Kollege Reinhold und ad interim nach dessen Scheiden vom Gymnasium durfte Elementarlehrer Lungwitz die Leitung der Turnerei ausüben. Ihm zur Seite stand Lehrer Lessmann. Beide fungierten auch als Turnlehrer beim Männer-Turnverein und durften auch das

Turnen der Elementarschüler und auch der inzwischen dazugekommenen Lehrlinge der Handwerkerfortbildungsschule leiten. Ausführlicher konnte Emil Söhnel über die Entwicklung der Hirschberger Turner berichten; demnach konnte schon am 7. und 8. September 1862 in Hirschberg das erste Turnfest durchgeführt werden. 1863 erwarb der Männer-Turnverein die an der Bergstraße gelegene Scheune von Rentner Kiessling für 2000 Taler. Mit sehr vielen persönlichen Opfern ist diese von den Turnern zu einer Turnhalle umgebaut worden. Einweihung war am 25. Oktober 1863.

Eine Halle, die wir ehemaligen Hirschberger Turnküken noch sehr gut kennen. Sie gehörte der Hirschberger Turn- und Sportgemeinde 1861, die durch die Zusammenlegung des Männer-Turnvereins e.V. und des Turnvereins Vorwärts e.V. entstanden ist.

Beim Erzählen einer solchen Stadtgeschichte läßt sich nicht vermeiden, daß in einem Jahrhundert auch einmal hin- und hergesprungen werden muß.

Auf diese Weise kann man wieder bei 1818 einkehren. Groß und schön wurde da am 25. Mai das hundertjährige Bestehen der Gnadenkirche gefeiert, aber auch am 3. August, dem Geburtstag Friedrich Wilhelm



Alt-Hirschberg, Schildauer Straße und Annakirche.

III., und für die am 18. März und 28. Mai beerdigten drei angesehenen Krieger von Pfuhl, von Schenkendorff und von Zenge wird ein ehrendes Denkmal eingeweiht, eine eiserne Pyramide. Eigentlich war das die größte Feierlichkeit; Hirschberg wußte, was es seinen Helden schuldet. Pastor Nagel hielt eine ergreifende Rede, Oberlehrer Dr. Imanuel hatte ein Lied gedichtet, das der Gymnasial-Sängerchor vortrug. Die Kosten für dieses Denkmal waren wieder durch viele freiwillige Spenden zusammengekommen, die Major von Wulfen gesammelt hatte. Die zunächst hölzerne Umzäunung des Ehrenmals hat später der Bürstenmacher Lischke in ein eisernes Gitter umgeändert. Die Wappen und Namen mit Geburts- und Sterbetag fehlten natürlich nicht, ebenso wenig wie diese Worte von Theodor Körner:

*Mag auch der Staub gefall'ner Helden
modern,
Die dem großen Tode sich geweiht,
Ihres Ruhm's Flammenzüge lodern
In den Tempeln der Unsterblichkeit.
Sie fielen in eiserner Zeit für goldene.*

Am 6. Oktober des gleichen Jahres beehrte der König zusammen mit Prinz Wilhelm die Stadt wieder einmal mit seinem Besuch auf der Schneekoppe, in Schreiberhau, Hermsdorf und dem Kynast und Bad Warmbrunn. Am Schildauer Tor eine Ehrenpforte wie sonst auch, was natürlich auch auf den Pferdewechsel zutrifft.

1819 mußte auch der Hirschberger Bürgermeister die Geschäfte der städtischen Polizeidirektion übernehmen und am 3. Dezember feierte der als Prediger so sehr beliebte Superintendent Letsch sein 50jähriges Amtsjubiläum.

1820 aber begann damit, daß im preußischen Staat und damit auch in Hirschberg ein neues Gewicht und auch ein neues Maß eingeführt wurde. Gleichzeitig wurde der Regierungsbezirk Reichenbach aufgelöst, dafür wurde Liegnitz Regierungssitz. Große Schäden brachten Regen, Hochwasser und Hagel im Mai, und am 18. Juli schlug der Blitz ein. Die Hospitalschmiede vor dem Burgtor brannte ab und des Häuslers Kretschmers Haus in Straupitz. Desgleichen Bauer Hankes Wohnhaus, Fischers Gut, Großgärtner Weichenhahns und Büttners Wohnhaus und Kleingärtner Büttners Wohnung. Dazu sechs Scheunen vor dem

Langgassentor in der Nähe der Hl.-Geist-Kirche, Hinkes Gut in Straupitz und die Wohnhäuser dort von Hinke und Thierse. Ebenfalls eine Scheune in der Zapfengasse, die zum v. Buchs'schen Waisenhaus gehörte.

Feuer wütet auch im darauffolgenden Jahr weiter. Im März 1822 vernichtet ein Waldbrand im Sattlerwalde oberhalb der Sattlerschlucht mehrere Forste, und schon wieder im Juni brennen in Straupitz 13 Wohnungen und die Mühle ab. Und gleich im Oktober brennt es in dem geprüften Kämmereidorf wieder, vernichtet das Gut vom Bauer Klose, während es gleichzeitig in Hirschberg im Kattnerschen Vorwerk in der Äußeren Schildauer Straße die Wirtschaftsgebäude einäschert. Ein Jahr später brennt unterhalb des Boberberges die Obermühle ab.

Friedliche Zeiten, aber die Sorgen hören nicht auf, auch die Feste nicht, die mit der Monarchie zusammenhängen. Kronprinz Friedrich Wilhelm heiratet die Prinzessin Elisabeth von Bayern und Hirschberg feierte das Ereignis vom 28. auf den 29. November 1823. Umzüge, Musikchöre, Böllerschüsse und Festbeleuchtung allerorten. Einer, der nicht mitspielte und nicht wie angeordnet sein Haus in der Lichten Burggasse illuminierte, der hatte den Schaden: ihm wurden von der fröhlich feiernden Festversammlung die Fensterscheiben eingeschlagen.

Ein Blick in den „Riesengebirgsboten“, Verleger und Redakteur war Buchhändler C.W.I. Krahn. Die Nr. 1 kam am Donnerstag, den 2. Januar, heraus; es war er derll. Jahrgang dieser in Hirschberg herausgegebenen Zeitung und beginnt mit Neujahrs-glückwünschen von Syndiccus Schubert und Frau, vom Kämmerer Anders und Frau, Rittmeister v. Prittwitz und Gattin und vielen anderen Honoratioren. Sehr schön liest sich der Dank der beiden Witwen Rössel und Pätzold: „Einer wohlloblichen Armen-Direktion statten wir Unterzeichnete für die vielen Wohltaten, welche durch Ihre Güte und sorgsamem Bemühungen unseren Kindern im verflorbenen Jahre zu Theil wurden, den verbindlichsten Dank ab. Der Himmel lohne es Ihnen und segne Sie und Ihre lieben Familien dafür.“

Im Gasthof Neu-Warschau, also im späteren Kronprinzen, war am 19. Januar ein großer Maskenball, zu dem Gastwirt Liebig

einlud und Madame Hebig aus Liegnitz ihr wohlsortiertes Lager an Maskenkostümen anbot. Keilhackers in der Zapfengasse boten zwei eiserne Kanonenöfen zum Verkauf an. Es folgte ein Aufruf, den vom Hagel-schaden im Kreis Schönau Betroffenen zu helfen und brachte eine stolze Bilanz: 47 Kreisgemeinden, Dominium Hermsdorf, Gemeinde Boberullersdorf, Agnetendorf, Södrich, Alt-Kemnitz, Hermsdorf, Dominium Lomnitz z. B. gab 15 Kloben Flachs à 15 Pfund Breslauer Gewicht, alle anderen zumeist Taler und Groschen in verschiedener Höhe, aber auch 10 Scheffel und 2 Metzen Roggen (Boberröhrsdorf), und alle anderen gaben Geld, einschließlich der Gebirgsbauden. Graf Freiherr von Vogten, königl. Landrat des Kreises, hatte zuletzt 600 Reichstaler, 2 sgr. Cour, dazu noch div. Naturalien. Er schreibt am 2. Januar im Gebirgsboten: „Zu meiner nothwendigen Legitimation bringe ich diese Gaben zur öffentl. Kenntnis und statue hierbei des schönen Resultates meine Achtung ab. Gelder und Naturalien sind bereits dem königl. landr. Amte in Schönau überwiesen, theils sollen sie nach dem besonderen Willen der Betreffenden, behufs der Anwendung zur Frühjahrssaat, an dasselbe verabfolgt werden.“ — Bürgersinn — obwohl kein Sozialstaat. Gemeinsamkeit.

Sehr schön ist die Anzeige vom „größten Brod“, 7. Januar 1823. — Bekanntmachung: Dem Publico wird hiermit bekannt gemacht, daß für den laufenden Monat Januar 1823 ihre Backwaaren anbieten nach ihren Selbst-Steuern: die Bäcker Walter vor dem Burgthore, Friedrich auf der Schildauer Gasse, Otto vor dem Schildauer Thore, und Hofmann in den Hälterhäusern, das größte Brod. Alle übrigen Bäcker backen Brod und Semmel von gleicher Größe. Vorzüglich gute Backwaaren sind gefunden worden bei den Bäckern Engelmänn, Hornig, Friedrich, Otto und Walter.“

Die Fleischer verkauften alle Sorten Fleisch zu gleichen Preisen, nämlich: Das preuß. Pfund Rindfleisch zu 2 sgr. 7 Pfg., das Pfd. Schweinefleisch zu 2 sgr. 7 Pfg., das Pfd. Schöpffenfleisch zu 2 sgr. 7 Pfg., das Pfd. Kalbfleisch zu 1 sgr. 9 Pfg. Cour. Hirschberg, 7. Januar 1823, der Magistrat.

Viele Seiten enthalten Grundstücksan- und verkäufe, Versteigerungen. Aber der Kaufmann C. H. Louis Weiß preist seine eben eingetroffenen Waaren an: feine,

franz. marinierte Heringe, ächte Braunschweiger- und Zungenwurst, Bricken, Sardellen, Kräuter- und Schweizer Käse, dagegen bietet Buchbinder Hayn aus Schönau 6—8 sich im guten Stande befindliche Bienenstöcke an, und der Maler Hanke in der Zapfengasse 528 hat Schlitten von allen Sorten zum Verkaufen, wogegen Joh. Gottfr. Zimmer seine werthen Freunde bittet, ihn in seiner Wohnung, Nr. 111 in dem ehemal. Kriegelschen Hause in der Judengasse durch guten Zuspruch zu erfreuen. Mit gutem Getränke werde er aufwarten. Neben Danksagungen für Hilfe beim Feuer hat Kriegel, der Administrator des Armenhauses, sich bedankt für Spenden, als da sind ein Paket mit 1 gefütterten Rock, 1 Halstuch u. 1 Leinwand-schürze, 1 Paket mit Handtuch und Schürzen, 1 neue baumw. rote Schürze, 5 Ellen Creas-Leinwand, 3 neue Hemden u. Geld. Dank auch an zwei Wohltäter, die für die Ruschmann (wer im Armenhaus ist, wird vermutl. nicht mit Frau tituliert), also für die Ruschmann sind ein Paar wollene Strümpfe eingegangen. „Alle diese schönen Gaben der Milde habe ich derselben, in Gegenwart der Armenhaus-Eltern gegen Quittung gegeben. Sie dankt zwar nicht mit vielen Worten, aber man bemerkt, daß ihr Herz berührt ist für soviele Beweise von Hirschbergs Wohltätigkeitssinn.“ (Frau Ruschmann erhielt auch die vorher aufgeführten Sachen).

Nachsatz: „Uebrigens wollen die edlen Geber es nur als wohlmeynend auslegen, wenn die Administration noch eine Art von Wache über diese Gaben hält, bis man die volle Ueberzeugung hat, daß die Empfängerin Willen und Verstand genug besitzt, wirtschaftlich, und dem Zweck gemäß, damit umzugehen.“ — Soweit jener Herr Kriegel. Es mag erklären, weshalb die arme Frau Ruschmann sich nicht mit vielen Worten bedankt hat.

In Neu-Warschau ist laufend Tanzmusik, Ball und allerhand Festivität. Das Schatzkästlein für den Bürger und den Landmann bringt eine Sammlung vorzüglicher und erprobter Ratschläge, Mittel und Rezepte, z. B. gegen den Reutwurm oder die Wassersucht der Bäume. Kantor Hoppe und Kantor I. E. Grosse wetteifern mit Konzertanzeigen, von Rothkirch auf Schildau verspricht gute Belohnung demjenigen, der seinen Bambusstock mit kugelförmig-

gem Elfenbeinknopf findet, der ihm vom Schlitten auf der Fahrt von Schildau nach Hirschberg verlorenging. Carl Neumann aus Straupitz hat die Bürger-Patrouille angehalten und ist ins Gerede gekommen, das Dominium Schildau bietet 24 Stück selbstgezogene Stähre, 13 Mon. alt und in bester Wolle, zweiter Wolle, großer Statur, zum Verkauf an. Curator Massae macht am 3. März eine Auktion des Specerey-Waaren- und Tabaklagers zu Hirschberg, das dem Joh. Ehrenfried Fritsch gehörte. Dazu gehören: Alaun, Kropfchwamm, Nudeln, Pfeffer, Schrot, Schwefel, Blexweiß, Waschblau, Färbeholz, Bley, Ingwer, Piment, Pommeranzel, Schmirgel, Zimtblüten, Hirschhorn, Bimstein, Kümmel u. Fenschel, Cacao, Johannis-Brod, Mandeln, Macis-Blüte, Salpeter, 220 Pfd. Tee, Farin- und Brotzucker, 60 Rollen Portorico-Tabak.

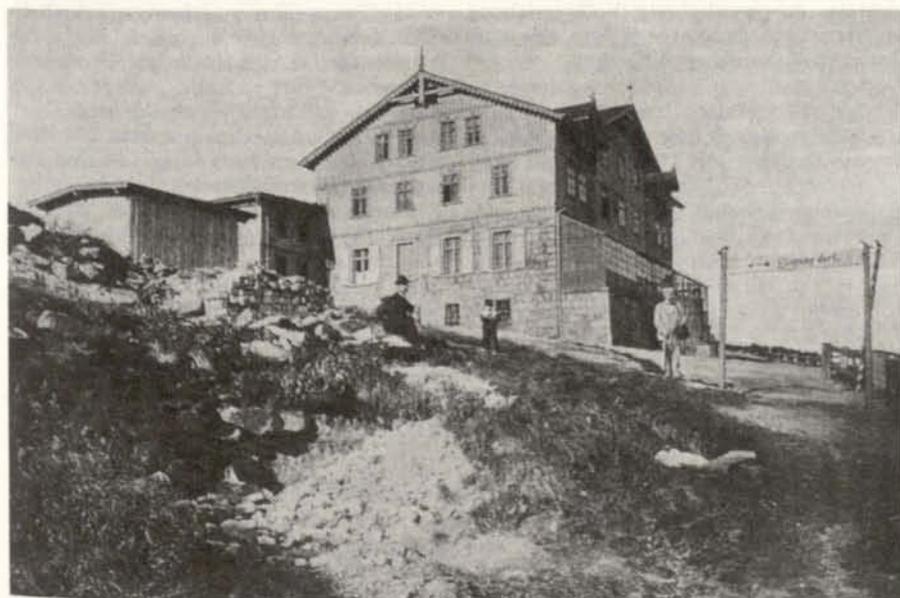
Die Lektüre des alten Gebirgsboten aus dem Hause Krahn ist unvergleichlich interessant. Leider kann an dieser Stelle nicht viel wiedergegeben werden. Doch abschließend läßt sich über die verlorengegangenen Hunde in und um Hirschberg vergnüglich schmunzeln: am 17. Febr. hat sich bei Lebercht Riedel, wohnh. im Grunerschen Hause, ein junger Hund gefunden. Der rechtmäßige Eigenthümer erhält solchen wieder bei..... — Es ist ein junger, weißer Pudel von mittlerer Größe, welcher auf den Namen Adonis hört, der am 3. März gegen Abend verloren gegangen. Wer ihn gefunden hat und zum Bäckermeister Klose auf der Äußeren Schildauer Straße zurückbringt, erhält eine angemessene Belohnung. — 4. Juni: Es ist vergangenen Dienstag ein Mops, welcher sich durch seine länglich schwarze Schnauze und einige braune Flecken am Bauche besonders auszeichnet, durch Zufall abhanden gekommen. Da nun dem Eigenthümer an dessen Wiederbesitz soviel gelegen ist, so wird dem Finder ein Thaler Courant Belohnung hiermit zugesichert, im Fall er ihn auf der Hintergasse im Hause des Herrn Kaufmann Geissler zwei Treppen hoch abliefern. — Anzeige: (Juli 1823) Es ist Mittwoch mittag, als am 2. Juli ein schwarzer Pudel verloren gegangen, welcher aus Folgendem leicht erkenntlich wird: er hat am Nacken einen weißen Fleck; Brust und Bauch sind weiß, die Vorderfüße sind zur Hälfte, die Hinterfüße sind unten ganz weiß. Am Kopf hat er einige weiße

Abzeichnungen. Die Gehänge sind lang und schwarz. Er gehört unter die größeren Pudel, ist schön gebaut und hört auf den Namen Herkules. Zwei Rthr. Cour. erhält der, der den Hund zurückbringt. Der Bote gibt über den Eigentümer Auskunft. — Anzeige: Ein mopsartiger Hund ist vor 14 Tagen auf der Warmbrunner Straße mit einem gebrochenen Bein hülflos gefunden und nach Hirschberg verbracht worden. Der Eigenthümer möge sich durch Angabe der Farbe des Hundes legitimieren. — (Verlorener Pudel) Es ist mir Unterzeichneten, den 5. oder den 6. Aug. in Hirschberg ein großer weißer Pudel männl. Geschlechts, welcher auf den Namen Allegro hört, verlorengegangen. Er war um Nase und Vorderbein etwas geschoren, hat gute Dressur und eine sehr starke Stimme, er ist ohne Halsband und Zeichen, da er sich dasselbe abgezogen hat. — Preusler, Glasmeister in Oberschreiberhau. — Anzeige: Den 14. Sept. ist ein gelber, mopsartiger Hund mit abgedrehten Ohren und linkem lahmen Vorderfuß, verloren gegangen. — Schönfärber Anders aus Goldberg vermißt seinen Hühnerhund seit 18. des M. Er heißt Perdrie und ist flughäufig, braun und weißfleckig, braune, schlechte Behänge, nicht zu kurze Rute, das linke Auge immer naß und schwericht. Aber für ihn auch eine gute Belohnung. Der letzte verlorene Hund des Jahres, dem eine Anzeige gewidmet ist, heißt: Pünkel. — Seit vergangenen Freitag ist ein achtjähriger kleiner weißer spitzartiger schwarzgefleckter Hund männlichen Geschlechts weggeblieben. Wer ihn in Nr. 233 in Schmiedeberg abgiebt, erhält angemessenes Docour, und Erstattung jeder Auslage. Er hört auf den Namen Pünkel.

Hirschberg, die Stadt der Schulen, verdient immer wieder Erwähnung. Sie scheint bis zuletzt in ihrer deutschen Zeit das Glück gehabt zu haben, daß ihre Kinder von hervorragenden Pädagogen unterrichtet wurden. Bevor 1816 der in Breslau geborene Gotthelf Wilhelm Körber königlicher Gymasialdirektor wurde und auf Einführung der Leibesübungen sah, sollte noch ein Blick auf das Grabdenkmal seines Vorgängers geworfen werden, Rektor Karl Ludwig Bauer. Abgeschen von seinen Hirschberger Verdiensten — die Prima hatte schon 1785 unter ihm 86 Schüler —, eine Zahl, die 60 Jahre später nur das ganze Gymnasium aufzuweisen hatte. Rektor Bauer, 1792 zum



Rübezahls Schnurrbartbaude mit der Schneekoppe



Die Prinz-Heinrich-Baude im Jahre 1910 (Lippelt, Bad Warmbrunn).

Ehrenmitglied der Königl. Gelehrten Gesellschaft zu Frankfurt/Oder berufen und von der Universität Wittenberg hoch geehrt, hatte ein aufsehenerregendes

deutsch-lateinisches Lexikon herausgebracht, soll den Livius und den Horaz ganz auswendig gekannt und mit seinem berühmten starken Gedächtnis sage und

schreibe *zwölf* Fremdsprachen beherrscht haben. Seine dankbaren Schüler Hirschbergs haben ihm dann das bereits erwähnte Denkmal nahe des nordwestlichen Ausgangs des Gnadenfriedhofs in Richtung Zapfenstraße setzen lassen, geschaffen von Bildhauer Pettrich aus Dresden. „Seinem Lyceum“ vermachte er seine ungewöhnlich umfangreiche private Bibliothek, die dadurch der Grundstock für die nicht minder in gutem Rufe stehende Schulbibliothek des Königl. Hirschberger Gymnasiums wurde, 1812 in dieses umbenannt von Lyceum. Nachfolger Wilh. Körber beherrschte vermutlich einige Fremdsprachen weniger, aber auch er hat sich ums Hirschberger Gymnasium große Verdienste erworben. Große Gelehrsamkeit, aber auch geistlicher Humor und — eine gediegene Gesinnung wurden ihm nachgesagt. Er war ein absolut preußischer Schulmann, in Breslau geboren, der „in der besonders schwierigen Franzosenzeit mit anderen hochherzigen Männern die Kraft seines Geistes darauf richtete, durch allerbeste Volkserziehung im heranwachsenden Geschlecht eine gute deutsche Zukunft vorzubereiten.“ Er hat Vorschläge für die Verbesserung des preußischen Schulwesens gemacht, die auf fruchtbaren Boden fielen, das brachte ihm Freundschaften mit Feldmarschall von Gneisenau auf Schloß Erdmannsdorf, aber auch mit Wilhelm von Humboldt ein. Turnvater Jahn fand Körber einen eifrigen Anhänger, aber auch von Gneisenau bestätigte sich in Hirschbergs Jugenderziehung: auf eigene Kosten ließ er einen Berliner Schwimmlehrer kommen und anstellen, es

wurde im Bober, unterhalb des Stauwehrs in Straupitz eine viele Jahre bestehende Schwimmschule eingerichtet, in der Hirschbergs Jugend nach der sogenannten Pfuelschen Schwimm-Methode lernte, sich über Wasser zu halten, vorwärts zu kommen, kurz, nicht zu versaufen.

Unter Rektor Bauer schon hatte das vormalige Lyceum und spätere königl. Gymnasium einen ungewöhnlichen Schüler, der später als „ewiger Primaner“ in die Schulgeschichte einging. Er hieß Karl Gottfried Linke, der ungeachtet seiner geistigen Qualitäten ein heiterer Wanderer zwischen Realität und nie enden wollenden Jugendträumen gewesen sein muß, wie sie gar nicht so selten im Riesengebirge zu finden waren. Obwohl ihn doch jahrzehntelanger Spott der Mitschüler das Leben in der Schulbank hätte vergällen müssen. Schulgeld und Zuschuß dürften seinen bescheidenen Lebensunterhalt gedeckt haben, sodaß er rundherum mit sich zufrieden in einer Art unverständlicher Geborgenheit die höchste Klasse des Gymnasiums zu seiner ganz persönlichen Heimat erklärte und dann 1829 im Alter von 60 Jahren als „ewiger Primaner“ verstarb.

Allerdings hat man ihm kein Denkmal gesetzt, wie dem zwei Jahre vor ihm verstorbenen Rektor Körber auf dem Gnadenfriedhof: auf einem kostbaren Marmorwürfel erhebt sich ein Kreuz aus Marmor, an dem sich Efeu nach oben rankt. Allerdings nicht als natürliche grünende Pflanze, sondern aus edler vaterländischer Bronze.

Selige Schulzeiten

Neben dem ewigen Primaner nannte das Gymnasium ein weiteres menschliches Original sein eigen: den Pfeffer-Anton, gut österreichisch: Pedell, und an der hochgelobten Hirschberger Bildungsstätte so etwas wie ein „Couleurdiener“. Er war von zwerghaftem Wuchs und gab sich gern als Hofnarr, sozusagen als Gegenstück zu den vermögenden hochgelehrten Herren Primanern, die damals älter als heute, eher im Alter von Studenten waren. Dessen waren sie sich daraus bewußt, besuchten den Unterricht in Rektor Körbers renommierter

Schulanstalt mit Tabakspfeife und mit dem „Ziegenhainer“, einem Knotenstock, der dort angefertigt wurde. Weniger Pedell, dafür aber Schalksnarr und echter Freund der Gymnasiasten, vermittelte er Liebesbriefe und Rendezvous, versetzte ihnen im Pfandleihhaus den letzten Silberknopf, besorgte ihnen unerlaubt geistige Getränke, und andere auch, flickte Hosen, putzte ihnen die Stiefel, brachte sie zum Schuster, erfüllte ihnen so gut es ging alle Wünsche, dafür liebten sie ihren Pfeffer-Anton als unentbehrliche Einrichtung, wenn ihnen

dieser mit ernster Mine den Clown vorspielte. Das mag für den zu klein geratenen Zwergmensch die einzige Art von Glück und Anerkennung in seinem Leben gewesen sein, die gütige Selbsttäuschung, daß er, der verstößene Pfeffer-Anton, sogar höheren Menschen etwas war. Oft, vermutlich in den Ferien, war er auswärts, mimte in Carl von Holteis Theater den Spaßmacher in den Zwischenakten. Er starb, wie er war: arm. 1868 kam er ins Hirschberger Armenhaus neben der Waldersee-Kaserne, wo er zehn Jahre später seine Augen schloß.

Zu dieser Zeit bestand auch eine bereits 1798 gegründete Privat-Almosen-Kasse, die noch neben der öffentlichen Armenpflege Mittel aus Legat-Zinsen und freiwilligen Beträgen der Einwohnerschaft zur Verfügung hatte.

Als fortschrittliche Einrichtung darf die Hirschberger Mädchen-Industrie-Schule gelten, die auch lange nach dem Tode des Gründers Archidiaconus George Gottlieb Friebe (Sept. 1819) segensreich weiterwirkte. Er hatte von jeher im Sinne, eine Lehranstalt, in dem diese Mädchen noch neben Lesen und Schreiben und Christenlehre vor allem Spinnen, Stricken und Nähen erlernen sollten. Kochen stand dabei noch nicht auf dem Stundenplan, deshalb darf auch die Hirschberger Mädchen-Industrieschule noch nicht als Stätte für Ausbildung zum Pudding-Abitur angesehen werden, wie sie in unserem Jahrhundert mit der Haushaltschule vorhanden war.

Archidiaconus Friebe hatte seine fortschrittlichen Gedanken schon um 1798 gehabt und mittels eines Aufrufes an Hirschberger Frauen später in die Tat umsetzen können. Der Aufruf lautete:

„Den gefühlvollen, edlen Seelen des weiblichen Geschlechts zur Beherzigung und Empfehlung einer kleinen, gemeinnützigen Anstalt »für arme Mädchen«.“

Die wohllednen Damen des Bürgertums begriffen sehr rasch, daß diese Schule hauptsächlich für Mädchen gedacht war, die später in dienende Verhältnisse eintreten würden, bei eben solchen Damen, die Nutznießerinnen der angelernten Fähigkeiten armer Mädchen werden konnten, wenn sie für die Absichten des Herrn Friebe ihre Privatschatullen öffneten. Dadurch lernten diese unentgeltlich aber fleißig Spinnen, Stricken und Nähen, weil ihnen auch wöchentlich zur Ermunterung ihres Fleißes ei-

ne bescheidene geldliche Belohnung zugesandt war. Friebe erwartete die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes von fortlaufenden Gaben edler Wohltäterinnen, deren Zeichnung er auf diesem Wege erbat und versprach, davon „eine Pflanzschule für brauchbare weibliche Dienstboten“ zu schaffen.

Diese Dienstbotenschule wird ein großer Erfolg, die Mädchen werden sorgsam vorgebildet und können zudem auch noch lesen und schreiben, sind christlich-sittlich im Glauben erzogen. Trotz der festgestellten segensreichen Einrichtung, deren Erfolge auch dem Königl. Ober-Consistorium vorgelegt wurden, gelang es Friebe nicht, seinen Lieblingswunsch, die Dienstbotenschule in ein öffentliches Institut umzuwandeln, um an feste Zuwendungen zu kommen. Untergebracht im v.-Buchschen Waisenhaus, zunächst unentgeltlich, später gegen einen Jahreszins von 12 Talern. Unter den Wohltäterinnen waren Frau Kaufmannswitwe Renate Helene Frantz geb. Ketzler; sie vermachte Haus und Garten und eine jährliche Zahlung von 500 Talern zur baulichen Unterhaltung, dann Commerzienrätin Schneider, Frau Kaufmann Martens und Frau Pastor Glaubitz sowie Commerzienrätin Frau Schäffer mit hunderten von Talern, Legaten und Zinsen. Obwohl die Zinsen als kleine Entschädigung für Friebe und andere Mitarbeiter gedacht waren, verzichteten alle zugunsten der Mädchen-Industrie-Schule.

Zu dieser Zeit gab es schon längst eine Dienstboten-Lehrlings- und Abonnements-Krankenkasse in Hirschberg. Sie wurde nach § 86 der Gesinde-Ordnung vom 8. Nov. 1810 gehandhabt, ebenfalls eine Erziehungsgesellschaft preußischer Zeit. Danach ist jede Dienstherrschaft verpflichtet, für die Kur und Verpflegung ihrer Dienstboten, die durch den Dienst oder bei Gelegenheit desselben erkrankten, zu sorgen, und danach darf nach § 87 l.c. den Dienstboten nichts von ihrem Lohn abgezogen werden! In allen Fällen aber muß es sich nach § 90 l.c. der kranke Dienstboten gefallen lassen, daß ihn die Herrschaft in einer öffentlichen Krankenanstalt unterbringt. Später gab es einige Änderungen, darunter 1847, 1857 usw. Nach § 1 hatten auf alle Fälle Dienstherrschaften und Lehrmeister, welche freie ärztliche Behandlung oder Aufnahme erkrankter Dienstboten und Lehrlinge in das

städt. Hospital wünschten, im Januar jeden Jahres folgendes zu zahlen:

- a) f. 1 Abonnirten 1 Thlr. 10 Sgr.
- b) f. 2 Abonnirte 2 Thlr. 0 Sgr.
- c) f. 3 Abonnirte 2 Thlr. 20 Sgr.
- d) f. jeden Kopf mehr 0 Thlr. 20 Sgr.

Brände und Hochwasser ziehen sich immer wieder wie ein roter Faden durch die Stadtgeschichte und ihres Kreisgebietes. Aber auch die häufigen Besuche ihrer königlichen Hoheiten und deren Gäste wie die Kurfürstin von Hessen, Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, die Fürstin von Liegnitz, die Kaiserin von Rußland, den Landgrafen von Hessen-Homburg und Staatsrat Alexander von Humboldt. Und immer muß gejubelt werden, Blumen, Girlanden, Behörden und Ehrenjungfrauen, dabei sind es oft nur Durchreisen oder gar Pferdeumspannen.

Die Hirschberger Untertanen scheinen gute zu sein und umworben. Seit 1. Juli 1825 haben sie eine eigene städtische Sparkasse; dafür wurde die Münze abgeschafft und der Courant eingeführt.

1826 kauft die Stadt ein Hinterhaus in der Garnlaube von den Buchsischen Häusern, um darin die städtischen Elementarschulen unterzubringen, 1827 ist die feierli-

che Einweihung der evang. Stadtschule, dafür werden vom königl. Steuereiskus der Stadt die alten Torschreiberhäuser für den Abbruch verkauft. 1832 wird die ungeliebte Torsperre aufgehoben, was die Stadt allerdings eine Pachteinbuße von 750 Reichstälern kostet, auf der Buttergasse kauft der Fiskus 1834 ein Haus zur Unterbringung des Land- und Stadtgerichtes. Seitdem nennt man die Gasse Gerichtsgasse. Als drei Jahre vorher das siegreiche Hirschberger Landwehrbataillon wieder zurückkehrt, und der traditionsreiche Tippelmarkt vom Markt weg auf den Hirschgraben verlegt wurde, da näherte sich auch noch ein anderer, und ein sehr ungebetener Gast den Stadtgrenzen: die asiatische Cholera.

Die städtischen Behörden hatten sofort Vorsorge- und Abwehrmaßnahmen getroffen, doch ließ sich das Eindringen der Krankheit nicht verhindern. Eine Contumazanstalt war ebenso eingerichtet worden, wie es verboten war, Cholerafälle in Gräften zu begraben. Das Armenhaus war zum Cholera-Lazarett eingerichtet in aller Eile, die Armen anderwärts untergebracht, und auch den Markt ließ man wegen der



Der Elbgrund im Riesengebirge. Diese alte Ansichtskarte trägt auf der Rückseite einen Poststempel aus dem Jahre 1905

Ansteckungsgefahr im November des Jahres 1831 ausfallen.

Zum großen Glück waren nur wenig Sterbefälle zu verzeichnen, trotzdem blieb man vorsichtig.

Erst ein Jahr später wurde das Armenhaus als Cholera-Lazarett wieder aufgehoben und seiner Bestimmung zurückgegeben. Das städtische Leben begann wieder. Witwe Nagel hatte aus Dankbarkeit der

katholischen Kirche von Bad Warmbrunn ein wunderschönes Madonnenbild geschenkt, und im Juli hatte der Gewerbeverein etwa drei Wochen lang eine vielbeachtete Gewerbeausstellung eingerichtet, in der Fabrikanten und Gewerbetreibende ihre Erzeugnisse ausstellten, aber auch Kunstzeugnisse aus Glas oder auch aus Holz ihre Bewunderer fanden. Direktor Tschiedel gründete am 29. Nov. des Jahres die Hirschberger Liedertafelgesellschaft.

Hie Leineweber — da Hemmschuh

Ich kam a Weg vum Riesenkamm

Und ging uff's Wormboad zu;

Do traf ich anne lange Schar,

Wu Moan an Weib besammen war,

: Und Kinder ohne Schuh'! :

Sull's ärndt wu anne Wohlfoart seyn?

Se haan kee Fahndel nich,

Kee Kreuz vuran, kee Sang und Klang,

Su ziehn se ihren stillen Gang,

: 's is urndlich ängstlich. :

Se tran ihr Bissel Sack und Pack

Und schleppen rasnich schwär!

Nu Leutel sa't, wu gieht's denn-t-hihn?

Ihr tut wull ei de Fremde ziehn?

: Und red't, wu kummt i'h här? :

Ber kummen vohn a Bärge hār,

Ber ziehn ei's Polen nei;

Ber seyn urnär schund matt vur Nuth,

s'is gor a hüngrich Stückel Brut,

: De schläsche Weberei! :

Im russ'schen Polen gan se üns

Jedwedem a Stück Land;

Do wull ber nu in's Flache ziehn

Und lussen ünse Bärge stiehn —

: H'arr Got, Dir is's bekannt!! :

Adjees Du liebes Vaterland,

Du Schläsing, gude Nacht!

Säht euch ock üm, su lange's gieht,

Und säht, wu ünse Kuppe stieht

: Und ei der Sunne lacht. :

Und wenn ber ei der Fremde seyn,

Wu keener schläsing'sch spricht.

Und wäben russ'sche Faden ein,

Sol jeder a Gedanke seyn,

: Nach Schläsing hihngericht't. :

Und wenn uns Got sen'n Seegen schenkt,

Derwäben wer wahs Geld;

Das nähmen sich die Kinder ahn,

Und ziehn, su fix wie jedes kan,

: Furt aus der fremden Welt. :

Und kummen se hierher rätur

Und sähn de Kuppe stiehn,

Do, wenn se, daß se halbich seyn,

Kümmt's Härze ei de Oogen nein

: Und tut i'n übergiehn. :

Die schon sehr sichtbare Not der Riesengebirgsbewohner rührte Holtei bei einem Besuch sehr an, und er hielt seine Erschütterung fest in diesem 1828 geschriebenen Gedicht, das in dem Buch „Schlesische Gedichte“ in Breslau erschien.

Der Niedergang schlesischer Hausweberei nach der Kontinentalsperre und Einführung mechanischer Webstühle wurde schon mehrfach angesprochen. Obwohl es im nahen Greiffenberg 1832 nach außen hin recht gut aussah, indem weiterschauende Unternehmer versucht hatten, auf den Markt zu reagieren, so daß zeitweise doch 400 bis 500 Weber in einer Baumwollweberei arbeiten konnten, weil die Kattune für süddeutsche Kattundruckereien bestellt waren, so war dies eine Täuschung: auch dort wurde die Not immer größer, wie auch im Kreis Hirschberg und weiterem Riesengebirge, ja in ganz Schlesien.

Dieses und noch mehr ist die Schattenseite aller hohen und höchsten Besucher mit Girlanden und Ehrenspalieren. Sie können nicht darüber wegtäuschen, auch nicht der Wegweiser durch das Sudeten-Gebirge von Johann Christian Gottlieb Berndt, in Breslau im Verlag der Kunst- und Buchhandlung Gruson & Comp. just im gleichen Jahr erscheinen, 1928, als Carl von Holtei die Webernote beschrieb. Die herausgegebene Rejssekunde war das Ergebnis 14 Jahre dauernder Erfahrung als Soldat und Lustrei-

sender. Indeß, Berndt will viele Gebirgsreisende von einer Unsitte abhalten, die sich auch im Riesengebirge verbreitet: die naturwidrige geschürte Vornehmteurei, die sich nicht nur in Badeorten, sondern auch auf Burgen, bei Wasserfällen, ja selbst in einzelnen Bauden spreizend breitmacht, so daß es an nichts weiter fehlt, als an einer Kunststraße über den Riesenkamm und dabei etliche honette Hotels. 32 Gebirgsansichten seien zu empfehlen zu einem sehr billigen Preis, führen vielleicht auch in Schlesien eine Gewohnheit der Harzreisenden ein, Landschaften zu Stammbuchblättern zu benutzen.

Wie mutet es eigenartig an, wie Berndt vor den Sorgen der verhärmten Weberfrauen des Gebirges eine andere Art Frauen und ihre Gefühle beschreibt: jene, die nicht mit Leinwand oder halbverhungerten Kindern über die Berge müssen, sondern solche, die gern den Reiz einer Gebirgswanderung auf sich nehmen würden. Berndt findet sie im großen und ganzen ungeeignet, wegen der wirklichen oder eingebildeten Schwächlichkeit des Körpers, Mangel an Bequemlichkeiten als von ihnen notwendig betrachteten Bedürfnisses, und endlich auch der Frauen falsche Ansicht weiblichem Zartgefühle, die in kräftiger Rüstigkeit etwas Unanständiges findet und sich einbildet, die Füße reisend in Bewegung setzen, und einmal auf dem Heuboden schlafend, heiße, alle Zucht und Ehrbarkeit verletzen. — Diese sitzen dann mit Strohhüten bedeckt in den Tälern und berauben sich so des außerordentlichen Genusses. Der Verfasser weiß allerdings aus Erfahrung, daß Frauen, unverheiratete eingeschlossen, sehr oft die trägeren Männer an Rüstigkeit und Bequemlichkeit weit übertreffen, weit langsamer ermüden, schneller die Berge ersteigen und die trefflichsten Gefährtinnen sind, sobald sie es nur wollen.

Glücklich sind, welche es sind! Berndt kommt ins Schwärmen, wenn er die Riesengebirgswanderinnen beschreibt, in der Hand einen kräftigen Stab, einen wasserdicht gemachten Strohhut, mit kurzem, bequemen Oberkleide — denn das Mieder wird daheim gefassen — mit schicklichen Hosen und starksohligen Halbstiefeln aus Kalbsleder bekleidet . . .

Das Mitnehmen eines Hundes ins Gebirge ist nicht zu empfehlen. Er wärmt zwar auf kaltem Heuboden die Füße und paßt

auf das Gepäck auf, aber er bricht in Wild- und Gänseherden ein, das ist ärgerlich.

Der Wagen ist nur die scheinbar beste Art weiterzukommen. Durch ein Fuhrwerk verliert der Gebirgsreisende seine Unabhängigkeit, egal ob mit Lohnkutscher oder eigenen Pferden. Ein zerbrochenes Rad, ein lahmes Pferd, sengende Sonne, Hohlwege, Staub — dagegen ist der zu Fuß Reisende ein Köning! Soweit es die Wege zulassen, wäre als einziges eine Gebirgsreise im Planwagen anzuraten, mit Hängesitzen und scharf beschlagenen Pferden, einem behutsamen Kutscher und vor allem — vergeßt den Hemmschuh nicht!

Ein Kutschwagen taugt ebenso nichts, wie ein sogenannter Wiener Schwimmer. In Hermsdorf, Schreiberhau, Seidorf, Krummhübel und manchen anderen Orten findet man Tragsessel, die man mieten und das Gebirge erleben kann. Selbst bis zur Hampelbaude lassen sich noch viele tragen, die entweder wirklich nicht laufen können oder nicht wollen. Mit Recht „nicht wollen“, denn wer imstande ist, eine halbe Sommernacht im Galopp Länder oder Cotillon zu durchrasen, kann auch eine Meile gehen oder einen Berg besteigen. „Wer aber ein Herz im Leibe hat, kann es nicht mit ansehen, wie die armen Träger, keuchend unter oft schwerer Last, für die paar Groschen sich die Schwindsucht erkaufen.“ Mithin ist die beste Reiseart das Gehen. Das Reisegepäck besteht aus einem wasserdichten Tornister aus Kalbfell oder Seehund, Tuchmantel und mehr. Mittel zur Beförderung des Reisegenusses: Eine auf Leinwand gezogene Karte, ein Reisebuch, ein Fernrohr, wenigstens irgendeine Bewaffnung des Auges. Ein Landschaftler, so nennt der Verfasser ein Glas, welches die Umgebung verkleinert darstellt. Dazu dient ein Brillenglas, jeder Hohlspielgel, und nicht weniger ein gewöhnliches Brennglas, das auf einer Seite mit schwarzem Tuche oder Sammesfest abschließend bedeckt ist. Ferner ein Kompaß, und wer keinen hat, wird mit einem gewöhnlichen Nürnberger fortkommen. Er kostet in Breslau 10 sgr., ist in Holz gefaßt und dient zugleich als Sonnenuhr. Schreibmaterial und ein Dintenstecher darf nicht fehlen, Stifte von Zinn, Schiefer oder Silber. Der Botaniker braucht eine Pflanzentrommel, einen eisernen Spaten, am besten einen, der an einen Stock geschraubt werden kann, dazu einige

SPINDLERBAUDE, RIESENGEBIRGE, 1208 M U. M.



Die Spindlerbaude im Riesengebirge; die Karte wurde lt. Stempelaufdruck im Jahre 1909 in der Spindlerbaude gekauft

Lagen Löschpapier zwischen zwei Brettern, Günthers „enumeratio florae silesiacae“, „Uechtritz botanische Reise ins Gesenke“, Weigels Geographie von Schlesien und Mosch's Heilquellen Schlesiens. Und einen Apotheker in der Nähe, wo die gesammelten Schätze aufbewahrt werden können. Für den Mineralogen: Eine lederne Tasche, Papier zum Einwickeln, Spitzhammer, der auch an den Stock geschraubt werden kann, Auszüge aus Kapf's Buch . . . Für den Entomologen: eine Fangschere, ein Netz zum Fangen der Wasserinsekten, Glaskrause und Weingeist, ein Nadelkissen mit einigen hundert Insektennadeln und für den Zeichner: eine starke unbiegsame Mappe, für den Dichter endlich reicht die Brieftasche, wenn der Geist über ihn kommt . . .

Es kann natürlich nicht alles aufgeführt werden, was dem Riesengebirgsreisenden so empfohlen wurde vom Taschenmesser bis zu den erforderlichen Pässen und Geld. Nur die Reiseapotheke verdient noch der Erwähnung: Ein Stück Talg, gleichviel von welchem Tiere. Zwei Paar Schweinsblasen. Einige Faden Wolle. Ein Stück engl. Pflaster. Ein Fläschchen Kölnisch Wasser oder reinen Kornbranntwein. Zucker. Weinessig in einer Reiseflasche, die umgehängt werden kann. — Limonadenpulver und Pfefferminzküchlein, wenn man will!

Das Benehmen gegen die Gebirgsbewohner ist großer Berücksichtigung wert, er wird Herzlichkeit, Freundlichkeit, Gastfreundschaft und Offenherzigkeit nicht vermissen. Darum wird ein echter Wanderer durch Frivolitäten in Wort und Handlung, wie in der Stadt — so auch hier sich nicht schänden. Man grüße und danke jedem mit Zutraulichkeit. — Man darf nur folgende Krankheiten fürchten: Durchfall, hervorgerufen durch schnellen Wechsel der Temperatur und die ungewohnte Milchnahrung in den Bauden. Ruhe und Warmhalten und Genuß gerösteter Brotschnitten. . . Sprich: Bähnschnitten! oder einige Gläser Rotwein. Gegen Fußweh, Krampf in den Waden und Blasen der Haut: Einreiben mit Kornbranntwein. Fußbad. Sorgfältig trocknen, besonders zwischen den Zehen, sogleich die Fußsohle und Zehen mit Talg einreiben, da sonst die Haut spröde wird, aufspringt und blutet. Wenn man auf dem Wege nicht mehr fort kann, gieße man in jeden Stiefel ein Glas Branntwein und schreite sogleich weiter. Blasen werden mit einem wollenen Faden durchzogen, nicht aufgeschnitten! Aufgeriebene Haut an der Schulter vom Tornisterriemen und der sogenannte Wolf und alle Hautschunden, zu denen man leicht kommt, wenn man durchs Knieholz sich arbeitet, werden leicht mit Talg-

pflaster geheilt, kleine Wunden läßt man selbst heilen oder legt höchstens ein englisches Pflaster auf. Außerdem findet man im Riesengebirge leicht einen Arzt, eine Apotheke oder sonst jemanden, der sich auf das Heilen versteht.

Julius Schmehl aus Herischdorf liefert Gedichte zu allen Gelegenheiten, heitere Couplets und Vorträge. Er hatte stets Neuheiten vorrätig, zu denen gehörte auch das Riesengebirgslob v. Dr. Stichelwitz (Strophen 1, 3, 4, 5). Unterhaltung dieser Art war sehr in Mode, wie eben auch die Besteigung der Koppe und des Gebirges. Daß aber auch die sogenannten kleinen Leute ihre tiefe Freude an ihrer Heimat in all ihrer Armut hatten, überlieferte uns in einem Mundartgedicht Robert Sabel. Bei ihm heißt es:

Riesengebirgs-Lob

Von Dr. Stichelwitz

*Wir sitzen so fröhlich beisammen,
Und haben einander so lieb.
Stünd' auch uns're Erde in Flammen,
Uns einet ein herrlicher Trieb!*

*Wir wollen den Frieden nicht stören,
Der uns in der Nachbarschaft blüht.
Dem Zank und dem Hader zu wehren,
Sei jeglicher Nachbar bemüht!*

*Wir haben das Glück und die Freude,
Zu leben im herrlichsten Thal.
Und daß auch gemütliche Leute,
Hier weilen in endloser Zahl!*

*Und keh'r'n wir dem Thale den Rücken,
Zu wandern auf schwindelnde Höh'n;
Gewahren wir stets mit Entzücken,
Wie unsere Heimat so schön!*

*Wir geh'n auf die Koppe mit Freuden,
Und blicken voll Sehnsucht empor;
Wir achten nicht Mühe noch Leiden,
Denn wir sind ein lustiges Chor!*

*Wir sind für die Berge geboren,
Und meiden das flachere Land;
Wir haben dem Bergegeist geschworen,
Uns schwätzet drum Rübezahl's Hand!*

*Man schwärmt für die Burgen der Saale,
Man lobt auch die Gegend am Rhein;
Doch schöner als bei uns im Thale,
Kann sicherlich nirgends es sein!*

*O seht, wie die Fremden in Schaaren,
Stolzieren durch unsere Flur;
Sie sind es, die uns offenbaren,
Wie herrlich und schön die Natur!*

*Drum lasset die Berge uns loben,
Beim Glase im trauten Verein;
Laßt uns, wie die Wetter auch toben,
Die treuesten Brüder nur sein!*

Julius Schmehl, Herischdorf

liefert Gedichte zu allen Gelegenheiten,
heitere Couplets und Vorträge.
Stets Neuheiten vorrätig.

Eim Riesengeberge

*„Grußmutter. Guck bluß nüber
Durt oan a Himmelsrand!
Woas ihs denn doas fer'n huche
Und ausgezackte Wand?“
„Doas sein de Riesenberge,
Du liebe, kleene Puppe,
Und durt die hühste Spitze,
Doas ihs de Riesenkuppe!
Hu. Schauerlich und gruselig
Sigg't's ei jenn Bergen aus,
Und wer sich durt verirrt,
Koan nimmemeh wieder raus!
Durt konnst de nich bequemlich
Uff gleichen Wegen giehn,
Nee, oan da steilen Rändern
Bleit dir is Herze stiehn!
Stott's Kurn- und Weezenacker
Gibt's Felsen bluß und Steene,
Und ehb de dich versahn hust,
Do brichst de Orm und Beene . . .*

*Mei Kind, durt jene Berge,
Stiehn nich ei Herrgoots Hand,
Nee, nee, der Teufel salber
Schuf sich je grausig Land!
Und wu ma sich om liebsten
Vergnügt, dar Höllenhund —
Kee Mensch traut sich durt nunder —
Doas ihs dar Teufelsgrund!
Sei ollerletztes Opfer,
Doas woar de Krottichliese,
Die toat a sich derschnoppen
Durt uff der Teufelswiese!
Is hoot durt ei da Bergen
Sugoar ein Teufelsplan,
Und ei der Teufelsmühle
Ihs Schlimmes schunt geschahn!
Is hoat an Teufelssteen durt.
Und ooch a Teufelsmoor,
Und uff der Teufelskanzel,
Do predigt a sugoar!
Du findst ei dam Geberge,
Mei Kind, bluß Elend, Nut,
Und wenn de's wogst und neigiechst —
Doas wär der sichere Tud!
Du ale Zeit, Du hust nischt*

*Wie Teufelsspek geschaut!
Die neue oaber lehrt mich:
Hier hoot sich ufgebaut
Der Schöpfergeist a Denkmol,
Wie's schinner kees meh hoot!
Hier haust kee bieser Geist nicht,
Hier wohnt der liebe Goot!*

Das war also die in Verse gefaßte Not der Weberfamilien, das Reiseerlebnis begüterter Menschen und dann wieder das Erlebnis der Heimat von Großmutter und Enkelkind in ein- und derselben Landschaft.

Am 26. Mai 1836 hatte das Hotel „Zu den drei Bergen“ illustre Gäste: Die Herzöge von Orleans und Nemours. Von den Vertretern der städtischen Behörde wurde ihnen ein freundlicher Empfang bereitet, sie reisten dann weiter nach Wien.

Im gleichen Jahr erfuhr der Burgturm eine notwendige Reparatur, wurde auch teilweise abgetragen. Doch der Galgen, der unter Favrat 1778 vom Cavalierberg links zur Schmiedeberger Chaussee versetzt worden war, und der seitdem auf einem Ackerstück der Stadtkämmerei stand, wurde endlich ganz abgebrochen. Ein Jahr später verschwanden das Langgassentor und der Langgassentorturm ganz aus dem Stadtbild. Dadurch wurde der Stadtausgang erweitert, wie auch durch das ebenfalls abgebrochene Haus von Buchbinder Lischke. Die spürbare Vergrößerung der Stadt war notwendig geworden. Am Hausberg aber wurden bestehende Anlagen verschönert und neue Wege gebaut. Schlimmer war es mit den Stadtschulden: Sie betrugen 1837 ganze 97 196 Taler, 1 Sgr. und 11 Pf. Die Getreidepreise waren gestiegen, der Scheffel Weizen 1 Taler, 17 Sgr., Roggen 26 Sgr., Gerste 23 Sgr. u. 6 Pf., Hafer 15 Sgr.

Den im gleichen Jahr eingewanderten evangelischen Zillertalern ließ seine Majestät der König eine Gemeinschaftsschule in Erdmannsdorf erbauen, während schon ein Jahr vorher der Bau einer neuen Kirche und ein dazugehöriges Pfarrhaus auf Anlaß des Königs beschlossen worden war. Dazu war am 12. September der Grundstein gelegt und der 3. Aug. 1838 zum Tag der Einweihung bestimmt worden, aber ein großes Unglück verzögerte alles.

Am 8. Juni war der Turm eingestürzt und hatte 14 Maurer unter sich begraben, von denen nur noch vier lebend geborgen werden konnten. Der König und die Fürstin

von Liegnitz kommen ins Hirschberger Tal und spenden Trost, auch ihre kaiserliche Hoheit, die Großfürstin Alexandra, treffen mit Prinz Friedrich von Preußen und der Kronprinzessin ein.

Doch der Leinenhandel geht immer weiter zurück und die Stadtschulden steigen. Unter den hohen Besuchern sind dieses Mal Prinz Friedrich der Niederlande mit Prinzessin Louise neben der Fürstin von Liegnitz zu begrüßen, Hoheiten, die, wie man später sehen wird, den Hirschberger Spitzenschulen Aufträge geben und ihre Erzeugnisse abnehmen werden.

519 Schüler besuchen die evangelische Stadtschule und 132 die katholische Schule. Im September 1839 erleben die Hirschberger eine Art Manöver im Gebirge, wenn auch nur ein kleines: eine halbe Batterie, sie bestand aus einem Sechs- und einem Zwölfpfünder, einer Haubitze und dazugehörigen Munitionswagen. Dieser Konvoi fuhr durch die Stadt bis zur Schlingelbaude. Von dort ging es wieder zurück über Brückenberg, Krummhübel, weiter nach dem Schmiedeberger Paß und Liebau. Auf schwierigen Gebirgswegen sollten die Eignungen und Brauchbarkeit der Geschütze geprüft werden. Offensichtlich hatten sie ihre Prüfung bestanden.

Am Ende dieses Jahres, am 10. Dezember, verstarb einer der bis heute wichtigsten und angesehensten Männer Hirschbergs: Johann Daniel Hensel. Er hatte 1797 die ausführliche historisch-topographische Beschreibung Hirschbergs herausgegeben. Ihm standen viele Quellen dazu offen, im Gegensatz zu unserem verehrten letzten Hirschberger Chronisten, Herrn Alfred Höhne, der mehr aus dem Gedächtnis als aus geschlossenen Unterlagen sein Hirschbergbuch im Frühjahr 1953 für uns geschrieben hat.

Daniel Hensel, im Alter von 82 Jahren verstorben, fand zur Benutzung eine übersichtlich geordnete und vollständige Registratur vor, auch eine große Urkundensammlung. Unverständlicherweise wurden dennoch in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts Akten in großer Zahl als Maculaturen verkauft, ohne von den Originalen Abschriften anzufertigen. Das ist mehr als unverständlich, hängt aber vielleicht mit der großen Schuldenlast der Stadt zusammen. Zum Glück hat man aber Urkunden



Der Berggast Rübzahl.

Empfehlenswerte Spaziergänge
in und um Hirschberg i. Schl.

Wandertouren in die Vorberge
und auf das Hochgebirge.

Empfohlen und zusammengestellt
von unserem Vorsitzenden

Herrn Adolph Zelder,

Vorsitzender der Wegweiser- und Wegebau-Kommission
des Riesengebirgsvereins Ostztg. Hirschberg.

Erfinder und Verbreiter der Sporthüften.
(Verkaufsstelle für dieselben bei E. R. Zelder)
Bachhallstraße No. 1 und Frauenauerstraße
„Zum Rübzahl“.

Städtische Ressource und Gewerbeverein
Hirschberg i. Schl.

— 18 —



Schildauer Thor (Abbruch 1867).
mit der St. Anna-Kirche und Schildauer-Strasse.

Herm. Kunicke

in Firma: Louis Funkert

Hirschberg i. Schl.

Mineralwasserfabrik.

Selterswasser,

Bransellmonaden,

diverse Sorten

künstl. Bitter Sauerbrunnen,

sowie diverse

andere Brunnen.

„Limonetta“,

(alkoholfreies Getränk).

„Ludwigsquelle“ Warmbrunn,

feinstes natürliches Tafelwasser

mit Zusatz von Kohlensäure.

„Ärztlich empfohlen“.

Export nach allen Ländern.

Hirschberg i. Schl. und Warmbrunn.

Prospekte unentgelt und postfrei.

— 17 —

dem Königl. Staatsarchiv gegeben, und nur wenige Sachen im Magistrats-Archiv zurückbehalten. Dadurch war Hensel genötigt, auch viel aus eigenem Wissen und dem Werk von Herbst als Unterlage zu schöpfen. Seine Verdienste als Pädagoge für die Stadt sind schon mehrfach beschrieben worden.

In der Nr. 1 des Boten aus dem Riesengebirge 1839 machte die Preuß. Renten-Versicherungsanstalt zu Berlin eine Bekanntmachung, demnach das neue Institut, dessen Statuten die landesherrliche Bestätigung unterm 9. Oktober erhalten haben, bald eröffnet wird. Und dann folgen die Hauptbestimmungen, wo es u. a. heißt: Als Beitrag zu den Verwaltungskosten der Anstalt wird von jeder Einlage ein Eintrittsgeld von 15 Sgr. erlegt. Die Mitglieder einer Jahresgesellschaft werden ihrem Alter nach in sechs Klassen geteilt und haben für das auf das Beitragsjahr folgende erste Jahr von einer vollständigen Einlage zu 100 Rthlrn. folgende Rente zu beziehen:

I. Klasse bis 12 Jahren	3 Rthlr. — Sgr.
II. Klasse von 12—24	3 Rthlr. 10 Sgr.
III. Klasse von 24—35	3 Rthlr. 20 Sgr.
IV. Klasse von 36—45	4 Rthlr. — Sgr.
V. Klasse von 45—55	4 Rthlr. 10 Sgr.
VI. Klasse über 55	5 Rthlr. 5 Sgr.

von unvollständigen Einlagen werden diese Renten verhältnismäßig gewährt. . .

Ebenfalls in Berlin wurde am 25. Dez. mittags die am 3. Mai geborene Prinzessin Louise Marie Elisabeth von Bischof Eylert getauft und unter den Taufgästen befanden sich alle, die oft durchs schöne Hirschberg in ihre Ferienschlösser fahren. In Braunschweig war ein Mirakel passiert, ein Bäcker hatte, wie auch in unserer Stadt üblich, das größte Brot gemeldet, nur stimmte es nicht: er hatte ein Vergrößerungsglas benutzt. Dafür erschien in Chur/Schweiz eine ungläubliche Flugschrift: „Was braucht die Bürgerschaft von Chur und was braucht sie nicht?“ Ihr bedürftet vor allem Eure leibli-

chen Glieder zu rütteln, Euren Kopf zu recht zu setzen, Euch zu besinnen, daß Ihr nicht in den Zeiten der ägyptischen Fleischtöpfe noch in der Mannawüste lebet, sondern im Jahre 1838 in Graubünden, wo man arbeiten muß, wenn man essen will: wo die spanischen, mailändischen, französischen und österreichischen Dublonen nicht mehr durch die Fenster hereinfliegen, und die Kellerfässer der von Gottes Ungnade gewählten Herrscher des Veltins zu lebendigen Spinngruben für das versoffene Volks werden . . .“ . Kein Wunder, daß sich die beiden Graubündener Schweizerbäcker aus der Bürgergarde nach Hirschberg abgesetzt hatten. Es galt eben auch für Hirschberg und seine Bürger: Boten aus dem Riesengebirge lesen — dabei gewesen . . . wie in England, wo sich in London ein Trinkverein gebildet hatte. In der Joh.-Palmchen Verlagsbuchhandlung in Landeshut erschien „Legende der Heiligen“ und bei Waldow in Hirschberg waren für 15 Sgr. 24 neue Breslauer Lieblingstänze für 1839 in Noten zu haben: Das waren 7 Schottisch, 3 Galopps, 33 Masurkas, 2 Ländler, 2 Walzer, 1 Eccosaise, 1 Polonaise, 1 Tempête, 1 Francaise, 1 Reccdowa, 1 Kegelquadrille, 1 Eccosaise à la Figaro von F. E. Bunke aus dem Verlage Carl Cranz. Die Liedertafel tagte am 12. Jan. am Sonnabend abends um 7.00 Uhr im deutschen Haus; wahrscheinlich wegen Nahrungssorgen beging ein Goldberger Tischlermeister Selbstmord durch Erhängen und gegen den in Hirschberg geborenen Tagearbeiter Wilhelm Nielpel, auch Güttler genannt, der wegen mehrerer Diebstähle in Arrest war und entkommen konnte, wird ein Steckbrief veröffentlicht: Geburtsort Hirschberg. Vaterland Schlesien. Rel. evang., 29 Jahre alt, 5 Fuß 6 1/2 Zoll groß, graue Augen, Nase Mund gewöhnlich, Zähne gut, Sprache deutsch. . . Und zum Jahreswechsel empfiehlt sich verspätet: Günther, Barbier u. Hochzeitsbitter, aus Spiller, am 4. Jan. 1839.

Die Zillerthaler kommen!

In der Zeit vom 31. August bis zum 4. September 1837 wanderten 427 Zillerthaler aus ihrer alpenländischen Heimat fort, weil sie vom alten katholischen Glauben abgefallen und Evangelische geworden waren. Denn sie hatten entweder die Wahl, erneut katholisch zu werden oder in eine andere Gegend des österreichischen Staates zu gehen oder auszuwandern. Sie entschlossen sich für die Auswanderung.

Ihr Anführer war ein gewisser Fleidl, den die evangelischen Tiroler zu ihrem Sprecher gemacht hatten. Er richtete an Kaiser Friedrich Wilhelm III. ein Bittgesuch, daß er und seine Leute sich in Preußen niederlassen dürfen. Sie hätten sich an keinen Geeigneteren in ihrer Angelegenheit wenden können. Es heißt, daß die Not dieser Tiroler dem König eine Gewissens- und Gemütssache gewesen sei. Er sandte seinen Hofprediger Strauß nach München, damit dieser dort eine Abordnung der Tiroler traf und sich an Ort und Stelle von ihrer religiösen Einstellung überzeugen konnte. Es galt zu prüfen, ob es sich bei den Auswanderungswilligen nicht um Separatisten handelt, diese wären nicht willkommen gewesen. Als durch Hofprediger Strauß festgestellt war, daß sich der Glauben von Fleidl und seinen Leuten fest auf dem Boden der Heiligen Schrift und der Augsburgischen Konfession gründete, begannen die Verhandlungen mit dem österreichischen Staatsminister Metternich, um die 242 Erwachsenen und 144 Kinder aus dem Zillerthal auswandern zu lassen.

Die Evangelischen bekamen vier Monate Zeit zugebilligt, in der sie ihre Häuser und Hausrat verkaufen konnten, als finanzielle Hilfe für ihre Auswanderung. Gelang ihnen der Verkauf nicht, mußten sie nach dieser Zeit alles Nichtverkaufbare zurücklassen. Herzerreissende Szenen spielten sich ab, da nicht immer die Familien geschlossen auswanderten. So waren die Eggers ausgewandert aus Zell am Ziller, aber Andrä Egger hatte seine Frau und alle seine Kinder zurückgelassen. Sie hatten es nicht vermocht, alle katholischen Familienmitglieder zur Auswanderung zu bewegen. So versuchten ein Jahr später Andrä und Adam Egger mit Hilfe des preußischen Kabinetts

das Nachkommen ihrer Familien zu erreichen, was nicht gelang. So hatte dann am 11. September 1838 der Herr Haus-Hof- und Staatskanzler Fürst von Metternich verkündet, den zurückgebliebenen katholischen Familienangehörigen wird keinerlei Zwang angetan. Sie waren nicht zu bewegen, nach Schlesien auszuwandern.

Das Heimweh Andrä Eggers war jedoch so groß, daß er nach elf Jahren der Trennung, also 1848, zurückkam nach Tirol, in der Hoffnung, daß es ihm gewährt sei, ohne Gewissenszwang mit seiner Familie zusammenzuleben. Außer ihm kamen noch der Johann Payr und der Bartholmä Heim aus Schlesien zurück. Nachzutragen sei hier, daß aus der Familie Egger aus Hippach im Zillertal der spätere Fürstbischof Dr. Franz Egger von Brixen (1836—1918) hervorging.

Für die Auswanderungswilligen konnte der preußische König einige Zeit Aufschub erreichen, stellte sich ja auch die Frage, wo die evangelischen Zillerthaler sich in Preußen niederlassen dürften. Die Tiroler wollten um nichts in der Welt die Art ihrer heimatlichen Berge missen, und sie wollten auch nicht getrennt werden, darin blieben sie hart, und damit hatte es Preußen schwer, sie unterzubringen.

Der König hatte sich in aller Eile eine Aufstellung darüber machen lassen, welche Domänen 1838 pachtfrei sein würden. Das ergab ein erfreuliches Ergebnis, aber die Zillerthaler waren bei einer Berechnung von 60 Morgen für eine Familie nicht damit einverstanden, schon deshalb nicht, weil das Angebotene nicht die geringste Ähnlichkeit mit der zurückgelassenen Heimat hatte. Fürwahr ein harter Brocken für Preußen. So hatte sich der Oberpräsident von Posen an den König gewandt, weil er durch Zuzug von Auswanderern seine Provinz weiter kolonisieren möchte, dies zu berücksichtigen. In der Antwort des Königs hieß es zwar, daß solche Vorhaben durchaus wünschenswert wären, doch in diesem Falle darauf verzichtet werden müsse, weil eine Ansiedlung der Zillerthaler in der Provinz Posen ungeeignet sei durch Landschaft und Sprache. Der König wandte sich daher an den Oberpräsidenten von Schlesien mit

der Bitte, die Auswanderer dort aufzunehmen und anzusiedeln, und zwar in dem gebirgigsten Teil Schlesiens. Man möge die kleine Kolonie in die Gegend von Erdmannsdorf einpflanzen, dachte zunächst an eine vorübergehende Unterbringung. Man wandte sich an Schmiedeberg mit diesem dringlichen Wunsche, Bürgermeister und Stadtverordnete ließen sich überzeugen und appellierten an die Bürger, jede nur mögliche Unterkunft, und sei es das kleinste Stübchen, zur Verfügung zu stellen, in gleicher Weise von Wohlhabenden, aber auch von Minderbemittelten. So wurden als erstes 16 Stuben und Kammern für 70 Personen erfaßt und es sah alles ganz gut aus, wäre nicht eine Katastrophe hereingebrochen: Die Cholera!

In Schmiedeberg starben 46 Personen, 209 Choleratote wurden in den umliegenden Orten gezählt. Doch die Auswanderer aus dem Zillerthal waren schon unterwegs; sie waren nicht mehr aufzuhalten. Zum Glück erlosch diese furchtbare Epidemie, als die ersten Einwanderer eintrafen. Sie kamen über den Schmiedeberger Paß: am 20. Sept. 1837 116 Personen, am 23. Sept. 1837 218 Personen, am 2. Okt. 1837 62 Personen und am 17. Okt. des gleichen Jahres nochmals 26 Personen.

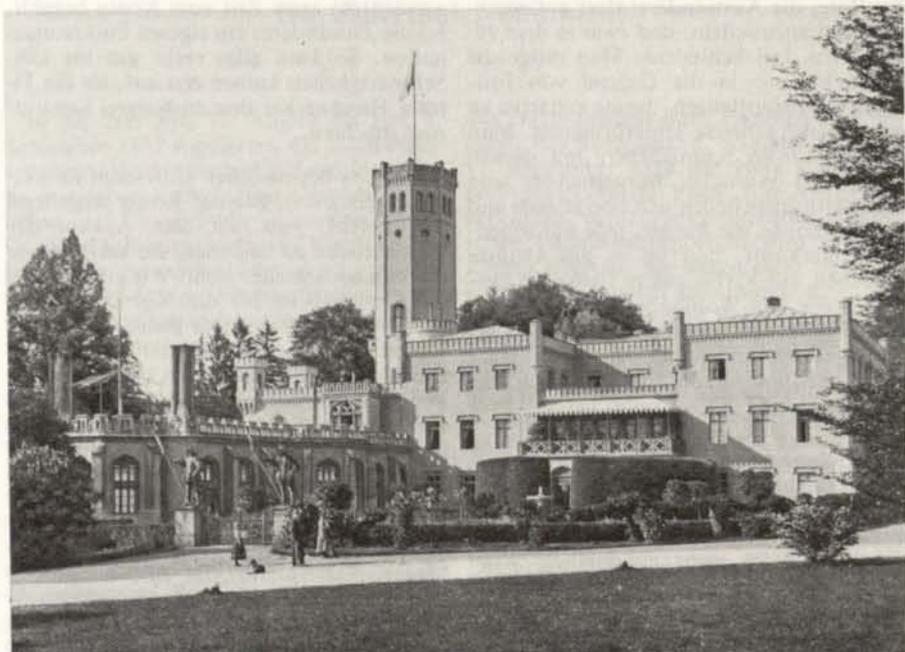
Die Schmiedeberger haben die Flüchtlinge herzlich willkommen heißen und die Tiroler haben nach eigenen Aussagen vor Freude geweint. Bürgermeister Flügel von Schmiedeberg sagte: „Es war ein wahrhaft rührender Anblick, in der Dunkelheit die guten Leute zu bewillkommen, und ich kann nicht leugnen, daß ich mich über meine Schmiedeberger recht gefreut habe, wie sie so in guten und schlechten Kleidern, in starken Stiefeln und Damenschuhen der Witterung Trotz boten und ebenfalls den Ankommenden ihre wirkliche herzliche Bewillkommung ausdrücken wollten.“

Der Schmiedeberger Bürgermeister hatte allen Grund, auf seine Bürger stolz zu sein, wie auch der preußische Staat auf Schmiedeberg gleichermaßen stolz sein konnte. Denn hier ging beides zusammen: Die staatliche Anordnung und das Verständnis der Bürger. Gräfin Reden, die sich um die Zillertaler sehr verdient gemacht hat, trat gleich hilfreich auf den Plan. Sie kümmerte sich vor allem um die Frauen, kaufte Wolle zum Stricken und lehrte sie sogar, selbst Wolle zu spinnen. Die Wohnungsmieten

wurden die erste Zeit vom König bezahlt, bis die Zuwanderer ein eigenes Einkommen hatten. So kam alles recht gut ins Lot, Schwierigkeiten kamen erst auf, als die Tiroler Handwerker den ansässigen Konkurrenz machten.

Um den beginnenden Unfrieden im Keime zu ersticken, gab der König umgehend den Befehl, jetzt mit dem Ankauf der Grundstücke zu beginnen. So einfach war das nun auch wieder nicht. Wie groß sollten die Grundstücke für die Neusiedler denn sein? Als Maßstab sollte gelten, daß jeder Tiroler soviel bekommen sollte, wie er im heimischen Zillerthal gehabt hatte. Manche konnten nur ungenaue Angaben machen, rechnete man in Tirol auch mit sogenanntem Bautagwerk, daß nach Berechnungen etwa vier preußische Morgen groß war. Es kam allerhand zusammen: 907 Morgen Hutung, 526 Morgen Wiese, 1117 Morgen Wald, 747 Morgen Ackerland und 121 Morgen Gartenland, das sind zusammen 1598 Morgen. Und wo sollte soviel zusammenhängendes Land in Schlesien gefunden werden? Das war nicht einfach.

Der König selbst war es schließlich, der sich bereit erklärte, für die Tiroler von seinem Erdmannsdorfschen Besitz soviel Land herzugeben, wie für die Ansiedlung benötigt würde; als erstes wurde für zehn Familien das Vogtesche Vorwerk in Seidorf angekauft, dazu sieben Stellen in Erdmannsdorf, und die Herrschaft des Erdmannsdorfer Schlosses trat die noch benötigten 1215 Morgen Land ab. Die endgültige Ansiedlung der evangelischen Glaubensflüchtlinge konnte beginnen. Ein preußischer Morgen Land wurde 1838 mit 75 oder auch mit 108 Mark berechnet, je nach Wert und ob Ackerland oder Hutweide. Wer von den Zillerthalern in der Lage war, sofort zu bezahlen, sei es aus eigenem Vermögen aus dem in Tirol verkauften Besitz oder späterer Erwerbstätigkeit heraus, der wurde sofort Eigentümer. Die weniger Begüterten konnten ihre Grundstücke in Erbpacht mit späterem Kaufrecht erwerben. Um den Neubürgern den Start zu erleichtern, erließ man ihnen für die erste Zeit jegliche herrschaftliche Hofdienste. Bis 1840 entstanden insgesamt 69 Häuser, mit deren Bau man nach Ende des Winters begonnen hatte. Häuser, die nach dem ausdrücklichen Willen des Königs nicht in Billigbauweise er-



Das Schloß Erdmannsdorf i. Rsgb.



Blick auf Schmiedeberg i. Rsgb.

stellt werden sollten, sondern in der stilvolleren Tiroler Bauart, von denen nicht wenige den zurückgelassenen Häusern in der Heimat glichen. Von diesen ersten 69 Häusern entfielen auf Nieder-Zillerthal 43 und

auf das sogenannte Hohe Zillerthal 10. Die Gesamtgemeinde bekam den Namen Zillerthal-Erdmannsdorf.

Obwohl den Tirolern doch rechte Zugeständnisse gemacht wurden, was die Land-

schaft betraf und die Größe ihrer Höfe, einschließlich des Zusammenbleibens der ganzen Einwanderergruppe, so erschien manchen das Leben im Schatten der Schneekoppe doch zu schwer. Schon 1838 waren einige nach Bayern und in die Steiermark weitergezogen, auch nach Polen, Nordamerika und auch nach Australien und später noch nach Südamerika.

Zu dem Bau der Häuser für die Einwanderer bekam der Oberpräsident von Schlesien folgende königliche Order: „Ich kann das unter keinen Umständen gestatten und trage Ihnen hiermit auf, den Regierungspräsidenten zu veranlassen, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu Hilfe zu kommen, damit die Gebäude, unbeschadet der erforderlichen Sicherheit in der Ausführung, vor Eintritt des Spätherbstes vollendet werden.“

Im Herbst 1838 konnten bereits 47 Häuser bezogen werden.

Ein Tirolerhaus kostete durchschnittlich

5300 Mark. 263 400 Mark standen für das ganze Bauvorhaben zur Verfügung.

Das neuerstandene Zillerthal-Erdmannsdorf war bis in unsere Zeit hinein eine Art Denkmal preußischen Wirkens im besten Sinne. 350 000 Mark soll der König privat für die Tiroler bei der Unterstützung der Einwanderer gegeben haben. Und auch seine Nachkommen, Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Friedrich III., haben in diesem Sinne weiterhin die armen Zillerthaler unterstützt. Sie hatten viel erreicht, besonders das sie zusammenbleiben durften. Sie hatten auch ihre Nationalität bewahren wollen, aber schon um die Jahrhundertwende wird geklagt, daß die Jüngeren kaum noch die Tiroler Mundart sprechen und daß man kaum noch die grüne Joppe mit dem spitzen Tirolerhut sieht. Dagegen zeugten bis in unsere Zeit ihre Häuser für ihre Herkunft und in der Riesengebirgswoche waren „unsere Tiroler“ aus dem Festzug nicht fortzudenken.

Ein Schulmann und ein Dichter — zwei große Söhne aus Fischbach

Im Hintergrund dieser für den Kreis Hirschberg so ereignisreichen Zeit machten zwei Männer aus dem nahen Fischbach zwischen dem Stadtgebiet und dem herausragenden Doppeldorf Zillerthal-Erdmannsdorf auf verschiedene Weise von sich reden: Karl Friedrich Wilhelm Wander, dem zu Ehren eine 1903/04 errichtete Volksschule an der Schützenstraße mit gegenüberliegender Turnhalle „Wilhelm-Wander-Schule“ genannt wurde.

Doch bis zu dieser Ehrung ist es ein weiter Weg und der große Sohn Fischbachs, Carl Ehrenfried Bertermann, ein Dichter, der sehr jung an Schwindsucht starb, hat Zeit seines schweren Lebens auch wenig Gutes erfahren. Schon deshalb haben sie hier in der Geschichte der Stadt und deren Umgebung eine Würdigung verdient:

Im Jahre 1803 wurde dem Fischbacher Schneider Wander ein Sohn geboren: Karl Friedrich Wilhelm. Die Not sah durch alle Fenster herein, Schneider Wander konnte die Familie nur mühselig ernähren. Noch bevor der später als Wilhelm Wander bekannte Knabe die Schule besuchte, hat er bereits Kenntnisse im Lesen, vermittelt vom Großvater und der Mutter. Der Vater war

durch und durch ein Protestant mit aller erdenklichen Strenge, die u. a. auch darin bestand, daß der kleine Wilhelm als Schulfänger noch einen altmodischen Zopf tragen mußte, was den Spott der Mitschüler herausforderte. Schon sehr früh traten die hervorragenden Begabungen des Jungen zutage, gern würde er Lehrer werden, doch dieses konnte ihm der Vater mit seinem kargen Einkommen nicht ermöglichen. Wilhelm Wander kam zu einem Tischler in die Lehre. Der Tischlerlehrling allerdings verlor sein Ziel, doch noch irgendwie Lehrer zu werden, nie aus den Augen; er wollte es schaffen, eines Tages das Lehrerseminar zu besuchen. Die Aussichten waren gleich Null, trotzdem schaffte er es; dazu war es notwendig, auf den Besuch des Lehrerseminars entsprechend vorbereitet zu sein. Diese Vorbereitung übernahmen in der Regel Lehrer, die sich diese verantwortungsvolle Aufgabe zutrauten, oder die schlicht einen Zuverdienst nötig hatten.

Einer von ihnen war der Fischbacher Kantor Langner, und Wilhelm Wander bekam von ihm und auch von Pastor Siegelt das notwendige Wissen vermittelt. 1822 legte er die Prüfung für das Lehrerseminar in



Schloß Fischbach i. Rsgb.

Bunzlau ab und wurde aufgenommen. Es ist möglich, daß Wilhelm Wander sich eine von ihm ersehnte Lehrerausbildung anders vorgestellt hatte, denn die in Bunzlau soll doch sehr streng gewesen sein und vielleicht auch nicht ganz fortschrittlich, denn der Fischbacher stellt fest: „Wir bekamen die Buchstaben der Bibel ohne ihren Geist gelehrt.“

Seine Bunzlauer Lehrer haben ihn wohl nicht ganz überzeugen können und es mag sich damals schon allerhand an Gedanken in seinem klugen Kopf gesammelt haben, was später zum Tragen kam, wenn auch nicht zur reinen Freude der Obrigkeit. Im Unterricht überwog der geistliche Stoff mit religiösen Fragen, aber freie Geistesrichtung zwischen zwei Buchdeckeln war noch so gut wie tabu und die Erkenntnisse des großen Pestalozzi drangen kaum ins niederschlesische Bunzlau.

1824 bekommt der junge Lehrer aus Fischbach seine erste Stelle in Gießmannsdorf Kr. Bunzlau für 12 und 1/2 Silbergroschen in der Woche. Er schwimmt gegen den Strom, verurteilt die allgemein übliche Prügelstrafe, auch für den Leseunterricht läßt er sich Besseres einfallen als bisher, sein Weg als bedeutender Schulmann seiner Zeit hat begonnen.

Er kommt als Lehrer nach Hirschberg (1827), trifft hier auch seine Frau, Charlotte Fritsch, die er bald ehelicht. Bald bringt er ein Buch über allgemeine Sprachlehre heraus: „Der Satz in seiner Allseitigkeit. Ein Lesebuch und eine Sprachlehre in notwendiger und zweckmäßiger Verbindung.“ Er erhält für dieses sogar eine Auszeichnung. Denn es gab zu dieser Zeit noch keine festen Regeln für die deutsche Rechtschreibung. Meistens mußte eine alte Bibel als Vorlage herhalten. Der Anerkennung folgte ein Rüffel dafür, daß sich Wander als Lehrer dafür stark machte, daß seine Schüler nicht mehr Rechtschreibung nach der veralteten Bibel, sondern nach seiner im Buch festgehaltenen Methode erlernen sollten. Die Regierung in Liegnitz verbot ihm das.

Er hing der Idee einer freien Schule und einer freien Entfaltung des Geistes an, geistig geprägt durch Lessing und Rousseau lökte Wander unablässig gegen den Stachel, gegen veraltetes Denken in der Pädagogik und gründete in Hirschberg den Verein „von Freunden einer vernünftigen Auffassung des Christentums“. Dieser gab sogar eine Zeitschrift heraus, wo Wander als Redakteur wirkte, genau in jenen Jahren,

als die Zillerthaler ins Land kamen. Allein im Vereinsnamen liegt eine Menge Zündstoff, kein Wunder, daß die Regierung seine Bewerbung als Lehrer in den Seminar-dienst ablehnte. Ein zuständiger Beamter soll zu Wander gesagt haben: „Sie wären ein Prachtexemplar unseres Bezirks, wenn Sie nur ihren verdammten Eigensinn nicht besäßen.“ Diesen eigensinnigen Weg ist Wilhelm Wander unbeirrt weitergegangen zum Wohle späterer Schülergenerationen, so daß ihm Hirschberg nur Anerkennung zollen konnte mit der Namensgebung „Wilhelm-Wander-Schule“.

Der Zufall will es, auch der andere große Sohn aus Fischbach war ein kleiner armer Schneider. Er wurde am 15. Juli 1829 in Fischbach als jüngstes Kind eines Kleingärtners geboren, worunter man sich keinen Gärtner in unserem Sinne vorstellen muß, sondern jemanden, der ein kleines Stückchen Feld „begärtner“. Es handelt sich um Carl Ehrenfried Bertermann.

Als er ein Jahr alt ist, stirbt sein Vater. Die Familie lebt in unbeschreiblicher Not. Als Schüler wird er wegen seinem Fleiß und seiner Auffassungsgabe gleichermaßen gerühmt wie Wilhelm Wander; er soll einer der fähigsten Schüler gewesen sein. Wahrscheinlich kam in ihm der Gedanke Lehrer zu werden gar nicht erst auf. Er war krank und schwächlich: nach Beendigung der Schule erlernte er das Schneiderhandwerk.

Die Schneiderstube und das wenige zum Essen machten ihn wohl noch kränker, machten ihn zum Schwindsüchtigen. Erstaunlich ist, wie sich trotzdem sein Geist entfaltete: er schrieb beachtliche Gedichte in Schriftdeutsch und in schlesischer Gebirgsmundart, sehr lang, wie man sie damals schrieb, balladenartig. Carl Friedrich Bertermanns Gedichte sind der Tiefe der Volksseele entsprungen, sind nicht gemacht, sondern entstanden; sie sind der Seele des Verfassers entquollen, heißt es im Vorspann zur siebenten (!) Auflage seiner Gedichte, Verlag und Druck der Actien-Gesellschaft „Bote aus dem Riesengebirge“, 1887, hergestellt in Leipzig vom königl. Hofbuchbinder Fritsche. Doch soll hier Carl Friedrich Bertermann, weiland Schneider und Inwohner zu Fischbach, selbst zu Worte kommen:

Die Wallfahrt am Ostermorgen

*Noch übt der Schlaf am Körper seine
Macht*

*Und spendet neue Kraft der müden Hülle.
Es deckt die Erde schauerliche Stille,
Noch ist es Nacht!*

*Vier ernste feierliche Töne ruft
Die Kirchenglocke, und in ihre Klänge
Mischt schon die Lerche ihre Festgesänge
In freier Luft.*

*Da eilen wir in emsig schnellem Lauf
Hin zu des Falkenberges hohen Zinnen;*



Hain i. Rsgb.

Das Osterfest in Freude zu beginnen,
Zieh'n wir hinauf.

Vor unser'm Blicke ruht das schöne Thal,
In dunkle Nebelmassen eingeschlossen,
Bald wird's mit neuem Leben übergossen
Vom Sonnenstrahl.

(gekürzt, 8 Verse insgesamt)

Auf diese Weise erfährt der heutige Leser
etwas von dem damaligen Osterbrauchtum
in Fischbach.

Nicht selten auch liegt in Bertermanns
Gedichten eine Spur früher Weisheit. Im
siebenten Vers vom klugen Fischlein heißt
es nämlich:

Dies war ein Fisch, und, wie bekannt,
Heißt's doch, ein Fisch hat nicht Verstand.
Und Menschen, mit Verstand verseh'n,
sind's oft, die in die Falle geh'n . . .

Des armen Schluckers Geldbeutel um-
faßt acht Verse. In diesen scheint das ganze
armselige Leben des dichtenden Schneiders
eingefangen zu sein. Ich gebe hier den er-
sten und letzten Vers des Gedichtes wieder:

Thu' dich auf, mein Beutelein,
Spende deine Körner.

Jeder will bezahlet sein,
Niemand borgt mir ferner.
Schon vor Jahren, Monden, Wochen,
Hab' ich Manchem Geld versprochen.
Sollt' ich wohl ein Lügner sein?

Thu dich auf, mein Beutelein!

Packe dich, du leerer Sack,
Weich' aus meiner Nähe,
Daß ich dich mein Lebetag
Nicht mehr wiedersehe. —
Nur für Geld bekommt man Zucker,
Ach ich armer, armer Schlucker.
Speise, Trank und frohen Tag
Raubtest du mir, leerer Sack.

(Galgenhumor eines Dichters aus Fisch-
bach, der mit 30 Jahren an Schwindsucht
starb).

Beeindruckend ist auch sein Gedicht in
gebirgsschlesischer Mundart des 19. Jahr-
hunderts:

Zufriedenheit

Mir Orma, mir bilda 's üns monchmoll wull
ei,

Olls hätt' as die Reicha viel Besser,
Goar moncher verliert sei Verschiesel
dabei

An baut ei de Luft grusse Schlösser.
Ar mecht sich bal decka bis über die Uhrn,
Viel wetter, ols har sich koan strecka,
A glebts ne, doss, war underm Schemmel
gebuhrn,

Seilabige drunder muss stecka.

Ich soag letzt a Perschla, ich hoa larn kenn,
Es gibt err au viel, die ihm gleicha,
Vu dam weess ich's, doss a goar garne aus
senn

Vermuderta Luch well entweicha.
A wär goar zu gärne a Grusskall geworn,
Ei olle Quork thutt a au pfuscha,
Es tutt mer sogoar harzlich leed üm da

Norm,
Doss har underm Bänkla sol kuscha.

Ich hoa'm schund monchmol de Wuhrheet
gesoart;

„Freind, bies ock ne narsch üm's Gaharne,
Zum grussa Kall hot's doch bei dir kene
Oart,

An wärscht es au noch a su garne.
De Gons wird ke Oadler, de Filzlaus ke
Schwein,

An doch denka suwoas die Meesta.
Der Schneider, dar muss bei der Nähndude
blei'n,

Der Schuster jedennoch bem Leesta.
Bleib, Bruder, zufrieda mit dam, woas de
bist,

Doas meen ich, doas ies wull doas Rechte,
Du kimmst, wenn du meher willst sein,
uf a Mist,

An doas konste gleba, ne sechte.
Wenn jeder woas meher well sein, ols a
koan,

Do liffa se bal uff a Köppa.
Dei Jörgla wär Voater, denn Rock zieg a
oan,

Denk, wär a de Flügel ne schleppa?
Dei Weib welle Moan sein, bedenk, wie och
ar

De Hosa korjose wärn possa.
De Köch'n will Frau sein, die wär Olls
derquar,

An nischt noch der Länge oafossa.
Do wella de Schuljunga Schulmeister sein,
An kända kenn Buchstoba lasa;
De Enta, de wärn wie die Gänse wull
schrein,

Doas gäb' a derbärmlich Wasa.
A jeder muss bleiba, wie's ihm ies
bestimmt;

Doas kinn merr ne sein, woas merr welda.
Doss monchmol a Niedriger hücher nuff
kümmt,

Doas ies heutzutage goar sellda.
Au meen ich, s'ies besser, öwenn niedrig
merr stiehn,

Doch kinn merr ne goar zu huch sterza.

*Bricht Enner a Hols oder blussig a Zien',
Woas wär a om serrsta wull schmerza?*

*Drum willn merr mit damm ock zufrieda
üns gahn,*

*Woas ünse Theel is, woas merr treiba,
Merr wulln eher nunder, ne über üns sahn,
Do warn merr zufriedener bleiba.*

*Bdenka merr, doss doch noch vielluf der
Welt,*

*Um doas zu warn, ö woas merr sein, straba,
Bedächte merr, doass moncher Hucho tief
fällt,*

Do könda merr glücklicher laba.

Es ist wirklich lohnend, sich mit dem Werk des aus Fischbach stammenden Dichters zu beschäftigen.

Man schreibt das Jahr 1841. Die Schützengilde hat sich einen neuen Kretscham gebaut. Sie hat ihr bisheriges Haus in der Stockgasse an den Besitzer des „Gasthofs zu den drei Kronen“ verkauft, der großes Interesse daran hatte, denn dort war der größte Saal von Hirschberg. Es hatte auch noch mehrere kleine, was dem Geselligkeitsbedürfnis der Bürger entgegenkam. Der große Saal wurde sogar beheizbar gemacht, so daß auch im Winter dort Theatervorstellungen möglich sind.

Am 26. August 1843 ist die 30. Wiederkehr der siegreichen Schlacht an der Katzbach gegen die Franzosen. Am Abend dieses Tages leuchten Freudenfeuer von der Schneekoppe ins Land.

Von Norwegen ins Riesengebirge: Kirche Wang

1837 wurde in Vang/Norwegen die Hauptkirche versteigert. Ein Professor der Kunstakademie in Dresden, der norwegische Maler J.C.C. Dahl, kaufte die alte Kirche für 94 Spezis und 105 Schilling, was ungefähr ein Betrag von 427 Mark war. Er war einer der besten Kenner nordischer Holzkirchen. Beim Kauf dieser Kirche allerdings mußte er sich verpflichten, „die in der Kirche etwa begrabenen alten katholischen Bischöfe und Canonici auf dem Kirchhof luther. begraben zu lassen.“

Weil Prof. Dahl die Kirche von Vang in Norwegen belassen wollte, bemühte er sich — leider vergebens — Kirche Vang entweder im Schloßpark zu Christiania oder auf dem Besitz des Grafen Wedell-Jarsberg aufzustellen. Als dieses nicht gelang, versuchte er, daß bei der Restaurierung der Königshalle in Bergen wenigstens Säulen und Portale seiner Kirche Verwendung finden könnten. In diese Bemühungen fällt ein Briefwechsel des norwegischen Philosophen Henrik Steffens mit Freunden in Berlin. Steffens stammte aus Stavanger, lehrte in Breslau, wurde 1832 nach Berlin berufen, wo es sich dann begab, daß Briefe der Gräfin Reden an ihre Schwester in Berlin diese vom Schicksal der norwegischen Kirche unterrichteten.

Daraufhin konnte König Friedr. Wilh. IV bewogen werden, die Holzkirche des Prof. Dahl zu erwerben, um sie auf der

Berliner Pfaueninsel aufzustellen. In Norwegen allerdings hielt man diesen Ankauf schlichtweg für „Barbarei“ und die Bürger von Vang versuchten in letzter Minute den Abtransport der Kirche zu verhindern und sie in Norwegen zu behalten. Sogar der Preis wurde heruntergedrückt. Doch für den Preußenkönig war der Kauf perfekt und in Ordnung — die Überlegung der Norweger kam einfach zu spät. Er beauftragte einen in Balestrand in Norwegen lebenden deutschen Maler und Architekten, F. W. Schiertz, die Kirche genau abzuzeichnen. Schiertz ließ sie dann im Sommer 1841 vorsichtig auseinanderbauen, sorgfältig jedes Brett, jede Bohle und jeden Holzstab nummeriert. Die Reise der zerlegten Kirche Vang ging zunächst über Land: Filefjeld, Lårdal, um dann auf ein Schiff verladen, von Bergen bis nach Stettin weitertransportiert zu werden. Bei guter Schneelage ging der Transport weiter über Land bis in den Hof des alten Museums in Berlin. Gräfin Friederike von Reden auf Buchwald pflegte mit dem König in Berlin ein freundschaftliches Verhältnis, er schätzte sie und ihre Klugheit sehr. So kam es, daß er in einem Brief ihren Rat erbat, wo nun diese Kirche aufzustellen sei? „Sie möge ihm das Rechte angeben und den Punkt wählen“. Das war ganz genau das, was die Gräfin Reden erhofft hatte. Umgehend schrieb sie an König Friedr. Wilh. IV nach Berlin: „Der Punkt war längst in meinem Herzen gefunden. Sie muß im Angesicht von Erdmannsdorf auf



Ein Schmuckstück des Riesengebirges: die Kirche Wang.

der Höhe stehen, zum Gottesdienst für die Gebirgsdörfer oder Gebirgsbauden, Frost, Wolfshau, Baberhäuser, Brückenberg. Daneben ein Haus von Holz im selben Stil, einfach und rustique, für Prediger und Schullehrer, denn von Schmiedeberg und Arnsdorf kann das Kirchlein nicht bedient werden, — ein Seelsorger kommt nie herauf, die Leute sterben ohne Trost und Sakrament, die Kinder werden, oft sechs Monate alt, getauft oder sterben auf dem sechs Stunden langen Weg im Winter.“

Gräfin Reden hatte also gewichtige Argumente in ihrem Brief formuliert, die Kirche von Wang im Riesengebirge aufzustellen.

Sie stellte sich vor, daß ein treuer, aber „rüstiger“ Kandidat Prediger, Seelsorger werden soll. Unter dem gleichen Dach des späteren Pfarrhauses habe ein Adjuvant zu leben, der als Lehrer bildet, den Seelsorger von Fall zu Fall begleiten kann, um die verwilderten Kinder“, die oft bis 9 Jahre nackt herumlaufen, zu erziehen und zu unterrichten. Das hatte übrigens 1803 auch Dr. Hoser aus Wien behauptet, der das Rie-

sengebirge durchstreift hatte und wie er meinte, ein ähnliches Hirtenvolk wie in der Schweiz angetroffen habe und wo eben die Kinder kaum bekleidet in aller Unschuld leben und dem rauhen Klima trotzen. Da dies von zwei verschiedenen, doch sehr gebildeten Personen behauptet wurde, muß angenommen werden, daß dieses stimmte. Indeß wird nicht berichtet, ob dies der ungeheuren Armut entsprang oder einfach die Lebensform sehr widerstandsfähiger Gebirgsmenschen war. Gräfin Reden konnte sich bei den armen Leuten aus, denen ihre ganze Fürsorge galt. Sie sorgte auch in ihrem Schloß für einen Brückenberger Knaben, der bei seinem Vater ganz in der Nähe der Kirche gewohnt hatte. Brückenberg hieß auch Brückendorf, dies bezog sich auf die Wege durch den sumpfigen Berghang, die durch Verlegen von Knüppelholz fest und begehbar gemacht worden waren. In Brückenberg gab es schon 1690 einen gräfl. Schaffgotschen Oberförster und 1698 war dort in der Nähe noch eine Bleibe der Buschprediger. Sie hielten ihre religiösen Versammlungen am „Predigtstuhl“ am Stirnberg, oder auch im Mordgrund, am

Dittrich und in Birkicht ab. Auf dem Stirnberg gibt es den „Sammeljungen“, auch Sammeljunge oder Sammelstein genannten Ort. Er diente als Ausgangsort, wenn die Landreiter die Evangelischen in ihren Verstecken aufzuspüren hatten. In dieser Gegend hatten es also die Lutheraner bislang immer sehr schwer gehabt.

Selbst der Grundherr, Reichsgraf Schaffgotsch, hatte schon 1743 die Erlaubnis zum Bau eines Bethauses erteilt, aber es fehlten die Mittel. Darüber waren fast 100 Jahre vergangen und der Wunsch nach einer eigenen Kirche brannte nach wie vor in den Herzen der Gebirgler. Nach dem Schreiben der Gräfin Reden vom Dez. 1841 an den König erwiderte dieser alsbald mit folgendem Text: „Ihre Gedanken über mein norwegisches Kirchlein sind entzückend für mich, und wir müssen suchen, es durchzusetzen. Als Succursale der Pfarre wird das wohl keine großen Schwierigkeiten haben. Schaffen Sie nur Rat für einen tüchtigen und rüstigen Geistlichen.“ Wie man sieht, betont auch der König die Notwendigkeit der „Rüstigkeit“ in dieser rauhen Gegend. Die Gräfin hoffte, den König im Mai für einen Besuch zu gewinnen, wo man sich die Örtlichkeiten ansehen könne. Ihr gelang es auch, den befreundeten Graf Christian Leopold von Schaffgotsch für ihren Plan zu gewinnen und seiner Unterstützung sicher zu sein. Dessen Kameraldirektor von Berger sowie dem Königl. Baumeister Haman konferierten 1842 bei Gräfin Reden mit dem Ergebnis, eine Ortsbesichtigung vorzunehmen, was im Februar keineswegs eine Lustpartie war. Der Ort wurde gefunden. Es handelte sich um ein Grundstück des bereits erwähnten Häuslers Nitsche am sogenannten „schwarzen Berge“ in Brückenberg. In neuerlicher Konferenz, nachdem man nun den Platz gefunden hatte, wurde die dem Kirchlein angepaßte Zeichnung vom zu erstellenden Pfarrhaus vorgelegt, beschlossen, das notwendige Bauholz aus Wolfshau heranschaffen zu lassen, solange noch Schnee liegt. Da ist der Transport mit Schlitten und Pferden einfacher, nach dem Schnee koste er das Doppelte.

Daß so ein Baubeginn trotzdem noch allerhand Hürden zu nehmen hatte, geht daraus hervor, daß erst noch eine Königl. Kabinettsorder an den Regierungspräsidenten Graf Ferdinand zu Stolberg-Wernigerode

zu Liegnitz aus Berlin erging mit folgendem Wortlaut: „Wie Ihnen bereits bekannt geworden, habe Ich beschlossen, die von Mir aus Vang in Norwegen gekaufte altertümliche hölzerne Kirche auf dem Riesengebirge zum kirchlichen Gebrauch aufstellen zu lassen und mit ihr zugleich ein eigenes Pfarr- und Schulsystem zu begründen, oder dieselbe als Hilfskirche mit einem bestehenden Pfarrsystem zu verbinden, worüber die Verhandlungen noch schweben. Als der geeignetste Ort zur Aufstellung der Kirche nebst dem zu erbauenden Pfarr- und Schulhause ist Mir ein Terrain unterhalb der Dreisteine, das sich zurzeit im erbzinslichen Eigentum des Häuslers Nitsche in Brückenberg befindet, in Vorschlag gebracht und von Mir genehmigt worden. Da es jedoch Mein sehnlichster Wunsch ist, daß noch in diesem Jahre mit der Aufstellung der Kirche und der Erbauung des Pfarr- u. Schulhauses begonnen wird, so veranlasse ich Sie: 1). mit dem jetzt. Eigenthümer des Grundstückes wegen dessen Abtretung schleunigst in Unterhandlung zu treten. Der Graf Schaffgotsch hat sich erboten, ein ihm gehöriges ganz in der Nähe gelegenes Stück wüstes Forstland, das ungefähr von



Karl-Friedrich Wander, der große Pädagoge aus dem Riesengebirge.

gleicher Größe ist wie das zu erwerbende, unentgeltlich zum Tausch abzutreten. Es wird alsdann dem Eigentümer nur noch eine billige Entschädigung für die zu verwendenden Kulturkosten zu gewähren sein. Sie haben brigens dem Grafen Schaffgotsch Meinen besonderen Dank für diesen neuen Beweis seines uneigennütigen Eifers da, wo es darauf ankommt, das Gute zu fördern, zu erkennen zu geben.“

Unter 2). wird die schnelle Schlagung des erforderlichen Holzes, den Abtransport im Schnee usw. angeordnet, und „ehe der Saft in die Bäume tritt.“

Es wird bemerkt, daß der zerlegten Kirche einiges fehlt, z. B. der Umgang, und daß dieser sofort nach Zeichnungen, die bei der Gräfin Reden liegen, angefertigt werden muß, und zwar von Werkmeistern der dortigen Gegend!

Der König ist sicher, daß sich der Regierungspräsident zu Stolberg-Wernigerode sich der Sache im Sinne des Königs widmen wird. „Die erforderlichen Kosten haben Sie vorschußweise aus der Hauptkasse der Regierung zu Liegnitz zu entnehmen und zur Wiedererstattung zu liquidieren.“

Es bedarf hier der Erwähnung, die neugebildete Kirchengemeinde Stonsdorf im Patronat des Prinzen Reuß hätte die norwegische Kirche auch gern gehabt, aber Brückenberg wurde endgültiger Standort. — Der König selbst machte die Skizzen für den Glockenturm und sagte das Geschenk zweier Glocken zu. Am 16. März 1842 begann das Fällen des Holzes am Hängesaum von Wolfshau, in der Zeit vom 26. März bis zum 17. April wurden die noch vorhandenen Teile der alten Kirche aus dem norwegischen Vang auf Flößen die Oder aufwärts bis Aufhalt gebracht. Kein Geringerer als der Regierungspräsident beaufsichtigte die Verladung über Liegnitz nach Schmiedeburg, deren Verantwortung ein Zimmerpolier Winkler hatte. Am 24. April gelangte der Transport von neun beladenen Wagen in Berbisdorf an, ging einen Tag später gegen Mittag bis Hohenzillerthal, d. i. Oberseidorf — wo — wie bei der Durchfahrt durch Hirschberg — sich viele jubelnde Menschen eingefunden hatten. Die Reste des ehrwürdigen Kirchleins bestanden aus festem Kiefernholz. Der Transport wurde von Gräfin Reden und dem Königl. Baumeister Haman empfangen. In den Scheunen der beiden Tiroler Stock und Rieser

wurde vorerst alles gelagert und die nachfolgend wiedergegebene vertrauliche Anrede von Stock zur Gräfin wirft ein Licht auf die große Zeit im Riesengebirge. Beim Ab-laden hatte er der Gräfin zugerufen: „Muetter, hast du die Losung gelesen?“ Gräfin Reden hatte sie mitgebracht und las sie laut vor: „Jes. 58,12. Du sollst heißen! der die Lücken verzäunet und die Wege bessert, daß man da wohnen möge.“

Sie sprach weiter:
Herr, hilf in allen Dingen,
Daß wir den Plan vollbringen,
Daß wir dir drinnen grünen
Und fröhlich draußen dienen
Und geh'n im Segen ein und aus.

Es würde hier zu weit führen, das Material aufzulisten. Am 30. Mai wurde die Baustelle abgesteckt, am 2. Juni begannen die Erdarbeiten, am 2. Aug. 1842 wurde der Grundstein gelegt. Ein erstes Mal Besuch des Königspaares an der Baustelle, das zur Konfirmation der Prinzessin Franziska, Auguste, Maria Hedwig von Preußen, der Tochter des Prinzen Wilhelm zu Fischbach, im Gebirge weilte. Die Konfirmierte aus Fischbach war zu dieser Zeit schon die Verlobte des späteren Königs Max II. König von Bayern. Auch die Schwester der Gräfin Reden, Caroline von Riedesel aus Berlin, war mit bei der Besichtigung. Inzwischen schreibt man den 15. Okt. 1843, Tag des Geburtstages der Königin: das Kreuz wird auf den Turm der Kirche Wang aufgesetzt, versehen mit der Jahreszahl des vermutl. Baues der Kirche in Vang/Norwegen: 1200.

Die Bautätigkeit dieses Jahres schloß mit dem 24. Dezember. Alle Kirch- und Turmdächer waren mit Schiefnern abgedeckt. Zunächst mit kleinen schweren, kleinschuppigen böhmischen Schiefnern, die 1888 durch deutsche Schiefnern ersetzt wurden. Die böhmischen Schiefnern waren an die Baberhäuser Schmiede verkauft worden. Im März 1844 war die große Umfassungsmauer um Kirche Wang vollendet, und am 18. Mai konnten die drei vom König gestifteten und vom Gnadenberger Glockengießer Pühler gegossenen Glocken aufgezogen und zum ersten Male geläutet werden. Namen und Inschriften hatte der König selbst gewählt: „Lob Christi“ stand auf der 3,5 Ztr. schweren, und die Verse von Psalm 103,1-4. Auf der leichteren, 1,75 Ztr. schweren Glocke stand „Vater unser“ und der ganze Text des Gebetes. Die nur 3/4

Ztr. schwere Glocke im Dachreiter hieß „Lamm Gottes“. Eingegossen war Joh. 1., 29. Gußeiserne Uhrtafeln kamen aus der Eisengießerei in Neusalz an der Oder, wo sich Herrnhuter niedergelassen hatten. Die Uhrtafeln hatten jede ein Gewicht von 3 Zentnern. Die Uhr war ein Werk des Hirschberger Uhrmachers Scheer, die Orgel wiederum kam aus der Werkstatt des Schmiedeberger Orgelbauers Schinke. Der Taufstein aus schlesischem poliertem Marmor aus Kunzendorf wurde in der Cantianischen Werkstatt in Berlin angefertigt. Eichenholzkruzifixe kamen aus Bad Warmbrunn, geschnitzt nach den Entwürfen der Caroline von Riedesel mit Ornamenten von Weinranken, Engeln und den vier Evangelisten. Alles näherte sich der Vollendung, Gräfin Reden war inzwischen 70 Jahre alt. Von alle den Geschenken für das neu errichtete Kirchlein dürfte die große schwere Bibel, eine Foliobibel aus Nürnberg 1768, mit des Königs Namenszug, das schönste sein. Das Kirchensiegel mit Christuskopf in Overbeckscher Manier mit der Umschrift: „Bergkirche unseres Erlösers zu Wang“ vom 22. Juli 1844 zierte auch die Einladungskarten, 54 an der Zahl, für die Einwohner von Brückenberg, Querseiffen und Brodbaude, die am Einweihungstage mit in die Kirche einziehen sollten. Am 23. Juli d. J. ward in Herrnhut Pfr. Carl Joh. Hermann Werkenthin mit Marie Dorothea Wilhelmine Hesse getraut, es war das junge Pfarrerspaar im neuen Pfarrhaus Wang. Die Freude der Brückenberger war so groß, daß sie das Pfarrerehepaar an der Brückenberger Mühle, später Waldhaus, sogar mit Tragstühlen erwarteten, eine Ehrenpforte der Bürger war angetreten, Posaunen und Gesang begleiteten ihren Weg trotz strömenden Regens. Über der bekränzten Pfarrhaustür stand der Psalm 118,23: Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unseren Augen.

Die Einweihung der Kirche war dann am 28. Juli 1844. Vor der Abreise des Königs nach Brückenberg war dieser noch knapp

einem Attentat entgangen, was ein unzufriedener Untertan, der Bürgermeister Tschech, verübt hatte.

Ein herrlicher Sommertag brach an. Das Königspaar kam mit dem Grundherrn, Graf Leopold Schaffgotsch, allen voran Gräfin Reden, die Familie des Prinzen Wilhelm aus Fischbach, des Königs Adjutant Graf von der Gröben, der Prinz von Hessen, der Prinz Albrecht, Prinz und Prinzessin der Niederlande, die Fürstin von Liegnitz und Gefolge, Vertreter der Behörden, die Schule mit Lehrern und Schülern, Pfarrer P. Haupt aus Buchwald mit der großen Altarbibel, Chöre, die Pfarrer Munzky aus Arnsdorf, Rückert aus Seidorf, Roth aus Erdmannsdorf und Gerdessen aus Giersdorf, die die Kelche in die Kirche trugen, auch Archidiakonus Jäkel aus Hirschberg war dabei, der Baumeister Haman natürlich, der auf einem Kissen feierlich den alten Norwegischen Kirchenschlüssel trug mit der Inschrift: „Ehre sei Gott in der Höhe“ d. 28. Juli 1844. Dem Königspaar schritt zur feierlichen Einweihung der Generalsuperintendent D. Hahn aus Liegnitz und der neue Pastor von Wang, Werkenthin, voran in die Kirche, die geladenen Gäste folgten. An der Kirchentür legte Baumeister Haman den alten Kirchenschlüssel in die Hand des Königs, und der König reichte ihn weiter in die Hand der Gräfin Reden, gemeinsam schlossen beide die Tür von unserem von allen geliebten Kirchlein Wang auf.

Bei dem Umzug um die Kirche war das Schmolcksche Lied „Wo walt' es Gott, das ist die Straße“ aus dem Hirschberger Gesangbuch, Nr. 1215, gesungen worden; seitdem war es an jedem Kirchweihfest dort zu hören.

Die Geschichte der Kirche Wang ist zu gleichen Teilen eine der Riesengebirgler, der Lutheraner dort, der Gräfin Reden und der Zillerthaler, aber auch ein Stück Glanzzeit preußischer Monarchie.

Deutschland, wir weben dein Leichentuch

1844 war nicht nur das freudreiche Jahr mit der Einweihung der Kirche Wang. Es war das Jahr des schlesischen Weberaufstandes, aus dessen Mitte Heinrich Heine dieses Elend so beschrieb:

Die schlesischen Weber

*Im düsteren Auge keine Träne,
Sie sitzen am Webstuhl
Und fletschen die Zähne:
Deutschland,
Wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch —
Wir weben — wir weben —*

*

Gerhart Hauptmann beschreibt diesen Gipfel von kaum vorstellbarer Not in seinem ergreifenden Drama „Die Weber“.

Dabei schwelten die Weberunruhen schon seit fast 50 Jahren, hatten bereits 1793 auf Schöenberg bei Schmiedeberg übergegriffen, Riesengebirgsweber waren wir schon vorher — bei Holtei in einem Gedicht beschrieben — nach Polen und Rußland ausgewandert. Die Dagebliebenen aber hungerten still vor sich hin und star-

ben an Schwindsucht. Sie selbst sind zu schwach für einen großen Aufstand, Ihnen zu helfen wird eines der vordringlichsten Aufgaben der Majestäten sein, die ihr Domizil im Hirschberger Tal haben oder hier von Zeit zu Zeit durchreisen und von Abgeordneten und schönen Ehrenjungfrauen bejubelt werden. Es ist voreilig, aus diesen Jubelspalieren den Schluß zu ziehen, die Mauern Hirschbergs bergen hauptsächlich ergebene Untertanen. Viele Ehrenbezeugungen werden aus einem ehrlichen Gefühl der Dankbarkeit seitens der Bürgerschaft und den Bewohnern der Dörfer ringsum entgegengebracht. Aber ein allgemeines Mißtrauen gegen Obrigkeiten ist trotzdem nicht zu übersehen. Deutschland befindet sich am Vorabend des Revolutionsjahres 1848, freiheitliche Gedanken oder zumindest doch das menschliche Recht, Anordnungen kritisch zu hinterfragen, ziehen in viele Köpfe ein.

1844 wird in Hirschberg noch allerhand Feierliches begangen, im September beehrt Se. Durchlaucht Fürst Pückler von Muskau



Hirschberg vom Hausberg aus



Panorama von Mittel-Schreiberhau mit dem Hochgebirge

die Gegend, unternimmt mehrere Ausflüge zu Pferde ins Gebirge, und ein erstes Mal wurde in der Stadt ein großes Kinderfest gefeiert, an dem auch beide Konfessionen teilnahmen.

Ende dieses Monats kam der Häusler Rücker aus Cunnersdorf in große Not, als ihm die Scheune und das Wohnhaus bis auf die Grundmauern niederbrannten.

Dagegen hatte Warmbrunn große Tage hinter sich. Durch den Archipresbyteriatverweser Peldram war dort am 20. Juli in aller Feierlichkeit der neue Pfarrer Tschuppick eingeführt worden. Der Haupteingang der Warmbrunner Kirche war zu einem einzigen Ehrenspalier geschmückt worden. Der ganze Magistrat war erschienen, da es sich dabei gleichzeitig um das Kirchenpatronat handelte, Stadtverordnete und Bürger feierlich gekleidet erwiesen Pfarrer Tschuppick die Ehre, nicht zu vergessen die zwölf hübschesten Warmbrunner Jungfrauen, die von der Kirchentür bis zum Wohnhaus des neuen Pfarrers Spalier bildeten. Der Bürgermeister hielt eine dem Anlaß angemessene Begrüßungsrede und eine Jungfrau überreichte dem so Geehrten einen Immortellenkranz (Strohblumenkranz) mit einem Festgedicht auf einem seidenen Kissen!

Erwähnenswert sei hier die Anmerkung, daß am Nachmittag dieses Tages zu Ehren des neuen Pfarrers ein Festmahl stattfand, „das ein schönes Zeugnis ablegte von der ungestörten Eintracht, die bisher unter beiden Confessionen in unserer Stadt stattgefunden“. Aus dieser ungestörten Eintracht

verschiedener Konfessionen war ja der Begriff der sog. „Schlesischen Toleranz“ entstanden, der auf diese Weise völlig unbeabsichtigt beschrieben wird.

1844 zählte Hirschberg 546 evangelische und 156 katholische Schüler.

Beim Martini-Markt mußte für Weizen 2 Thlr. 6 Sgr. und 5 Pfg. bezahlt werden. Der Roggen kostete 1 Thlr. 10 Sgr. und 4 Pfg., Gerste 1 Thlr 15 Sgr. und 10 Pfennig, der Hafer nur 19 Sgr. und 4 Pfg. pro Scheffel, die Stadtschulden betragen 78 446 Thlr.

Diese Stadtschulden waren keine Kleinigkeit. So wurde 1845 beschlossen, einen Gewerbeverein zu gründen, der in Vorträgen nicht nur die gewerblichen Interessen zu behandeln hatte, sondern auch die Bürgerschaft ansprechen sollte, wieder selbstbewußter und gemeinsinniger zu werden.

Dieser Gewerbeverein konstituierte sich, kam aber sehr bald mit der Obrigkeit auf Gegenkurs, wo sich sogar das Kultusministerium einschaltete. Da dem Gewerbeverein wahrscheinlich aus überlegten Gründen keine Statuten zugrundegelegt waren, sondern nur Absichten, da ergab sich, daß die beabsichtigten und gehaltenen Vorträge sich nur wenig auf gewerbliche Themen bezog, sondern daß damit mit geschichtlichen und politischen Vorträgen vor allem eine Art Aufklärung gedacht war. Da tauchte bei den Vortragenden auch mehrfach der Name des Elementarlehrers Wilhelm Wander auf, der sich ja ohnehin nicht der Liebe der Obrigkeit erfreute. So wurde bereits die Versammlungstätigkeit des Hirschberger Gewerbevereins am 7. März 1845 untersagt,



Die Josephinenhütte mit dem Hochgebirge

ja Wilhelm Wander wurde sogar einige Tage inhaftiert. Doch das Kultusministerium, das diesen unbequemen Schulmann aus Fischbach trotz allem wegen seines klugen Kopfes schätzte, konnte erreichen, daß auf seinen Antrag hin Lehrer Wilhelm Wander in dem gegen ihn anhängig gemachten Prozeß freigesprochen wurde.

Der Gewerbeverein aber, der so manchen wegen seiner freiheitlichen Ideen ein Dorn im Auge war, hatte einen anderen Namen angenommen: „Verein zur Förderung gemeinnütziger Zwecke“.

Man befand sich am Vorabend von 1848, die Hirschberger Untertanen waren durchweg sehr unruhig. Weil man Fabrikbesitzer Schlöffel aus Eichberg der Agitation gegen die Regierung verdächtigt hatte, ließ man diesen kurzerhand in Breslau verhaften. Damit nicht genug, er wurde sogar von dort heimlich als Staatsgefangener nach Berlin gebracht. Man hielt ihn für einen Staatsfeind und Kommunisten. Das dürfte ja für einen Fabrikbesitzer eine sehr fortschrittliche Haltung gewesen sein.

Wie aber kam es zu einer solchen Verdächtigung und Anklage?

Damals gab es einen ehrgeizigen Polizeireferendar Stieber, der ein wenig Geheimpolizei spielte. Er trieb sich unter fremdem

Namen beobachtend in Schlesien herum, um Verschwörungen aufzudecken. So kam er auch in den Kreis Hirschberg, harmlos als Maler getarnt. Dieser Polizeireferendar Stieber war überzeugt, im Hirschberger Umland eine solche entdeckt zu haben, an der Hirschberger Bürger, der Fabrikbesitzer Schlöffel und ein Handwerker aus Warmbrunn beteiligt waren. Es gab für die Beschuldigten peinliche Untersuchungen, die eher für den falschen Maler Stieber peinlich sein mußten, denn sie führten zu keinem von ihm vermuteten Ergebnis. Man konnte den Angeklagten nichts nachweisen. Trotzdem waren diese Personen in ihrem Rufe sehr geschädigt, und einige wanderten verbittert aus. Der Polizeischnüffler hatte damit aber das Gegenteil von dem erreicht, was er wollte: in der Bürgerschaft wuchs das Mißtrauen gegen staatliche Einrichtungen als solche und viele Anordnungen wurden mehr hinterfragt als sonst.

Fabrikbesitzer Schlöffel war ohne Ergebnis nach viermonatiger Untersuchungshaft wieder entlassen worden. Bei seiner Heimkehr brachten ihm Hirschbergs und Eichbergs Bürger freudige Ovationen.

Das Mißtrauen zu Obrigkeiten aller Art breitete sich aus. Das bekam auch die Kir-

che zu spüren, denn dem politischen folgte ein kirchlicher Widerstand.

1845 war dem Erzbischof von Köln, Droste Vischering, etwas Kluges eingefallen, um gegen die ärgerlichen Mischehen seiner Schäfchen vorzugehen. Da diese Unsitte überall einzureißen schien, beschloß er, eine strengere Praxis als bisher bei Mischehen anzuwenden. Anlaß war die Ausstellung des sog. heil. Rockes im Dom zu Trier, wo man gleichzeitig ein Zeichen setzen wollte. Doch zusammen mit dem heil. Rock hatte der Erzbischof zu Köln auch einen Brief aus Hirschberg erhalten, von Caplan Ronge, der ihn wohl gar nicht so erfreute.

Die Obrigkeiten hatten es einfach schwer in jener Zeit, und mit den Hirschbergern erst recht.

Die Idee Liebenden für Mischehen ihren Schneid abzukaufen, gelang nicht. Der aufmüpfige Kaplan Ronge sah das als Grund an, sich von der römisch-katholischen Kirche zu trennen und eine christ-katholische Gemeinde zu gründen. Diese Idee fand in Schlesien spontan eine große Anhängerschar, die meisten Städte in der Provinz einschließlich Hirschberg reagierten ähnlich. Woraus man schließen darf, daß der heutige Papst in Rom mit manchen seiner rückwärts gerichteten Ideen es zumindest bei den Hirschbergern des 19. Jahrhunderts

schwer gehabt hätte. So scharte sich um Ronge als erstes in Breslau eine Gemeinde, die sich christkatholisch nannte.

In Hirschberg fand die erste Versammlung dieser neuen Gemeinde am 1. Juni 1845 im Actussaal des Kantorhauses statt, eine weitere am 15. Juni, die nur für Katholiken anberaumt war. Dabei schlossen sich die Anwesenden zu der christ-katholischen Gemeinde von Hirschberg zusammen. Damit diese ihren Gottesdienst abhalten konnte, war ihr vom Kirchenkollegium die evangelische Kirche eingeräumt worden. Zur Abhaltung des ersten Gottesdienstes am 27. Juni konnte Kaplan Ronge gewonnen werden, und wie sich das gehörte, wurde er mit allen Ehren willkommen geheißen und auch am Abend mit einem Fackelzug geehrt.

Kaplan Ronge begab sich mit einer Abordnung des Magistrats und Stadtverordneten bis zur Hauptpforte der Kirche, wo schon ein Spalier aus uniformierten Bürgerkompagnien auf ihn wartete. Das Kirchenkollegium erwartete ihn und die neue Gemeinde ebenfalls, bestehend aus mehreren evang. Geistlichen. Dieser erste feierliche Gottesdienst wurde nach einer von der Breslauer christ-katholischen Gemeinde angenommenen Liturgie abgehalten, und nach der Predigt haben mehr als 80 Personen an der Feier des hl. Abendmahls teilge-



Schmiedehaus in Mittel-Schreiberhau

nommen, „in beiderlei Gestalt“, Männer und Frauen also.

Eigentlich war alles zu glatt gegangen. Das zeigte sich auch bald bei der freundschaftlichen Überlassung der Kirche. Diese stand ja auch unter der übergeordneten Kirchenbehörde, die das Aufsichtsrecht hatte. Demnach darf eine Gemeinde ihr Kirchengebäude ohne Genehmigung dieser Behörde nicht zu anderen Zwecken als zu dem Gottesdienste, *welchem es bestimmt und gewidmet ist*, hergeben.

Und da sah einen Monat später alles anders aus. Der zweite christ-katholische Gottesdienst war für den 19. Juli 1845 anberaumt. Aber zu diesem mußte eiligst auf dem Kirchhof ein Altar aufgebaut und der Gottesdienst unter freiem Himmel abgehalten werden. Nun, mit ähnlichen Situationen hatte man ja aus den Zeiten der Buschprediger einschlägige Erfahrungen, die Hirschberger Gläubigen improvisierten und ließen sich nicht entmutigen.

Sie erhielten aber danach die behördliche Bewilligung der evangelischen Kirche, so daß die Versammlungen der Christ-Katholischen bis 1848 dort stattfanden. Außerdem konnte am 31. Juli des Gründungsjahres ein Pastor Uhlich aus Magdeburg begrüßt werden, der einen Vortrag in der Weise hielt, daß danach sich zusätzlich noch in Hirschberg eine Gesellschaft protestantischer Freunde gründete, die einen Monat später eine weitere Versammlung hatte. Danach wurde diese neue Gesellschaft verboten.

Im gleichen Monat waren durch Feuer wieder große Unglücke geschehen: abends, am 2. Juli, brannte die Mühle in Schwarzbach ab, und darin verbrannte sogar ein Mühlenknecht. Ebenfalls in Schwarzbach, am 3. Okt., brannte die ganze Scholitisei mit Scheune und Ställen ab, desgleichen in der Schildauer Vorstadt, die Scheune der Vorwerksbesitzerin Sommer, und die Scheunen von Fleischer Hensing und Ackerbürger Kriegel. Das Hartauer Niederwerk kam zum Verkauf. Der Magistrat veräußerte es für 550 Thlr.

Die jüdische Gemeinde Hirschbergs hatte am 6. August dieses Jahres einen großen Tag, indem sie den Grundstein zur Synagoge legte. Diese wurde dann am 14. September 1846 feierlich eingeweiht.

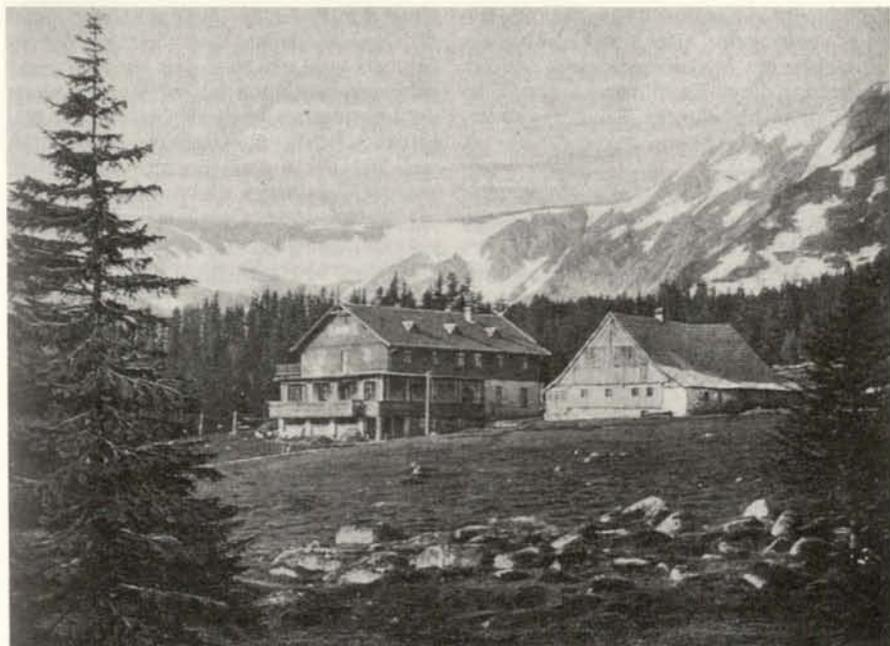
Um das Amt eines christ-katholischen Predigers hatte sich der Kandidat Senfle-

ben beworben, der dieses Amt auch zuerkannt bekam. Indeß, Prediger Senfleben hatte wohl einige andere Ansichten als die Hirschberger, wobei es sogleich zu allerhand Querelen gekommen sein muß; 1848 konnten diese Differenzen beigelegt werden und garantierten störungsfreie Versammlungen.

Am 13. August verstarb im hohen Alter von 87 Jahren ein Wohltäter der Hirschberger Armen: Freiherr Carl Maria von Stillfried-Rattonitz, denen er immer wieder Schenkungen machte. So hatte er am 19. Sept. 1837 eine Stiftung von 500 Thlrn. gemacht, den Stiftern zum hl. Geist und Allerseelen mit der Bedingung, daß, solange er lebe, die Zinsen an die Armen verteilt würden. Bei seinem Tode aber sollten diese Geldmittel für die Unterhaltung seiner Gruft auf dem Hl.-Geist-Kirchhof verwendet und der Rest zur beliebigen Verwendung freistehen. Im September eines jeden Jahres fand nun immer das große Kinderfest statt.

Daß der Umgang mit Majestäten außerhalb von Ehrenspalieren und jubelnden Bürgern seine Schwierigkeiten hat, sollten die Hirschberger alsbald zu spüren bekommen. Als der König und die Königin wieder einmal — im Oktober — durch Hirschberg nach Erdmannsdorf fuhren, hatte ihnen zu Ehren die Stadt illuminiert, was ja auch nicht ganz billig war. Die Nachforschungen des als Maler getarnten Polizeireferendars wegen vermeintlicher kommunistischer Umtriebe in Hirschberg waren nicht ohne Folgen geblieben; wegen dieser Vorgänge war der Stadt Hirschberg ihre allerhöchste Gnade entzogen worden.

Der König besuchte bei dieser Gelegenheit Schweidnitz und Manöver in der Umgebung, und diesen Umstand wollten die Hirschberger für ein klärendes Gespräch mit ihrem Monarchen nutzen und erbateneine Audienz. Minister von Bodenschwingh antwortete im Auftrag seiner Excellenz, daß Majestäten diese Bitte um eine Audienz nicht annehmen würden, „da der Allerhöchstderselbe der Stadt wegen der vorjährigen Vorgänge Ihre Allerhöchste Gnade entzogen hätte“. Trotz aller Versicherungen der Treue und Ergebenheit der Einwohner der Stadt zu des Königs Majestät, ferner daß der Magistrat von der Demonstration bei der Rückkehr des Fabrikbesitzers Schlöffel erst Kenntnis erhalten, als



Die alte und neue Schlingelbaude

dieselbe bereits erfolgt sei, unterblieb auch später die Zulassung der Deputation zu einer Audienz. Eine schöne Abfuhr, die berechtigte Zweifel an der guten alten Zeit läßt.

Aber am 6. Oktober unternahmen die königl. Herrschaften mit dem sächs. Prinzen und Prinzessin Gebirgstouren nach Schreiberhau und zur Josephinenhütte, auf die Schneekoppe und wurden beim Zurückkehren in Erdmannsdorf von 1000 Veteranen ehrerbietig begrüßt. Sie hatten ja wohl alle einmal für ihren König gekämpft, und das mochte ihn wieder milde gestimmt haben. Denn als er durch Hirschberg nach Berlin zurückfuhr — man hatte nicht illuminiert — da fand auf Befehl des Allerhöchsten eine Vorstellung der Behörden und der Schützengilde statt.

Daß neben Versagung und Gewährung von Gnade und Huld des Allerhöchsten gleichzeitig eine entsetzliche Hungersnot wütete, sollte als Information nicht unterschlagen werden. Eine schlechte Ernte bei Getreide, aber auch bei Kartoffeln, was fast noch schlimmer war, ein früher Winter. Das war den Majestäten nicht aufgefallen, dafür handelten Hirschbergs Bürger

und gründeten einen Sparverein um günstiger einzukaufen, und damit den Preis für die Sparer zu verbilligen. 147 Personen traten dem Sparverein bei, 504 Thlr. und 8 Sgr. wurden eingezahlt. Die Ehrenmitglieder, die den Verein gegründet hatten, hatten als Einstand 128 Thlr. und 11 Sgr. eingebracht. Diese Initiative bewährte sich und half die Hungersnot etwas einzudämmen.

Auch die Bildung kam nicht zu kurz: Zur Einrichtung einer Volksbibliothek gründete sich am 25. April 1846 wiederum ein Verein, der sich dieser Aufgabe widmete.

Immer mehr wird im Volk der Wunsch nach der Bildung „eines vereinigten Landtages“ laut. Am 3. Febr. 1847 gibt es dazu endlich einen Cabinets-Ordre, die mit der Bildung eines vereinigten Landtages endlich die dem Land so lang ersehnte ständische Verfassung zu geben versprach. Doch in der Thronrede bei der Eröffnung des vereinigten Landtages am 11. April sprach der Allerhöchste offen aus, „daß es keiner Macht der Erde je gelingen solle, ihn zu bewegen, das natürliche, gerade in Preußen durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältnis zwischen Fürst und

Volk in ein conventionelles, constitutionelles zu verwandeln.“ Der König glaubte den Wünschen des Volkes nach einer freieren Verfassung durch Einführung des vereinigten Landtages hinlänglich Rechnung zu tragen.

Am 15. Oktober erläßt der König anlässlich der Hungersnot in Schlesien eine Amnestie für Verurteilte, welche wegen Lebensmitteldiebstählen, aus blanker Not begangen, verhaftet und abgeurteilt worden sind.

Am 18. November fanden sich Militärvereinsmitglieder im Langen Hause zu einem Festmahl ein, um der Schlacht bei Leipzig zu gedenken. Wenig später brannte es wieder in den Sechsstätten.

Fast unbeobachtet von den politischen Entwicklungen auf das Jahr 1848 zu, hatte die neugegründete Josephinenhütte (1841) ihre Arbeit aufgenommen. Die erste Glashütte geht auf 1336 zurück. 1841 hatte der Grundherr von Schreiberhau, Leopold Reichsgraf von Schaffgotsch, die Vorstellung, eine neue Gründung der Glashütte nach seiner Frau — Josephine — zu benennen. Er beauftragte damit den Schwiegersohn der bekannten Glasmacherfamilie Preussler, den Franz Pohl, die später so bekannte Josephinenhütte aufzubauen. 1842 wurde erstmals Glas in der neuen Glashütte geschmolzen. Es ging mit dem schlesischen Glas wieder bergauf.

In Schreiberhau konstituiert sich ein Glasveredeler-Verein, der aus Arbeitgebern und Arbeitern besteht. Bei der Gründung wird jedes Mitglied in seiner Eigenschaft als Arbeitgeber, Meister, Geselle oder Lehrling anerkannt, mit der er unterzeichnet hat.

Unter Eintritt in den Verein heißt es unter 1.) Dem Aufnahme-Gesuche eines Arbeitnehmers muß der Nachweis einer vorangegangenen moralisch guten Führung sowie der Leistungsfähigkeit als Glasveredler beigefügt werden; über letztere Eigenschaft muß sich der Aufzunehmende auf Verlangen des Vorstandes durch Anfertigung eines Meister- oder Gesellenstückes ausweisen. Ein Arbeitgeber konnte nur Mitglied im Glasveredeler-Verein werden, wenn seine Arbeitnehmer bereits Mitglieder waren und von ihm — mit barem Gelde — entlohnt wurden! Im Vorstand waren 5 Glaschleifermeister und 2 Gesellen. Der Vorsitzende des Vorstandes jedoch war der jeweilige Leiter der Josephinenhütte. — U. a. gründete dieser Verein auch eine Zeichenschule. Lehrlinge, die der Zeichenschule fernblieben, wurden mit Geldstrafen belegt. Als Lehrlinge durften nur Knaben angenommen werden, die ihre Schulzeit beendet hatten und Schulatteste vorwiesen, daß sie sich sowohl moralisch gut geführt als auch sich die vorgeschriebenen Schulkenntnisse angeeignet hatten. Jeder Knabe, der in die Glasveredelung wollte, mußte mindestens ein halbes Jahr die Zeichenschule besuchen. Auch durfte kein Meister einen Gesellen aufnehmen, der sich nicht durch ein gutes Zeugnis ausgewiesen hatte. 53 Punkte regeln die Glasveredelung bis ins Letzte. Am 12. März traten alle Statuten und Regelungen inkraft (1850). Zweifellos ein Weg in die Richtung des einstmalig so berühmten „Made in Germany“. Zu diesen Statuten kam noch ein Nachtrag zur Josephinenhütte. Er richtete sich nach §§ 145 der allgemeinen Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845.

Schlesische Spitzen und Gaslicht

Das 550. Jahresfest der Erbauung der Stadtpfarrkirche feiert Hirschberg im Jahr 1853. Alle Kirchenglocken werden geläutet und die dem Gottesdienst wiedereröffnete Koppenkapelle wird erneut eingeweiht. Der Fürstbischof von Breslau, Heinrich Förster, nimmt diesen feierlichen Akt vor. 1854 erwirbt der bekannte Hirschberger Rittergutsbesitzer Richard Kramsta noch das Gut Paulinum. Zu diesem Besitz gehört der Kreuzberg. Richard Kramsta läßt dort

eine wunderschöne Parkanlage einrichten.

Um der notleidenden Bevölkerung durch geeignete Heimarbeit ein bescheidenes Einkommen zu gewährleisten, werden in Hirschberg und seiner Umgebung Spitzenschulen eingerichtet, in denen nach den Techniken der Brüsseler Spitzen Schlesische Spitzen hergestellt werden sollen. Als Einlagekapital für dieses Vorhaben überweist der König einen Betrag von 500 Talern. Zentrum der Herstellung schlesischer

Spitzen nach Brüsseler Art waren Schmiedeberg mit der privaten Spitzenschule von Marie Hoppe und ihrer Schwester Bertha Weinhold und Hirschberg mit der Spitzenschule der Fürstin von Pless. Ein Berliner Spitzenhändler, Johann Jakob Wechselmann, hatte Erfahrungen in Belgien und anderen Ländern mit der Spitzenherstellung und -verteilung gesammelt; er übte seinen Einfluß bei Hofe derart aus, daß die preußische Staatsregierung mit ihm einen regelrechten Vertrag über die Spitzenherstellung im Riesengebirge abschloß, zunächst einmal auf die Zeit von fünf Jahren. — Die Einzelheiten sind in dem ausgezeichneten Buch von Gisela Graff-Höfftgen, Delp-Verlag, nachzulesen. —

Wechselmann gründete also drei Schulen, die jeweils an der Spitze eine belgische oder auch eine böhmische Lehrerin für Nadelspitze hatten. Die Ausbildungszeit dauerte etwa sechs Monate, eine ausgebildete Spitzennäherin erhielt als Lohn 2 Taler wöchentlich. Die Aufträge kamen meist aus Berlin, die fertigen Arbeiten wurden dort hin abgeliefert und dort wurden auch die Löhne festgesetzt.

1859 waren bereits 1400 Arbeiterinnen mit der Anfertigung von schlesischen Spitzen beschäftigt. Der preußische Hof unterstützte die schlesische Spitzenherstellung sehr durch spezielle Aufträge, von denen der bekannteste die Herstellung eines Brautschleiers gewesen sein dürfte, den 1889 Kaiserin Auguste Viktoria für ihre Schwester Viktoria in Auftrag in die Hirschberger Spitzenschule der Fürstin von Pless gab. Wahrscheinlich war er so großartig ausgefallen, daß auch die Braut dann Aufträge für Spitzenanfertigungen nach Hirschberg vergab. In Berlin wurden die Spitzen des Riesengebirges sehr wegen ihrer vorzüglichen Technik und der sauberen Ausführung gelobt.

Auch Marie Hoppe war es gelungen, eine staatliche Unterstützung in Höhe von 1200 Mark zu erhalten, und zusätzlich zahlte der Staat noch die Gehälter von drei Lehrerinnen. Es gab einen Konkurrenzkampf der Spitzenschulen, wobei die Schmiedebereginnen erfolgreicher waren.

Trotz dieses schönen anfänglichen Erfolges für die schlesischen Spitzen aus dem Hirschbergischen, nahm dieser gegen die



Die Schneekoppe mit der Riesennahe



Spitzenschule der Fürstin Mary Theresia v. Pless in Hirschberg

Jahre um 1880 empfindlich ab. Die 1884 bei der Handelskammer gemeldeten Arbeiterinnen betragen noch 600—700 Stickerinnen. Das war nur noch die Hälfte. Es gab große Absatzschwierigkeiten, was nichts mit der Qualität zu tun hatte, sondern der damaligen Mode; man trug wenig oder keine Spitzen! Marie Hoppe erwirkte sogar eine Privataudienz bei der Kaiserin, die anlässlich des furchtbaren Hochwassers Schmiedeberg besuchte. Aber auch das konnte nicht mehr viel bewirken.

Für die Hirschberger allerdings ist von Interesse, daß 1876 die Tochter der Marie Hoppe geboren wurde: Margarete. Wir kennen sie als Margarete Hoppe-Siegert, als Spitzenkünstlerin und als „Tschentschern“, die uns in schlesischer Mundart ihre Schnooken vortrug und in einem kleinen Büchlein hinterließ.

Margarete Hoppe-Siegert war im Unternehmen ihrer Mutter tätig. 1896/97 ließ sie sich auf einer Breslauer Kunstschule zur Musterzeichnerin ausbilden. Sie heiratete 1904 den Kaufmann Ulrich Siegert und zog nach Hirschberg. Sie holte auch ihre Mutter nach, beide machten die Spitzenschule M. Hoppe & M. Siegert auf und hatten die große Ehre, sich „Hoflieferanten der Königin von Preußen“ zu nennen.

Um der Entwicklung in unserem Jahrhundert nicht zu weit vorzugreifen, denke man doch gern mit Dankbarkeit daran, daß man im Jahr 1853 an die Planung der niederschlesischen Gebirgsbahn gegangen war, was für die ganze Gegend doch wirtschaftliche Verbesserungen zur Folge hatte. Der Bürgermeister der Stadt Oels bewirbt sich zum Bürgermeister von Hirschberg; er wird am 16. Juni 1856 gewählt und tritt später auch dadurch hervor, daß er die Vogtsche Stadtchronik verfaßt.

Am 30. Juli des gleichen Jahres gelingt es einem Hirschberger, dem Schleifer Schwarz, mit einem Einspanner den Jubiläumsweg hinauf auf die Schneekoppe zu fahren. Drei Jahre später allerdings fuhr ein Blitz in das Dach der Schneekoppenkappelle, die daraufhin in Brand gerät.

Ein Engländer wird scherzhaft der „Erleuchter Schlesiens“ genannt. Er hat auch Hirschberg „erleuchtet“. Die Stadtverordneten haben 1857 beschlossen, in der Stadt die Gasbeleuchtung einzuführen. Da es keinerlei Erfahrungswerte gibt, müssen die Stadtväter die Festsetzung der Kosten ganz und gar der englischen Firma Holmes überlassen, die den Gasometer und die Rohrnetze baut und verlegt.

1858 wird das bis dahin der evangelischen Kirche angehörende Gymnasium dem Staat übergeben. Im gleichen Jahr, am 11. Oktober, kann auf der Äußeren Schildauer Straße das neue evang. Elementarschulhaus eingeweiht werden. Dieses befand sich bis jetzt auf der Priesterstraße.

Ein Jahr später wird die Gründung einer Schule zur Fortbildung von Handwerkslehrlingen beschlossen, deren beide erste Klassen zunächst in der neuen evangelischen Elementarschule untergebracht werden. Schon hier ist zu erkennen, daß Hirschberg seinen Ruf als Stadt der Schulen nicht zu Unrecht trug.

Am 3. März ist das große Fest der Erleuchtung! — Mit mildem Gaslicht werden nun Hirschbergs Nächte erhellt.

Überhaupt ist es ein Jahr der großen Feierlichkeiten. Dazu gehört zwar nicht die Gründung eines vaterländischen Frauenvereins am 30. Juni, der in Not geratenen Kriegerfrauen helfend unter die Arme greifen soll. Die ganze Stadt aber ist auf den Beinen, als das 150. Jubelfest des Baues der geliebten Gnadenkirche begangen wird. Innen und außen ist alles auf Hochglanz gebracht worden, die Orgel wurde von einem bewährten Meister für viel Geld überholt, ein neues Altarbild hielt Einzug. Die Schuljugend formierte sich zu einem langen Festzug, selbst die Privatschulen von Fräulein von Gayette und Lehrer Schmidt waren dabei. Die Kaufmannssozietät war mit 21 Zünften, die sich in der Stadt niedergelas-

sen hatten, vertreten. Alle trugen ihre Zunftzeichen vorneweg. Das Modell der Gnadenkirche wird im Festzug feierlich durch die Stadt getragen.

Aber auch die katholische Kirche steht im Feiern nicht nach: Fürstbischof Dr. Heinrich Förster wird von Reichsgraf Schaffgotsch abgeholt und durch die festlich geschmückten Straßen in die katholische Kirche geleitet, wo er die Firmung vornimmt.

Am 13. Oktober verstirbt ein großer Mann der Stadt, der sie stets förderte und ihre Geschicke mitgestaltete: Kaufmann Gustav Scholtz aus dem Stammhaus „Zuckerscholtz“.

1862 wird die Zuckerfabrik einer anderen Bestimmung übergeben. Die in Hirschberg liegende Garnison zieht dort ein, aus der Zuckerfabrik wird die „Waldsee-Kaserne“.

Inzwischen sind alle Stadtmauern abgerissen und die Gräben zugeschüttet. Stehen blieben der Burgturm und auch der Schildauer Torturm.

1862: Hirschberg hat eine erste „Kinderspielschule“! Diese wird von einem Fräulein Linck eingerichtet und auch geleitet.

Inzwischen sind die Räumlichkeiten der kath. Stadtschule so baufällig, daß sie nicht mehr benutzt werden können. Sie befinden sich seit 1670 an der Ecke Schulstraße und Promenade. Der Grundstein für die neue kath. Stadtschule wird schon im gleichen Jahr am 26. Mai gelegt. Diese wurde später



Blick von den Straupitzer Wiesen auf das Fabrikgelände nach dem Riesengebirgskamm (Gemälde von Paul Werth, Hirschberg)

als das kleine Lyzeum und sogar als Standesamt genutzt. Am 27. Oktober wird die notwendige Handlungslehrlingsschule eingerichtet, und auch das Kämmereidorf Cunnersdorf steht nicht zurück: 1863, am 15. Juli, wird dort ebenfalls ein neues Schulhaus eingeweiht und am 17. August zieht die kath. Stadtschule von der Schulstraße um in ein neues Gebäude im Pfarrgarten am Katholischen Ring.

Es ist aber auch die große Zeit der Turnerei. Das erste Turnfest des Riesengebirgsturngaues wird auf dem Kavalierberg ausgetragen. Dort findet ein Preis-Schauturnen der Gymnasiasten statt, da Hirschberg gleichzeitig auch mit großem Gepränge das 150jährige Bestehen des Gymnasiums feiert, das mit dem Abbrennen eines Freudenfeuers auf dem Samuel-Opitz-Berg endet.

Trotz allem wirtschaftlichen Niedergang geht es wieder aufwärts: die Bürger stehen wieder einmal wie ein Mann für ein Zukunftsprojekt: die Gebirgsbahn Lauban-Görlitz. Zum Bau der Bahnlinie ist viel Grunderwerb notwendig, viel Geld wird benötigt, um die erforderlichen Grundstücke anzukaufen. 25 000 Taler zeichnet dafür die Stadt Hirschberg und der König für seine Besitzungen von Erdmannsdorf und Buschvorwerk 5000 Taler. 1866 schon kann am 15. August die Bahnstrecke Hirschberg-Waldenburg für das Publikum eröffnet werden, fünf Tage später kann man mit der Bahn von Lauban nach Hirschberg fahren.

Das sind Ereignisse von einschneidender Bedeutung. Der Boberviadukt war ja schon ein Jahr vorher fertiggestellt und mit einer riesigen Illumination gefeiert worden. Man verstand sich auf die bengalischen Beleuchtungen. Denn auch 1865, als am 9. Dezember der Durchschlag des Eisenbahntunnels

bei Rohrlach glücklich gelang, wurde das mit einem großen Lichterfest gefeiert, indem innen im Tunnel unzählige Lampions zu einem Festessen leuchteten. Dabei hat die „Elgersche Musikkapelle“ aufgespielt und ein Fackelzug fehlte als Abschluß auch nicht.

1866: Wieder wird ein Hirschberger zu Grabe getragen, dem die Stadt viel verdankt: Buchdruckereibesitzer Immanuel Krahn; Sohn Reinhold wird für die Erben den Betrieb weiterführen. Bei Krahn erschienen u. a. das „Hirschberger Gesangbuch“, die Kleinertschen Predigten und Hirtenbriefe, die Hirschberger Bibel und auch die Hirschberger Chronik von Herbst. Immanuel Krahn hat Stadtgeschichte gemacht.

Abgebrochen werden im gleichen Jahre das Schildauer Tor, aber auch die alte, störende Garküche auf dem Markt. Um diese beseitigen zu können, mußte sie von der Stadt erst angekauft werden.

Und wieder gibt es eine neue Schule in Hirschberg: in einem Privathaus etabliert sich am 15. Oktober die neugegründete „Höhere Töchterschule“. Revisor davon ist Superintendent Werkenthin.

Mit der Wirtschaft geht es aufwärts: in der früheren Flachsрrösterie bei der Hartauer Chaussee wird umgebaut. Es entstehen eine Maschinenbauanstalt, eine Eisengießerei und eine Kesselschmiede mit dem bekannten Namen „Starke-Hoffmann“.

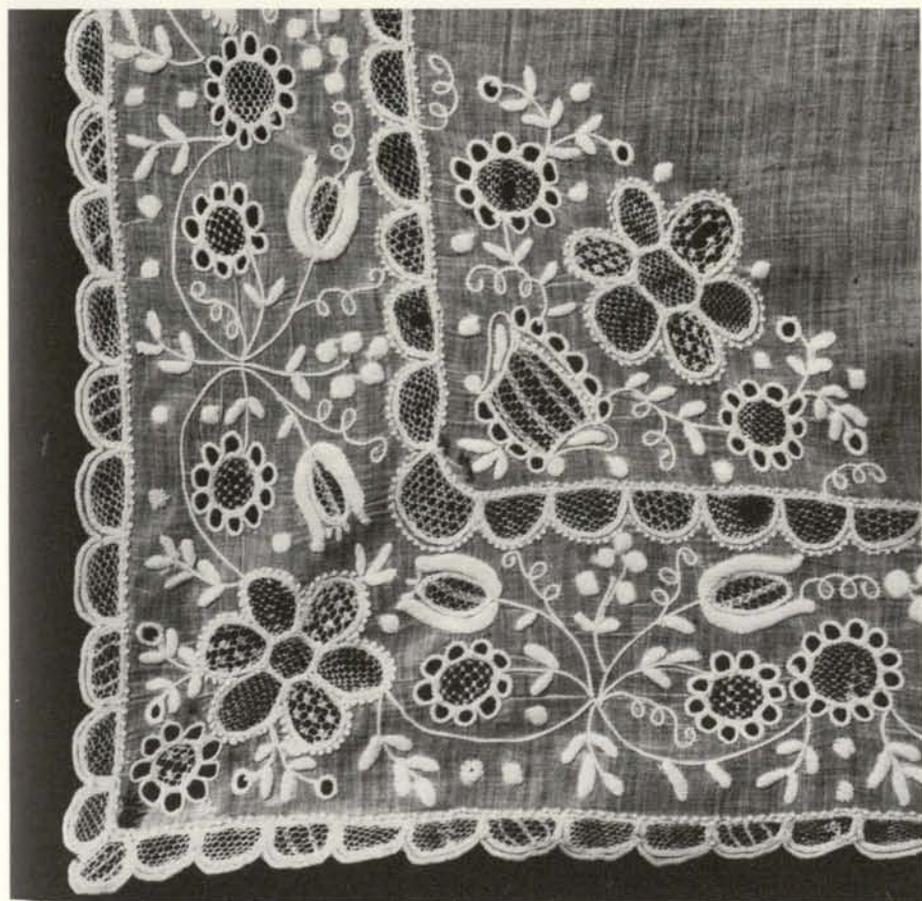
Auf der Schneekoppe ist ein zweites Gasthaus erbaut worden. Beide Häuser werden von Koppwirt Sommer gekauft. Die Sensation ist perfekt, wenn man vom Gebirge her die Eisenbahn im Tal sehen kann.

Hirschberg geht in eine neue Zeit

Schon in der ersten Hälfte des ausgehenden 19. Jahrhunderts war diese Entwicklung zu beobachten. In der Stadt erstrahlt mildes Gaslicht, man hat sich gern daran gewöhnt, das Besondere ist schon das Alltägliche. Auch die andere Sensation — der Anschluß an das allgemeine Telegraphennetz, der die Welt näherbringt, gehört zu der Neuzeit, die sich auf allen Ebenen anbahnt. Das am 1. Juli 1858 eröffnete Te-

legraphennetz am Markt zieht im Jahre 1873 in die Langgasse um.

Im gleichen Jahr feiert die segensreiche Einrichtung des Frauenvereins bereits die 25. Wiederkehr des Gründungsjahres. Der Verein hat sich während seines Bestehens sehr bewährt und war 1872 sehr gefragt, als die Pocken Hirschberg heimsuchten und viele Opfer forderten.



Hirschberger Stickerei — Schleierleinen, ca. 1850 oder früher

Hirschbergs Prachtstraße, die Wilhelmstraße, bis 1874 nicht viel mehr als ein Fußweg, wird neu angelegt, so, wie sie uns noch allen in Erinnerung ist. Vier Jahre später legt man den Grundstein für das Amtsgericht in der Wilhelmstraße. Im gleichen Jahr beginnt man mit dem Bau des ersten Gebäudes für die Volksschule I. Die Straßenbeleuchtung zählt bereits 179 Gaslampen. Im übrigen hatte die Stadt im Pockenjahr noch zwei wichtige Daten zu verzeichnen: am 15. Mai 1872 erschien das erste Hirschberger Adreßbuch. Zusammen mit dem Telegraphenamnt bedeutete das schon einen erheblichen Fortschritt für Handel und Industrie. Generalfeldmarschall Graf Moltke traf am 17. August des Pockenjahres 1872 zu einem kurzen Besuch ein. Er

stieg im „Preußischen Hof“ zu einem Essen ab, um danach zu seinem Gut Kreisau weiterzureisen.

Als letzte Erinnerung an den bereits entfernten Galgen wird auch der „Arme-Sünder-Weg“ umbenannt. Er heißt seit 1874 „Enger Weg“.

Die Hirschberger lieben ihre jahrhundertalte Riesenkastanie an der Schmiedeberger Straße. Sie steht bei einem beliebten Gasthaus im Wirtshausgarten, wo nun auch die ersten Gaslampen ihr Licht verbreiteten und auch die verlobten Paare hatten jetzt ein festes Ziel: das eben erbaute Standesamt.

Im Jahre 1877 gibt es eine andere Währung, denn Taler und Groschen werden ab-

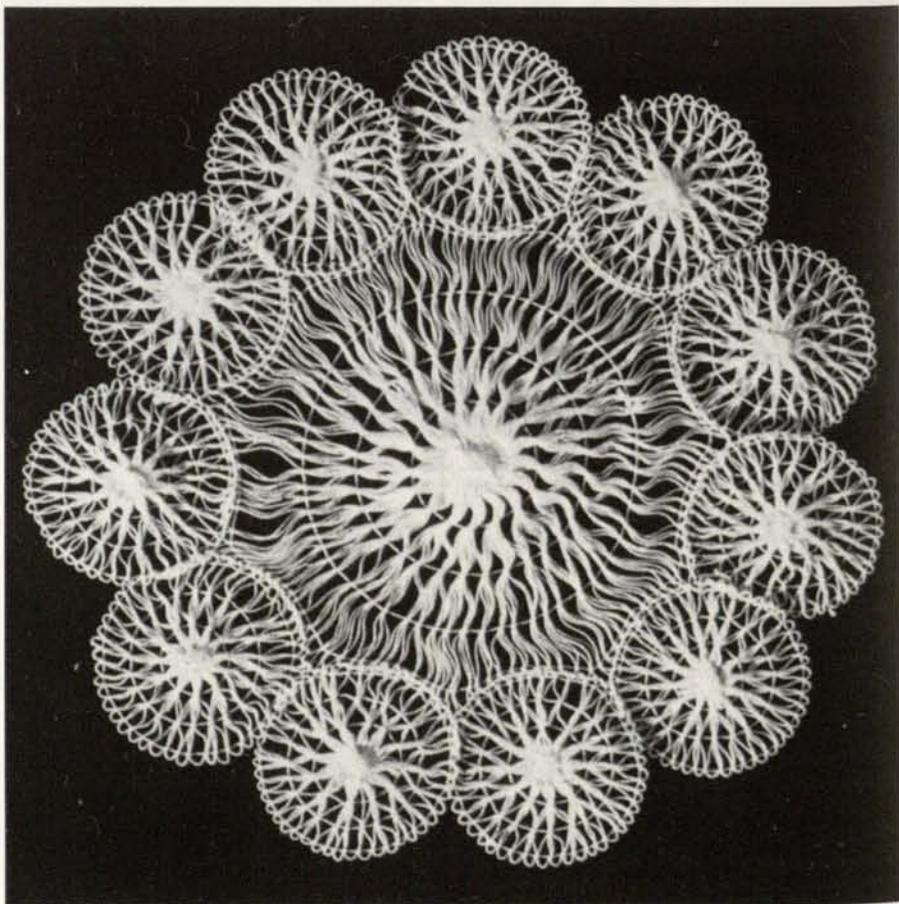
geschafft. 1879 bekommt die Schulstadt eine weitere Schule; sie wird in der Franzstraße erbaut und ist die spätere Hermann-Stehr-Schule.

An allen Orten veränderte es sich zum Guten, nicht zuletzt auch durch den Bahnanschluß, so daß sich im Hirschberger Tal und im Gebirge schon der beginnende Fremdenverkehr ankündigte. Es ist daher kein Zufall, daß Theodor Donat den Riesengebirgsverein gründete. Donat stammte aus Erdmannsdorf. In der Nähe des Großen Teiches hat man diesem großen Pionier des Naturschutzgedankens ein Denkmal erbaut.

Zur Zeit der Gründung des Riesengebirgsverein war Georg Bassenge Bürgermei-

ster in Hirschberg; er war der 1. Vorsitzende des RGV. Dadurch angeregt, gründete sich auch ein österreichischer Riesengebirgsverein mit dem Sitz in Hohenelbe. Beide hatten enge Verbindungen zueinander und das Ziel, den Fremdenverkehr auf vielfältige Weise zu beleben, damit die arme Gebirgsbevölkerung die Möglichkeit eines bescheidenen Zuverdienstes bekommen könne. Man sieht, überall mühten sich verantwortungsbewußte Menschen darum, das Los der weniger Begüterten zu gestalten.

In dieses soziale Bemühen hinein gehört auch die Einrichtung einer Volksküche, die 1880 eröffnet wurde und wo die arme Bevölkerung der Stadt täglich eine warme



Deckchen in Solspitze, wie sie die Schreiberhauer Schulmädchen im Handarbeitsunterricht bei Klara Gerlach lernten.

Mahlzeit bekommen konnte. Die Volksküche war in der Hospitalstraße. Von den älteren Hirschbergern wird sich noch mancher daran erinnern, daß in der Zeit der Weltwirtschaftskrise diese Volksküche immer noch bestand und die Armut durch diese Einrichtung doch ein wenig gelindert wurde (Meine Pflegeeltern waren ganz arme Rentner, und ich weiß noch, daß „Opa Dreßler“ dort manchmal in einer Blechkanne Essen holte. Manchmal gab es Kloppse oder Reissuppe, und die Haferflocken waren jedesmal angebrannt. Das könnte nach 1930 gewesen sein.).

Nachdem der Riesengebirgsverein sich konstituiert hatte, erschien eine neue Zeitung: „Der Wanderer im Riesengebirge“, erstmals im Jahre 1881. Er durfte für sich in Anspruch nehmen, das erste schlesische Heimatblatt zu sein.

Am „Berliner Hof“, einer großen Ausspanngaststätte am Boberufer, der Sechstätte zu, wurde die alte Nepomukbrücke, die in einem Bogen über den Bober in die Stadt führte, abgebaut. Sie wich einer neuen Boberbrücke, die den erweiterten Verkehrsansprüchen gewachsen war. Wir kannten sie alle und bewunderten den rotweißen Hochwasserstandsanzeiger an der rechten Seite, wenn man in die Sechstätte ging.

Gewerbeausstellungen waren in den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts auf der ganzen Welt groß in Mode. Hirschberg, das bei der letzten Volkszählung am 1. Dezember 1871 bereits 11 776 Einwohner zählte, ließ sich so eine einheimische Messe nicht entgehen. Auf den Feldern in der Nähe der Hospitalstraße errichtete man den aufsehenerregenden Bau des „Feenpalastes“ eigens für die große Gewerbeausstellung, in der einheimische Spitzen- und Glaserzeugnisse dominierten. Man zeigte stolz eine breite Palette einheimischer Industriewaren und Gewerbezeugnisse.

Überall wurden neue Bahnlinien in Betrieb genommen, zum Beispiel Hirschberg — Greiffenberg oder Hirschberg — Schmiedeberg. Gleisverdoppelungen wurden notwendig; bereits 1881 mußte deshalb der Bahnhof erweitert werden.

Doch diese aufregende Aufbruchzeit hatte auch eine Schattenseite.

1882 wurde in Hirschberg in dem neuen Amtsgericht in der Wilhelmstraße das erste Todesurteil ausgesprochen. Von dem alt-

modischen Galgen hatte man sich getrennt, aber am 16. August 1883 wurde in Hirschberg erstmals jemand hingerichtet, wozu eigens der Scharfrichter aus Berlin anreisen mußte.

Neben der gewerblichen Herstellung von schlesischer Nadelspitze in den Schulen der Fürstin von Pless in der Bahnhofstraße 16 und der von Margarete Hoppe-Siebert in der Bergstraße wurde ja auch in den Familien diese Kunst ausgeübt, um die wertvollen Tücher und Schürzen aus Schleierleinen mit Nadelspitzen zu den Riesengebirgs-trachten zu sticken. Die letzten Hirschberger Sticklehrerinnen für die Trachtenleute waren Selma und Ella Pilz aus der Herrenstraße. Sie lehrten uns nach den alten Vorbildern zu arbeiten (siehe Bild: Ecke aus einem Schultertuch, etwa von 1850). Da Hirschberg zuletzt der Mittelpunkt dieser zarten Stickerei war, nennen wir sie heute — nach dem Verlust der Heimat — **Hirschberger Stickerei**, um damit geistig ihren Standort festzuhalten.

Wie in dem außerordentlichen Fachbuch über schlesische Spitzen von Frau Graff-Höfgen nachzulesen ist, haben auch schon sehr kleine Schulmädchen in den Stickschulen gelernt; denn derartige Deckchen in Solspitze (Bild) lernten Schreiberhauer Schulmädchen von ihrer Handarbeitslehrerin Frau Klara Gerlach in ihrem „geliebten Pantoffelgymnasium“. Prof. Wilhelm Menzel würde an dieser Stelle schmunzelnd sagen: „War'sch weëß, werd's wissa . . .“.

Erna Tripke in Berlin, eines der Simon-Mädels aus Schreiberhau, berichtet darüber, wie sie mit ihrer Schwester Martha solche Soldeckchen bei Klara Gerlach anzufertigen lernte. Dazu war ein inlettartiger Baumwollstoff nötig, der in der Mitte zu einem Stöpsel gebunden werden mußte, von dem aus die Fäden einzeln nach außen gezogen und mit Hilfe einer Pappscheibe gebündelt und befestigt werden mußten. Dieses abgebildete Deckchen gleicht dem, das mir Erna Tripke für Ausstellungen überließ, eine Schülerinarbeit etwa aus der Zeit des 1. Weltkrieges. Es ist anzunehmen, daß Klara Gerlach in der Spitzenschule der Fürstin von Pleß in Hirschberg gelernt hat. Diese Technik, mit verschiedenen großen Pappscheiben zu arbeiten, erinnert an eine andere, ebenfalls im Hirschberger Handarbeitsunterricht erlernte Kunst mit Wolle, zu der die leeren Zwirnräder gebraucht wur-

den. Es entstanden Sternenförmige Gebilde, die sich zusammengesetzt ganz wunder-

bar für Kissen und Decken eigneten.

„Hirschlein springe rüstig fort, mit dem grünen Hoffnungsblättchen ...“

Diese neuere Entwicklung der Stadt geschah in der Amtszeit des neuen Königs Wilhelm I.. Er war am 2. Jan. 1861 Regierungsnachfolger Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV.. Im Staatsanzeiger vom 1. Januar war ein Bulletin über den jahrelang leidenden Zustand des Königs von Seiten Allerhöchst seiner Ärzte veröffentlicht worden, worin jede Hoffnung auf die „fernerweite längere Erhaltung des theuren Lebens Allerhöchstdesselben als sehr zweifelhaft bezeichnet wurde“ war die Wahrheit, der Staatsanzeiger verkündete einen Tag später die Trauerbotschaft. Eine Deputation der Stadt, bestehend aus Bürgermeister Vogt und dem Stadtverordnetenvorsteher waren nach Berlin gereist, um dem neuen König und der Königin-Witwe eine Beileidsadresse zu überbringen. Ganz Preußen und auch Hirschberg trauerte. Am 21. Januar hielt die Freimaurerloge eine sog. Trauerloge für Se. Majestät den hochseligen König Friedrich Wilhelm IV. ab, die städtische Deputation wurde am 24. Jan. in Berlin vom König empfangen und schon erging am 2. Februar ein Dankschreiben der Königin-Witwe an die Stadt mit folgendem Text:

„Ich habe aus dem Schreiben des Magistrats und der Stadtverordneten in Hirschberg vom 22. Januar gern ersehen, wie sehr Ihnen der Hintritt des Königs, Meines geliebten Gemahls, zu Herzen geht, und wie Sie in der Würdigung des hohen Verklärten, der auch in Ihrem schönen Thale so mannigfache Spuren seines liebevollen und schaffenden Sinnes hinterlassen hat, von so wahrem, richtigem Gefühl geleitet werden. Empfangen Sie Meinen Dank und Meine Anerkennung für so wohlthuende Gesinnung und Theilnahme.

Sanssouci, am 2. Februar 1861.

Elisabeth.“

Am 8. März wurde die Richtersche Papierfabrik in Cunnersdorf ein Raub der Flammen und brannte ab bis auf die Grundmauern. Zur Zeit des Ausbruchs nach 21.00 Uhr herrschte großer Sturm. Alle Einrichtungen fielen dem Brand zum Op-

fer, auch war eine Giebelwand eingestürzt und hatte die Dampfkessel bedeckt. Der Wiederaufbau gestaltete sich schwierig.

Dieses Jahr hatte überwiegend im Zeichen des Königshauses gestanden. Die Trauer war relativ kurz, die Feierlichkeiten für den neuen König recht ausgiebig, auch in Hirschberg. Es lohnt sich, einen Blick darauf zurückzuwerfen, auf die Zeit, die von einigen als „die gute alte Zeit“ bezeichnet wird. Für den Geburtstag Seiner allerhöchsten Majestät am 22. März begannen die Feierlichkeiten schon am Vorabend. Etwa 120 Personen von Rang und Namen versammelten sich im Gruner'schen Felsenkeller zu einem Fest-Souper. Hof-Friseur Hartwig hatte es verstanden, den Saal auf das Ansprechendste zu dekorieren. Festgesänge verschönten die reich vorhandenen patriotischen Gefühle.

Am Morgen fanden in den Kirchen Festgottesdienste statt, Feiern in Schulen und dem Gymnasium, wo Herr Direktor Dietrich die Festrede hielt. Hirschbergs Garnison versammelte sich um 12.00 Uhr mittags auf dem Marktplatz und Major von Wartenberg, der Bataillons-Kommandeur, hielt eine Ansprache, nach deren Beendigung das angetretene Bataillon ein lautes, dreifaches Hurra ertönen ließ und den König mit einem feierlichen Parademarsch ehrte. Im Saal des Felsenkellers fand ab 14.00 Uhr ein Fest-Diner statt, an dem Militär- und Zivilpersonen teilnahmen, insgesamt 125 Gäste.

Aus Dank für dieses schöne Fest wurde von den Feiernden ein Betrag von 27 Thalern für die Veteranen gesammelt. Auch der Militär-Begräbnis-Verein beteiligte sich an den frohen Festlichkeiten, in vier verschiedenen Lokalen vergnügte sich die Hirschberger Garnison. Schon ein Vierteljahr später ist das „theure Leben Seiner Majestät des Königs von Preußen, Wilhelm I., ernst gefährdet. Am 14. Juni unternimmt ein Leipziger Student, der aus Odessa stammt, auf den in Baden-Baden weilenden König ein Attentat. Aus nächster Nähe hatte er in der Lichtenthaler Allee auf den Allerhöchsten aus einer Doppelflinte geschossen; der

König konnte gerettet werden und der Mörder wurde verhaftet. In Hirschberg aber, in der Gnadenkirche und in der Stadtpfarrkirche, fanden sich die Menschen zu Dankgebeten zusammen.

Am 18. Oktober des gleichen Jahres wurden die Krönungsfeierlichkeiten mit noch mehr Aufwand begangen. Die Stadt stürzte sich in einen Festtaumel. Die Glocken läuteten eine Stunde lang, um, wie es hieß, einen der bedeutendsten und wichtigsten Abschnitte der preußischen Geschichte unter Wilhelm I. zu verkünden. Türme und Privathäuser zeigten Flagg: die preußische, die weimarische, die städtische mit dem Hirsch und dem Kleeblatt im Aeser. Musikchor und Trommelschlag und die gemeinsam gesungene Volkshymne „Ich bin ein Preuße“. Von den Schülern bis zum Begräbnisverein war alles im Zug geordnet auf den Beinen und zog durch die festlich geschmückte Stadt. Alles war festlich erleuchtet und mit Blumen, Girlanden und Transparenten versehen. Das Vorgebäude der Erfurtschen Papierfabrik zierte ein Transparent mit der Aufschrift „Gott segne Wilhelm I.“ und eine Büste des Königs ragte aus grünem Blätterschmuck. Frau Kaufmann Häusler ließ Fahnen wehen und Ballons aufsteigen. An allen Häusern des Bankiers Schlesinger leuchteten bunte Lampen; die Pracht in der Stadt, aber auch die Einfälle sind kaum zu beschreiben. Am Vallentinschen Haus grüßte ein Transparent mit der Aufschrift „Ich denke viel und schreibe wenig, Gott erhalte unser'n König“. Der Text auf dem Transparent des Kaufmanns Schüttrich begann so: „Heil Dir Wilhelm auf dem Throne, Sieh' Dein Volk, es jubelt heut'; Welch ein Schmuck die gold'ne Krone . . .“. Aber die Krahn'sche Stadtbuchdruckerei mit drei Transparenten an der Vorderfront überbot alle und druckte es auf dem Titelblatt des Boten aus dem Riesengebirge ab, in der Nummer 84. Es zeigte das Stadtwappen mit dem Hirsch, der ein Kleeblatt zwischen den Zähnen hält. Darunter standen diese beiden Verse:

*„Hirschlein, springe rüstig fort
Mit dem grünen Hoffnungsblättchen,
Und verkünd' von Ort zu Ort,
Künd' in Dörfern, Flecken, Städtchen,
Wie gar freudig uns're Stadt
Diesen Tag gefeiert hat.*

*Hirschlein, springe rüstig fort,
Klimme auf die höchsten Steige,
Grüße auch den kleinsten Ort
Mit dem grünen Hoffnungszweige.
Glaub' und Hoffnung, nah verwandt,
Strahlen durch das Vaterland!“*

Jeder Einwohner hatte zur Illumination beigetragen.

Am Ende des Jahres 1861 betrug die Einwohnerzahl 7877 Seelen, inklusive Militär. 6737 Evangelische, 1290 Katholische, 45 Mitglieder der freien Gemeinde, 233 Juden. 100 Mädchen besuchten die höhere Mädchenschule, die evangelische Schule wurde von 778 Schülern besucht, die katholische hatte 200 Schülern und die Hospitalkrankenpflege wurde in die Hände der Schwestern aus dem St.-Elisabeth-Verein des Mutterhauses in Neiße gelegt.

Der neue König verstand es, zu regieren. Erstmals erscheint von Bismarcks Name unter einem königlichen Erlaß vom 6. Dez. 1862, und dieser läßt auch Hirschberg nicht unberührt. Der Text dieses Erlasses lautete:

„Es sind mir aus verschiedenen Theilen der Monarchie zahlreiche Adressen zugekommen, welche aus dem Wunsche und Bedürfnisse Vieler hervorgegangen sind, Mir den im Lande fortdauernden Gesinnungen ungeschwächter Treue und Ergebenheit Zeugniß zu geben. Die Mir von Deputationen überreichten Adressen hab Ich unmittelbar beantwortet; in Betreff der übrigen aber beauftrage Ich das Staatsministerium, den Theilnehmern kund zu thun, daß es Meinem Herzen wohlgethan hat, in ihren Erklärungen eben so sehr den lebendigen Ausdruck der Anhänglichkeit an das angestammte Herrscherhaus und eine vertrauensvolle Würdigung Meiner seit fünf Jahren dem Volke vorliegenden landesväterlichen Absichten zu erkennen, als die Überzeugung der Nothwendigkeit der Erhaltung des verfassungsmäßigen königlichen Regiments ausgesprochen zu finden. Ich habe insbesondere mit Befriedigung wahrgenommen, daß die Reorganisation der Armee, welche lediglich in der gesetzlichen allgemeinen Wehrpflicht begründet ist, als eine zweckmäßige, die älteren Wehrpflichtigen erleichternde und dennoch für die dauernde und größere Kriegsbereitschaft des Landes unerläßliche Maßregel, eine zunehmende Anerkennung gewinnt. Es bestärkt Mich dies in der Hoffnung, daß eine richtige Auffassung meiner, nur der

Wohlfahrt meines Volkes gewidmeten Bestrebungen zu einer baldigen Lösung der schwebenden Verwicklungen führen und das gegenseitige Vertrauen befestigen wird, in welchem Preußen die Kraft gefunden hat, unter der Führung Meiner Vorfahren auch die schwersten Kämpfe ruhmvoll zu bestehen.

Berlin, den 6. December 1862.

An das Staatsministerium.
gez. Wilhelm
(gegengez.) v. Bismarck

Auf diesen Erlaß hin hatten auch der Hirschberger und der Schönauer Kreis es nicht unterlassen, eiligst eine Ergebenheits-Adresse Sr. Majestät zu überreichen. Vaterländische Feiern, wie die zur Erinnerung an die Schlacht an der Katzbach (am 30. August), oder dem 18. Oktober, als dem Tag der Leipziger Völkerschlacht. 1863 war ein patriotisches Jubeljahr, denn auch der 30. August war ein solcher Tag, nämlich die 100. Wiederkehr des Hubertusberger Friedens und der 50jährige Befreiungstag der Provinz Schlesien, wo auch das vor den Feinden zitternde Hirschberg gelitten hatte.

Eine herausgegebene Gedenkmünze mit dem bekannten, aber sehr nachdenkenswertem Wahlspruch „*Gott mit uns — der auch helfen kämpfen mit dem letzten Feinde. Mit ihm sei die Ehre! Sei unser Gelübde!*“

Gleich 1864 wurde es ernst damit. König Christian IX. von Dänemark hatte 1863 beschlossen, sich Schleswig-Holstein einzuverleiben. Aus preußischer Sicht war ein Krieg unvermeidlich; am 1. Februar wurde die Eider überschritten, die Preußen verloren zu Lande und auf See 1077 Mann, der Frieden erfolgte am 30. Oktober 1864. In Hirschberg aber hatte sich nach dem Ausrücken der Garnison unter der Fürstin von Reuß LXIII. geb. Gräfin zu Stollberg ein Frauenverein gegründet zur Beschaffung warmer Bekleidung für das ausgerückte Militär. Wie immer waren die Bürger hilfsbereit, spendeten warme Unterjacken, Strümpfe, Charpie, Verbandszeug und auch Geld zur Anschaffung des Nötigsten. Die Tat folgte wirklich schnell auf den königlichen Erlaß.

Am 17. und 18. Dezember wird das Friedensfest des Sieges über Dänemark mit großem Glockengeläut eingeleitet und am Ende bekamen die Armen auch etwas von dem Jubel ab. Eine Zulage erhielten die städt.

Almosenempfänger, nämlich je 5 Sgr., und die Insassen von Armenhäusern je 2 1/2 Sgr. Zuschuß zu ihrer schmalen Kost aus der privaten Almosenkasse.

Leider warf ein neuer Krieg schon wieder seine Schatten voraus. Dabei brannte es immer wieder in den umliegenden Dörfern und in der Stadt, die Wasserleitungen wurden verbessert und unter der Erde teilweise miteinander verbunden und neue Pumpbrunnen angelegt.

Am 14. Dezember hatte die Stadtbehörde einen der berufendsten Quellenermittler, Abbé Richard, eingeladen, um das Terrain zu prüfen, wo in Hirschberg neue Brunnen angelegt werden könnten. Das interessante Resultat wies 11 Stellen auf, 1. in der Nähe des Schildauer Gutes, 2. im Pfarrgebiet oberhalb des Viehmarktes, 3. im Schießhausgebiet in den ehemaligen Lehmgruben an der Schmiedeberger Straße, 4. das Schulgassengebiet zwischen dem Rennwege und dem Lomnitzer Gebiet, 5. das Berggebiet an der westlichen Seite des Kavalierberges. Unter diesen bezeichneten Orten sollten die schon vorhandenen Rohrleitungen zu größeren vereinigt werden, um deren Wasser zu verstärken.

Pumpbrunnen wurden angelegt im Haus Nr. 908 auf der äußeren Langstraße bei 40 m Tiefe, vor Tischlermeister Hilbig's Gartenparzelle, Promenade 24, bei 45 m Tiefe, vor dem Gymnasium bei 30 m Tiefe, vor dem Kantorhause bei 45 m Tiefe, hinter der evangelischen Schule im ehemaligen Schlabrendorf'schen Garten bei 30 m Tiefe und im Garten des Posthauses bei 30 m Tiefe.

Das wirft einen Blick auf die pionierhafte Vorgeschichte unserer städt. Wasserleitungen, die wir ohne nachzudenken so selbstverständlich gebraucht haben. Leider war nicht zu erfahren, ob der Abbé Richard, als Quellenermittler bezeichnet, ein Wünschelrutengänger war und scheinbar auch Angehöriger eines Ordens.

Von den vaterländischen Festlichkeiten mit Paraden, festlichen Soups und Illuminationen braucht es keine Berichterstattung mehr. Sie wiederholen sich in rascher Folge, wie der zu feiernde Geburtstag des Königs: Das Angenehme der feinen Hirschberger Gesellschaft und ihren Festen ist, daß sie auch jene Mitbürger dabei nicht vergißt, die nicht auf der Sonnenseite des Lebens

stehen, wiewohl das Annehmen wohlthätiger Almosen ein bitteres Brot ist.

Hirschberg, die Stadt bedeutender Kaufleute, tat auch allerhand für den gewerblichen und Handlungsnachwuchs. Der Gewerbeverein hatte ja bereits 1830 eine Fortbildungsschule gegründet, die laufend verbessert wurde und die Schüler im Zeichnen, Deutsch und Rechnen, und dann in der Oberstufe noch ergänzend mit Geometrie, Physik und Chemie unterrichtete. Naturlehre nicht zu vergessen. Nicht nur Lehrlinge, auch Gesellen und Meister konnten sich in dieser Schule weiterbilden. In den Jahren 1874/75 betrug das halbjährl. Schulgeld 15 Sgr.. Die Stadt gewährte anfangs einen Zuschuß von 100 Thlr., den sie später auf 130 Thlr. erhöhte. In dem genannten Jahr besuchten 88 Schüler die Ausbildungsstätte. 1875 ging die Anstalt in die städt. Verwaltung über, unter den Lehrern ist ein Bautechniker von der Betriebsinspektion (Neumann). Techn. Leiter war der Privatinstitutsinhaber Schmidt.

Sehr viel später, am 17. Okt. 1862, war eine Handlungs-Eleven-Schule vom „Verein junger Kaufleute“ eröffnet worden. Zu den erteilten Fächern gehörte kaufm. Rechnen, Stilistik, Handels-Geographie, Geschichte, Französisch und Englisch, im Sommer konnte auch noch das Fach Kalligraphie belegt werden. Diese Schule wird meist noch mehr besucht als die erste, die Kaufmanns-Societät ist sehr daran interessiert. Die Stadtbehörde hat für den Unterricht einen mit Gaslicht beleuchteten Raum in der evangelischen Stadtschule zur Verfügung gestellt, die Handlungs-Eleven-Schule wird ebenfalls vom Leiter der Gewerbe-Fortbildungsschule geführt.

Im Jahr 1865, am 27. Juli, wütete ein schreckliches Gewitter über der Stadt. Blitze schlugen ein, und der Schaden am Haus des Weiß'schen Hauses in der Schildauer Straße war am größten, der Blitz fuhr durch die schöngestaltete Giebelwand. Beim Einschlag im Haus des Rechnungsraths Hille fielen nur die Bilder von den Wänden, aber Hagelschlag mit großen Körnern richtete auf den Feldern großen Schaden an.

Zu den hervorragendsten Handelshäusern dieser Zeit zählte die Häusler'sche Weinhalle mit allen angeschlossenen Gebäuden und Hallen. Am 10. August feierte das Unternehmen sein 50jähriges Bestehen.

Die Witwe des inzwischen verstorbenen Begründers führte sein Werk in seinem Sinne fort. Auch die Stadt verstand es, diesen Ehrentag für einen großen Bürger mitzugestalten. Es begann mit einem Musikständchen am frühen Morgen, die Glückwünsche der Kaufmanns-Societät überbrachte eine Deputation, bestehend aus einem Ober-Ältesten und zwei Neben-Ältesten. Dazu kamen viele andere angesehene Bürger. Die Inhaberin, die Witwe des Carl Samuel Häusler, übergab dem Magistrat in Anbetracht der Wichtigkeit dieses Tages einen Betrag von 50 Thlr., die an „verschämte alte achtbare Witwen“ übergeben werden sollten.

Am Abend fand in der von Herrn Häusler erbauten Weinhalle ein großes Fest mit Illumination statt. Die Häusler'sche Weinhandlung lag an der Ecke der Auengasse und der Greiffenberger Straße. Kaufmann Carl Samuel Häusler war auch Mitbegründer der Sparkasse und einiger anderer gemeinnütziger Einrichtungen und hat die Stadt Hirschberg gefördert, wo er nur konnte. Er tat sich hervor durch die Veredlung des Obst- und Weinbaues, er verbesserte die Fruchtsaferzeugnisse und seine eigenen Schöpfungen der Obstweine, wie auch der Champagner-Fabrikation in Deutschland. Er war der erste Champagner-Fabrikant in Deutschland.

Aber er tat sich auch als Erfinder hervor: Ihm ist die Riesengebirgsgras-Spinnerei zu verdanken, damit das bearbeitete Gras zum Polstern verwendet werden konnte. Aufsehen erregte seine Erfindung der echten flachen Holzzement-Bedachung. Diese war mehrfach prämiert und dreimal patentiert in Sachsen, Österreich, Ungarn und Böhmen.

1845 hatte Samuel Häusler mit dem von ihm erfundenen Holz-Zement seine Bauten bedeckt mit in der Hauptsache flachen Dächern, richtete sogar als Beweis für deren Haltbarkeit auf der Dachfläche einen Pavillion ein (1850). Aber das war nicht alles, auf den Dachplateaus legte er Beete, Gänge und Lauben an, so daß er durch Anpflanzungen die Dächer in Blumengärten verwandelte. 1850 richtete Häusler auf dem Dachplateau ein Restaurant ein, wo die Besucher zu billigen Preisen Obstweine ohne Spritzusatz, Ungarwein aus Obstwein fabriziert oder Champagner aus Grünberger Wein bereitet angeboten wurde.

Unter dieser Gartenpracht und Restauration lag als Beweis für Halbarkeit und Dichte eine große Lagerhalle für Wein und Champagner.

Nach seinem Tod führte seine Witwe Mathilde von Schmeling verw. Häusler die Firma weiter. Sie war Hoflieferantin S. k. k. Hoheit des Prinzen Friedrich Carl von Preußen und des Herzogs Ernst von

Sachsen-Coburg-Gotha. Hinzu kamen Patente für das Kaiserreich Österreich, für das Königreich Ungarn und Böhmen, für das Königreich Sachsen. Medaillen von Gewerbeausstellungen für Erzeugnisse und Erfindungen waren London 1862, Altona 1869, Moskau 1872, Lissabon 1873, Wien 1873, Cassel 1870 und noch zweimal Wien 1873. Carl Samuel Häusler gehörte zu den bedeutendsten Hirschberger Kaufleuten.

Von schönen alten Bäumen

Die Riesenkastanie an der Schmiedeberger Straße ist schon mehrfach erwähnt worden. Sie war der Stolz der Hirschberger Bürger. Dabei soll nicht vergessen werden, daß schon vor der Jahrhundertwende ungewöhnliche Bäume in den Ortschaften des Kreises bekannt waren, die nicht nur einen festen Platz in den Herzen der Einwohnerschaft hatten, sondern darüber hinaus auch in dem Waldbuch von Schlesien vermerkt sind.

Dieses Waldbuch, im Verlag von Wilh. Gottl. Korn in Breslau 1906 herausgegeben, hatte die Aufgabe, einen Nachweis der beachtenswerten und zu schützenden Bäume und Sträucher in Schlesien zu erbringen, einschließlich einer wissenschaftlich begründeten Charakteristik seiner wichtigsten Holzgewächse.

Professor Dr. Theodor Schube wurde mit dieser Aufgabe betraut, die wie die Buchherausgabe auf den Minister für Landwirtschaft und Forsten und der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur zurückgeht. Denn der Oberpräsident von Schlesien, Fürst Hatzfeld, Herzog zu Trachenberg, hatte den Herrn Landwirtschaftsminister veranlaßt zu prüfen, ob nach dem Muster des von Prof. Conwentz verfaßten „Forstbotanischen Merkbuchs von Westpreußen“ sich nicht eines für Schlesien erarbeiten ließe.

Dieses zu erstellende fachliche Werk hatte für Prof. Schube einen Riesenumfang an Vorarbeiten; er benötigte 4½ Jahre. Dazu hat er 2000 Meilen zu Fuß zurückgelegt und 1700 Meilen mit dem Fahrrad. Aus diesem entbehrensreichen botanischen Streifzug durch Schlesien wurde ein Büchlein, das am Ende mit 180 Seiten doch nur ein Achtel des erforschten und registrierten Materials

festhält mit einer ebenfalls ausgewählten Anzahl von 200 nummerierten Diapositiven.

Hier können wir erfahren, daß unser heutiges Waldsterben, das unsere Heimatwälder und die typische Waldlandschaft vernichtet, viel früher begann, wie uns Fachleute beweisen.

Prof. Theodor Schube sagt dazu in seinem Vorwort:

„Unsere Zeit, von der man soviel rühmen hört, daß sie von naturwissenschaftlichem Geiste durchdrungen sei, ist leider den Bestrebungen, welche der Abfassung dieses Buches zugrunde lagen, recht wenig günstig: die Hoffnung, hierin durch meine Arbeit etwas zur Besserung beitragen zu können, erscheint fast zu kühn. Immerhin ist ja auch dann schon etwas erreicht, wenn es gelingt, diesen traurigen »Zug der Zeit« etwas aufzuhalten und wenigstens zu verhindern, daß den künftigen Generationen das Verständnis für die Schöpfung und Formenfülle ihrer Erzeugnisse noch mehr verlorengehe, als es bei der jetzt schon lebenden in so beklagenswerter Weise der Fall ist. Und vielleicht ist doch die Schar derer, die meinen Wanderungen zu folgen und sich an dem hier in Wort und Bild Gebotenen auch, so viel wie möglich, an Ort und Stelle zu erfreuen gewillt sind, nicht gar so klein.

Ihnen allen ein herzlich

Waldmanns Heil!

Breslau, Nov. 1905 Theodor Schube

Es ist dem besorgten botanischen Forscher zu gönnen, daß er nicht hundert Jahre später den Untergang seiner Wälder miterleben mußte. Er hatte übrigens ein Jahr vorher ein anderes bekanntes Werk „Flora Schlesiens“ — preußischen und österreichi-

sehen Anteils — im gleichen Verlag herausgebracht.

Der zeitliche Rücksprung in das letzte Jahrzehnt vor der Jahrhundertwende ist unerlässlich, weil sich die Erforschungen zu dem späteren Buch hier abspielten. Wer zu dieser Zeit gelebt hat, erblickte im Oberdorf von Agnetendorf an dem kleinen Fußweg nach dem Leiterweg beim 2. Hause einen „Hollunder“ von beachtlichen acht Metern Höhe und einem Umfang am Boden von zwei Metern. Ebenfalls in Agnetendorf, beim Matzbergerloch in der Nähe des Tiefen Grabens, stand eine einzelne Tanne von 32 Metern Höhe und 3,90 Metern Umfang. Zwischen Steinrücken fanden sich einige auffällige Wetterfichten, während sich auf dem Kynast im 2. Hof eine „Urle“ (vermutl. Erle) von 3,15 Metern Umfang und eine Buche von 3,5 Metern Umfang angesiedelt hatten. Die schönsten Fichten des Kynasts aber standen unweit der „Hölle“, wo die Wege von Saalberg und Agnetendorf zusammenstoßen, wie auch beim „Goldbrunnen“.

Arnsdorf reiht sich bescheiden ein und kann keine auffälligen Bäume vorzeigen, dafür aber das seltene wilde Geißblatt im Pfaffengrund. Der Name kommt nicht von ungefähr wenn man bedenkt, daß die kath. St.-Marien-Kirche aus der Zeit von 1540 stammt, durch spätere Umbauten aber eher verschandelt als verschönert wurde, jedoch die bemalte Kassettendecke und das Renaissanceportal an der Nordseite wurden erhalten. Während die ev. Kirche von 1954/55 nur ein einfacher Saalbau des Regierungsbaumeisters Michael Weise war und die Orgel von 1773 von dem Löhner Orgelbauer Meinert stammte.

Das wilde Geißblatt fand sich auch in der Nähe des Schlosses. Dieses war 1667 von dem Freiherrn Carl Heinrich von Zierotin erbaut worden, es brannte ab in der Zeit, als Graf Nepomuk von Lodron sein Besitzer war (7. Nov. 1768), der es aber nach dieser Brandnacht wieder aufbauen ließ. Etwas bescheidener, eine kleinere, zweigeschossige Anlage mit hufeisenförmigem Grundriß und barocker Bauweise. Von 1491 bis 1656 gehörte Arnsdorf denen von Reibnitz, und seit 1792 den Grafen Matuschka.

Auch die kath. Kirche in Berthelsdorf ist ein schlichtes Bauwerk, das um 1600 errichtet wurde, mit einem für diese Zeit auffälli-



Hollunder in Ober-Agnetendorf

gen gotischen Chor, einem sogenannten „eingezogenen“ (dieser ist niedriger als das ganze Kirchenschiff). Die sonstige harmonische Innenausstattung ist Spätrenaissance, einschließlich der schönen Kanzel. Der barocke Altar kam allerdings erst 1727 dazu.



Wetterfichte aus dem Urwald oberhalb Agnetendorf.

Dieses Berthelsdorf weist einige ungewöhnlich starke Fichten auf. Davon gibt es — jedenfalls vor hundert Jahren — auf dem Weg vom Gutshof nach Reibnitz eine Gruppe, von denen eine Fichte es bis auf 42 Meter Höhe bringt. Die mittlere fällt durch ihre armleuchterähnlich gewachsenen Äste auf (Kandelaberfichte), die mit einem Umfang von 4,48 Metern die damals zweitstärkste Fichte von ganz Schlesien gewesen sein soll. Auf Berthelsdorfer Gemarkung fanden sich noch einige dieser Fichten mit überdurchschnittlichem Umfang, gegen den die „Berthelsdorfer Kaiserfichte“ in der Nähe des Spillerbaches nur ein wenig starker Baum war.

Die beiden Linden in der Nähe des Brückenberger Forsthauses mit einem Umfang von je 2½ Metern sind deshalb erwähnenswert, weil sie sich in dem rauhen Gebirgsklima in 830 m Seehöhe so stark behaupten konnten.

Die oberen Häuser von Crommenau standen im Schatten einer 30 Meter hohen Linde, während beim Gerichtskretscham sich eine überstarke Urle behauptete. In Crommenau wurden auch seltene Kopfweiden beobachtet, zum Beispiel an der Einmündung des Voigtsdorfer Weges. Diese Kopfweiden hatten sogenannte Überbäume. Dabei handelte es sich jeweils um Ebereschen mit reichen Luftwurzeln, deren Stämme immerhin einem Umfang von 60—70 cm erreichten.

Das Vorkommen von Eiben in unserer Heimat war höchst selten. Prof. Schube entdeckte eine bei Fischbach in den Falkenberg und hofft bei der Niederschrift seiner Beobachtungen, daß sie „jetzt“, also 1906, noch stehen möge.

Giersdorf wies eine botanische Seltenheit auf, denn am Bronsdorfer Weg, unweit vor dem „Kalten Buchenberg“, hatte sich eine Kiefer mit einer verliebten Tanne verbandelt. Letztere war mit einer vollen Windung um die Kiefer herumgewachsen! Am Rotwasser, im Rotengrund, stand eine mächtige Kiefer mit einem Umfang von 2,50 Metern, und in der Nähe des Gutshofes hatte es eine schmucke Silberpappel auf einen Umfang von 4,02 Meter gebracht.

Folgte man dem Weg von Giersdorf in das höher gelegene Hain, fand sich im Garten des früheren Gasthauses Oblasser eine schön verästelte Winterlinde mit einem durchschnittlichen Umfang in der Mitte

von 3,43 Metern, der auf dem Boden das doppelte aufwies. Wer von Hain aus zum Spindlerpaß aufgestiegen ist, mag am „Böhmischen Weg“, der Zollstraße in Richtung Nasse, unterm Bannwald die auffällige Schlangenfichte gesehen haben. Sie stand etwa 100 Meter hinter der Abzweigung des Weges „Zu den großen Steinen“.

Das liebe kleine Hindorf hatte zwei Sehenswürdigkeiten: eine sehr starke Kandelaberfichte an der Straße zu den Kieferhäusern und die kath. St.-Barbara-Kirche. Das kleine Renaissance-Bauwerk aus der Zeit zwischen 1550 und 1600 schmückt sich außerdem mit hübschen schlanken Dachreitern, während die Fenster des Kirchenschiffes noch spätgotische Formen aufweisen.

Die Hirschberger Riesenkastanie hatte um die Jahrhundertwende den stattlichen Umfang von 3,83 Metern bei einer Höhe von 16 Metern. Auf dem Weg nach Weltende stand eine Eiche mit einem Umfang von 3,50 Metern, aber die in der Nähe bekannte „Hohe Kiefer“ gab es schon damals nicht mehr, dafür war eine markante Felsplatte über der Sattlerschlucht nach ihr benannt worden. Am Kavalierberg, der so schön und kunstvoll angelegt worden war, hatte sich das seltene Wilde Geißblatt niedergelassen und sozusagen ins gemachte Nest gesetzt.

In Alt-Kemnitz, nördlich der Bahnlinie, hatte es eine Silberpappel auf den mächtigen Umfang von 3,42 Meter gebracht. Lomnitz hat, was die Bäume angeht, nicht so viel zu bieten. Es sei denn, man führte die an der Nordostseite des Finkenberges stehende Schlangenfichte an, die sich in einem Gebüsch hochgeschlängelt hatte und vermutlich mangels gutem Nährboden an der Spitze 3 Meter hohe, aber astlose Gipfeltriebe hervorbrachte.

Dafür konnte sich Lomnitz mit kleinen Bauwerken sehen lassen: Auf einer frühen Vorläuferin von 1369 (!) war die kath. St.-Marien-Kirche um 1500 mit dem schon genannten „eingezogenen“ Chor spätgotischer Ausführung erbaut worden. Kreuzgewölbe, aber ohne Strebpfiler. Der Turm mit der späteren Barockhaube nimmt sich dagegen bescheiden aus.

Die ev. Kirche, erbaut in den Jahren von 1750—51, zugleich entstanden mit Pfarr- und Schulhaus, bietet eine reizvolle, symmetrisch angelegte Gebäudegruppe, auch wenn die Kirche als barocker, saalartiger

nüchterner Bau nicht sonderlich auffällig erschien, während sich die Innenausstattung sehen lassen konnte. Altar und Orgel sind von 1782, und Orgelbauer Meinert aus Lähn hat auch die schöne Lomnitzer Orgel gebaut (1768).

Martin Frantz aus Liegnitz erbaute 1720 das Lomnitzer Schloß als dreigeschossigen Barockbau, eine etwas eigenwillige Komposition auf den turmartigen Seitenflügeln. 1838 veränderte der Architekt Tollberg das Schloß ein wenig, das seit 1837 der Familie von Küster gehörte.

Auch im nahegelegenen Maiwaldau konnte bereits ein Kirchenbau von 1386 urkundlich nachgewiesen werden. Auf dem Areal wurde etwa um 1620 die St.-Peter-u.-Paul-Kirche erbaut, mit deutlichem Hinweis auf die Renaissance, jedoch mit Ausstattungen teilweise aus der Barock- aber auch schon Rokokozeit. Dagegen ist die ev. Kirche von Maiwaldau ein einfacher Barockbau aus dem Jahre 1756 mit einem lieblos gebauten Turm aus dem frühen 19. Jahrhundert. Im Maiwalder Schloß allerdings saßen schon seit 1319 die von Zedlitz. Der spätere, bekannte zweigeschossige Barockbau entstand unter Joh. Ferdinand von Carwath in den Jahren 1686—88.

Was Professor Schube in Maiwaldau nicht entdeckte, was wir aber alle kannten: „Maiglöckchen in verschwenderischer Fülle in den lichten Wäldchen um Maiwaldau“: Ziel einer Radtour an einem warmen Maientag von Hirschberg nach „Meewale“.

Saalberg hatte eine ähnlich kuriose Schlangenfichte wie Alt-Kemnitz. Um sie zu sehen, mußte man den ersten „verbotenen“ Fußweg nach Arnsdorf gehen, bis dorthin, wo er fast ans Rotwasser stieß. Der Schaft dieser Schlangenfichte untertrieb total mit einer Höhe von nur 2 Metern. Das ungewöhnliche an ihr war, daß sie sieben Jahre hintereinander gar keine Zweige getrieben hatte und auch die Äste am unteren Ansatz fast unverzweigt geblieben waren. Ob hier die Buschweibel ihre Künste erprobt hatten, von denen sich die alten Leute erzählten?

Stonsdorf schmückte sich bei der Brauerei mit einer Berggrüster von 2,52 Metern Umfang, während Voigtsdorf beim „Deutschen Kaiser“ eine Erle mit 2,60 Metern Umfang vorweisen konnte, und auf dem Wege nach Gotschdorf wiederum eine Kopfweide, auf der sich sage und schreibe



Alte kath. Kirche in Nieder-Schreiberhau.

vier kleine Ebereschen gleichzeitig angesiedelt hatten.

Schreiberhau hatte vor allem beachtliche Linden vorzuweisen, worauf auch manche Bezeichnungen zurückzuführen sind. In Nieder-Schreiberhau stand eine hohle Winterlinde, 5,92 Meter Umfang und 9 Meter hoch. Eine solche bei den Kochelhäusern, aber nicht hohl, die stärkste mit 3 Metern Umfang beim Lindenhaus in Mariental. Bei der Josephinenhütte war erstmalig das Vorkommen von wildem Porst registriert worden, oberhalb beim Ziegenfloß. Dabei handelte es sich um ein Heidekrautgewächs, charakteristisch für Hochmoore, eine ca. 1,50 Meter hohe Pflanze, immergrün mit ledrigen Blättern und stark riechenden roten und weißen Blütendolden. Porst war in alter Zeit auch ein Mottenschutzmittel. Durch die nahen Isermoore mag sich diese Pflanze beim Ziegenfloß angesiedelt haben.

Eine der stärksten Tannen Schlesiens mit einem Umfang von 4,62 Metern wuchs im Revier Karlstal beim Tofelsloch; ihr Wipfel war weit über 500 Meter vom Weg Neuwelt—Karlstal aus zu sehen. — Die Karlstaler Frauen trugen zu ihrer Tracht kostbare Goldhauben, zum Teil in Sprengstickerei gearbeitet. Diese kosteten meist mehr als hundert Taler. —

Außer den vielen Linden hatte Schreiberhau auch eine sehenswerte ev. Kirche, 1755 erbaut von dem Schaffgot'schen Bauinspektor Christian Feist, einem Namen, der bis zuletzt in Schreiberhau nicht unbekannt war. Erst 1820/21 ist ein Turmanbau an dieser Kirche vorgenommen worden, der von dem Schaffgot'schen Baukondukteur Mallick aus Warmbrunn ausgeführt wurde. Obwohl der Turm mit der Zwiebelhaube dem ganzen Bau schön angepaßt war und ihm gut zu Gesicht stand, wurde er später in unschöner und unpassender Weise umgebaut.

Auch Schmiedeberg hatte botanisch etwas zu bieten: zahlreiche Eichen, zum Teil mit 4 Metern Umfang, aber am Südrand des Parks vom Genesungsheim standen eine „*Quercus rubra*“ mit 3,15 Metern und eine Urle mit 3,25 Metern Umfang. Außerdem Wermuthkiefern von stattlichem Wuchs und die jedem Wanderer bekannte Buche an der Landeshuter Straße mit einem Umfang von 5,20 Metern, die als die älteste Buche Schlesiens galt. Hier war auch eine andere Seltenheit zu finden: in der Nähe der Tannenbaude im Arnsdorfer Forst, als Stockausschlag eines größeren Baumes, das erstmals nachgewiesene Mehlbeerbäumchen (*Pirus Aria*) von ca. 4 Metern Höhe! Trotzdem auf die große Seltenheit des Vorkommens hingewiesen wurde, fiel es später dem Kahlschlag zum Opfer und teilte damit mit einem weiteren am Jockelwasser das gleiche Schicksal.

In Petersdorf wurde die ev. Kirche von einem unbekanntem Architekten in den Jahren 1747/48 als rechteckiger, barocker Saalbau erbaut. Ins Auge fallen nur das seltene Sandsteinportal und die hübschen Dachreiter. Doch der Innenraum dieser Kirche hat den Ruf, der eigenartigste und der stimmungsvollste im ganzen Kreis Hirschberg zu sein. Und zwar durch die farbige Holzbemalung in der Art der schlesischen Bauernmöbel. Die Holzdecke ist ein Werk des Malers Seifert, Altar und Kanzel aber stammen von dem Schweidnitzer Bildhauer Baufinger.

Was die botanischen Sehenswürdigkeiten — hier die Bäume und Gehölze — betrifft, so durfte sich Petersdorf rühmen, auch hier an erster Stelle des Kreises zu stehen. Schon in einer früheren Ausgabe der Schlesischen Bergwacht (Nr. 33/14/15) hat Frau Ursula Korn über die alte Eibe berichtet, von der

schon 1892 etwas in einer Ausgabe des „Wanderer im Riesengebirge“ zu lesen war. Von Dr. P. Aust gibt es eine Zeichnung davon, die alte Eibe steht vor einem Riesengebirgshäusel, und im Jahre 1946 hat Frau Korn diese Eibe fotografiert. Sie soll an die 500 Jahre alt sein, hatte vor hundert Jahren einen Umfang von 3,20 Metern und stand in der Nähe der Oberförsterei. Der Fachmann vermutete, daß es sich bei dieser alten Eibe um einen Zwiesel handelt, da der Stamm schon in 1,50 Metern Höhe geteilt ist und ab da zwei gleichstarke Stämme emporgewachsen sind. Das zu Petersdorf gehörige Jagen 49/50 hieß „Eibenrand“, was vielleicht auf früheres reiches Eiben-vorkommen hinweist.

In und um Petersdorf hat Rubezahl seine hohen Tannen. Eine davon, 40 Meter hoch, stand am Weg zum Kochelfall, dicht vor dem Übergang übers Rote Wasser.

Große alte Buchen mit einem Umfang von fast 3 Metern standen am Weg vom Kochelfall zur Altschlesischen Baude, die aber miteinander verwachsen sind. Eine andere, riesige Buche stand beim neuen Holzabfuhrweg. Und eine 42 Meter hohe Tanne überragte alle anderen Bäume im gräfl. Jagen 9 b. Die seltenen Stelzenfichten fanden sich im Seifershauer Revier auf dem Weg zur Leopoldsbaude und ein Bestand schöner hoher alter Tannen wie auch Buchen mit einem durchschnittlichen Umfang von 3,50 Metern und 36—40 Metern Höhe stand am Geierstein über dem Pürschsteige. Wer den von der genannten Baude abwärts führenden Touristenweg benutzt, kommt zu der sogenannten „Wunderbuche“. Dabei handelt es sich um drei einzelne, am Grunde miteinander verwachsene Buchen, die allein aufwärtswachsen, aber von denen sich zwei in etwa 7 Metern Höhe wieder zu einem einzelnen Stamm mit einem Umfang von 2 Metern vereinigten. An der nahen Kreisgrenze, am Kemnitzbach, erhebt sich eine von der Baude aus sichtbare hohe Tanne von 45 Metern! Im nahen Revier Hochstein hat sich eine ebenso hohe Tanne den stattlichen Umfang von 3,60 Metern erwachsen. Viele interessante Wetterfichten waren in Höhen von 1150—1300 m ü.M. zu beobachten, vom Korallensteinweg aus in die Schneegruben, dann am Kiesewälder Weg und Bärengraben. Auf der Stirnmoräne des alten Gletschers fanden sich in den Bärlöchern auffallend viele Knieholzmas-

sen, wie sich auch die angebaute Zirbelkiefer dort halten können. Von der Bismarckhöhe aus bis zum alten und neuen Leiterweg sind immer wieder mächtige Buchen zu bewundern.

Als letztes sein noch ein ungewöhnliches Holzgewächs in der Kleinen Schneeegrube genannt: Die *Linnaea borealis*, neben *Salix herbacea* und *Contoneaster*.

Ungeachtet vieler seltener Pflanzen im Schnee grubenbereich schließt sich hier landschaftlich und zeitlich der Kreis: Prof. Dr. Theodor Schubes „Waldbuch von Schlesien“ ist für unser Kreisgebiet im Riesengebirgsvorland ein botanisches Vermächtnis. Gleichzeitig berührt es die Zeit der Erforschung der Baumbestände, die Gründung des Riesengebirgsvereins im Jahre 1880 durch Theodor Donat, mit Sitz Hirschberg im Riesengebirge. Der Kreis um Donat hatte ebenfalls zum Ziel, die Pflanzenwelt des Riesengebirges mit all ihren seltenen Vertretern zu schützen und vor der Zerstörung zu bewahren. Aus dieser Zeit gibt es noch Berichte von Zeitzeugen, und auch der heutige ausgewiesene „Nationalpark Riesengebirge“ mit einer Fläche von 55 qkm — zusammenhängend auf heute polnischer und tschechischer Seite des Gebirges, geht auf die vom RGV vor hundert Jahren ausgewiesenen Naturschutzgebiete

zurück. Schon jetzt handelt es sich um das größte zusammenhängende Naturschutzgebiet Europas. Es ist geplant, noch eine Fläche von zusätzlichen 160 qkm dazuzunehmen, die den heutigen Richtlinien des Naturschutzes unterliegen.

Ob der heutige Zustand dadurch gebessert werden kann, bleibt zu hoffen. Daß trotz der Weitsicht des Riesengebirgsvereins und der Wissenschaftler eine solche Entwicklung einsetzen konnte, macht traurig. Aber bereits Simon Hüttel, der Chronist von Trautenau, klagte 1549 über die ins Land geholten 300 Holzknechte aus Schwaz in Tirol, die durch Abholzen der Riesengebirgswälder, wie des Riesengrundes, einen solchen Raubbau mit den Wäldern trieben, daß sich das Klima verändern würde!

Simon Hüttel war weit vorausschauend, und mit dem Klima hat er leider recht gehabt, auch anstelle der gefällten Bäume, die nach Kuttendorf (Münze) gingen unter Christoph Gendorf, sind bis heute keine neuen Wälder nachgewachsen, trotz damaliger Holzverteuerung und der Verminderung des Fischreichtums in den Gebirgsbächen. Rubezahl's hohe Tannen gingen ab da schlechten Zeiten entgegen; es ist gut, daß die frühen Naturschützer die unsrigen nicht mehr erleben.

Siegeszug des Skisports und Erschließung durch weitere Bahnverbindungen

Als Nachtrag zu den schönen alten Bäumen, wo die Urle als eine mögliche Erle bezeichnet wurde, hier nun die Richtigstellung durch einen uns gut durch die »Bergwacht« bekannten ehemaligen Schullehrer, nämlich Wilhelm Vielhauer.

Er erklärt uns, daß beide Baumarten nichts miteinander zu tun haben. *Urle* ist die schlesische Bezeichnung des Bergahorns (*Acer pseudoplatanus*), vorwiegend Gebirgsbaum. Er kann 400—500 Jahre alt werden. Bei alten Bäumen löst sich die Rinde in Schuppen ab. Wogegen die Erle (*Alnus glutinosa*, Schwarz- oder Grauerle) nasse Böden liebt und in Erlenbrüchen oder an Bachufern zu finden ist.

Mit Vermehrung der Bahnanschlüsse Hirschbergs präsentiert sich das neue unaufhaltsame Zeitalter. 1881 mußte der

Bahnhof ausgebaut und vergrößert werden, weil die Strecke Hirschberg-Greifffenberg eine Gleisverdoppelung brauchte; zehn Jahre später wurde die Bahnstrecke Hirschberg — Warmbrunn — Petersdorf eingeweiht.

Ein Jahr zuvor war die Eröffnung des Städtischen Krankenhauses in der späteren Robert-Koch-Straße; Dr. Middeldorpf leitete es.

1896 wurde die Bahnlinie Liegnitz-Goldberg verlängert bis nach Märzdorf, 1902 wurde die Gebirgsbahn Hirschberg — Schreiberhau — Polaun in Betrieb genommen; man fuhr vom Bahnhof Rosenau ab.

In diese Hochstimmung verkehrstechnischer Pionierjahre fiel eine der schlimmsten Hochwasserkatastrophen im Riesengebirge: am 30. Juli 1897, hervorgerufen durch

Wolkenbrüche. Bei den Rettungsarbeiten kam in Hirschberg der Gefreite Dunkel in den Sechsstätten um.

Es war das schwerste Hochwasser, von dem das Riesengebirge im 19. Jahrhundert heimgesucht worden war und dürfte nur durch die „schlesische Sündfluth“ von 1702 übertroffen worden sein, was die Verwüstungen und den Verlust von Menschenleben betrifft; sie hatte damals 181 Gebäude, 95 Menschen und 3668 Stück Vieh gefordert.

Dem Riesenunwetter des Jahres 1897 war eine Wetterprophetie des Rudolf Falb, der in den Vorbergen des Gebirges als Wetterheiliger verehrt wurde, vorausgegangen. Falb wurde mit einer Art Furchtsamkeit verehrt, noch mehr dann, als er die großen Wassermassen für den Juli und das trockene Wetter für den August vorausgesagt hatte. Manch einer von den einfachen Leuten setzte tief im Herzen den Wetterheiligen Falb genau in die Mitte zwischen dem lieben Gott und Rubezahl.

Als die Sonne wieder hinter den Wolken hervorbrach, beleuchtete sie ein schreckliches Bild: Äcker von Steinen, Schlamm und Sand begraben, Ruinen anstelle von Wohngebäuden, zerstörte Wege und Straßen, unterspülte Eisenbahngleise, fortgerissene Dämme. Während auch die Südseite des Riesengebirges, hier besonders das Aupatal und Spindelmühle, größte Schäden und Verwüstungen zu beklagen hatten, so gingen am 29. und 30. Juli die größten Wolkenbrüche nach der Nordseite im Quellgebiet der Lomnitz und der Eglitz nieder. Während die Messung der Niederschlagsmenge in der Neuen Schlesischen Baude am gleichen Tag nur 125 mm anzeigte, waren es zur gleichen Zeit bei der Prinz-Heinrich-Baude 224 mm Niederschlagsmenge, die jene, ein Jahrhundert früher auslösenden Mengen, weit übertraf. Bei den Forstbauden verzeichnete man 1897 283 mm, aber bei der Kirche Wang 355 mm! Dort also ging das meiste Wasser hernieder.

Das erklärt, warum eine Woche später, bei Aufnahme der Schäden, berichtet werden konnte, daß die Kammwege nur wenig mit den üblichen Aus- und Unterspülungen betroffen waren, auch die Fahrstraßen von Petersdorf nach Schreiberhau oder die von Petersdorf — Ludwigsbaude — Flinsberg

waren noch mit geringfügigen Schäden benutzbar. Die Zackenchaussee jedoch war an einigen Stellen unterspült und abgesperrt. Der Aufstieg von der Josephinenhütte zum Zackenfall bis zum Kamm über den beiden schlesischen Bauden war normal benutzbar, desgleichen die Aufstiege von Agnetendorf — Korallensteine — Peterbaude. Aber schon wenige Kilometer weiter in Richtung des mittleren Riesengebirges war der Weg von Hain zur Spindlerbaude als Fahrstraße nicht mehr zu gebrauchen, nur noch als beschwerlicher Fußweg. Die verwüsteten Wege von Krummhübel zum Kamm über Brückenberg, die Schlingel- und Hampelbaude und über das Gehänge waren schon eine Woche später notdürftig aber gut ausgebessert worden, was ein Verdienst des Hampelbaudenwirtes war, der seine Helfer für die Heuernte sogleich für die Wegeherstellung einsetzte. Im Melzgrund gab es ebenfalls große Verwüstungen. Bis diese beseitigt werden konnten, mußte der Wanderweg von Wolfshau aus mit einem Forstweg die weglosen Abschnitte umgehen. Je weiter der Weg in die Täler führte, umso größer waren die Schäden; die kleine Lomnitz war zu einem reißenden Fluß geworden, der große Steine, Felsblöcke und Geröll mit sich führte und fast alle Brücken zum Einstürzen brachte. Der Eulengrund hatte am meisten zu leiden. Mehrere Hektar Hochwald waren zerstört, die entwurzelten Bäume wurden vom Wasser mitgerissen, es entstanden aus dem Steingeröll riesige Wälle, die das Wasser am Abfließen hinderten.

Das sonst so harmlose Flößchen Plagnitz hatte sein Bachbett auf fast 40 Meter Breite erweitert. Die Riesengebirgsbahn auf der Strecke Zillerthal — Arnsdorf — Birkigt war nicht mehr benutzbar. Sie konnte erst am 12. August wieder in Betrieb genommen werden, nachdem die Mannschaften des Eisenbahn-Regimentes Nr. 3 die Schäden beseitigt hatten.

In Birkigt war es schlimm zugegangen. In der Nacht vom 30. auf den 31. Juli hatte die wütende Lomnitz schwere Felsbrocken mit sich geführt und mit großer Kraft gegen das Gasthaus »Zum Eisenhammer« geworfen. Die zur Lomnitz liegende Hausseite wurde weggerissen, ein ermüdeter Wanderer, der so fest schlief, daß er das nächtliche Spektakel nicht mitbekam, soll sich am Morgen

gewundert haben, daß er gewissermaßen im Freien, an der stehengebliebenen Hausseite, geschlafen hatte. Die andere Wand war nachts in den Wassermassen der Lomnitz versunken. Auch von den Küchengeräten und Vorräten des Gasthauses sowie von der 1600 Mark teuren Kochmaschine war nichts mehr zu finden. Die Lomnitz hatte alles fortgespült. In Krummhübel wurde die elektrische Lichtanlage zerstört und selbst einen 200 Zentner schweren Kessel haben die Fluten 500 Meter weit fortgerissen. 600 Meter Ufermauer, die die dahinterliegenden Äcker der Waldmühle schützen sollten, wurden fortgerissen. Auf 30 000 Mark schätzte der Besitzer Henning den entstandenen Schaden.

Die Bahnlinien zwischen Krummhübel und Birkigt sowie nach Schmiedeberg waren ebenfalls zerstört. Die Fahrstraße entlang des Eglitzbaches war unbenutzbar. Gemeinsam versuchten die Schmiedeberger die größten Schäden zu beseitigen.

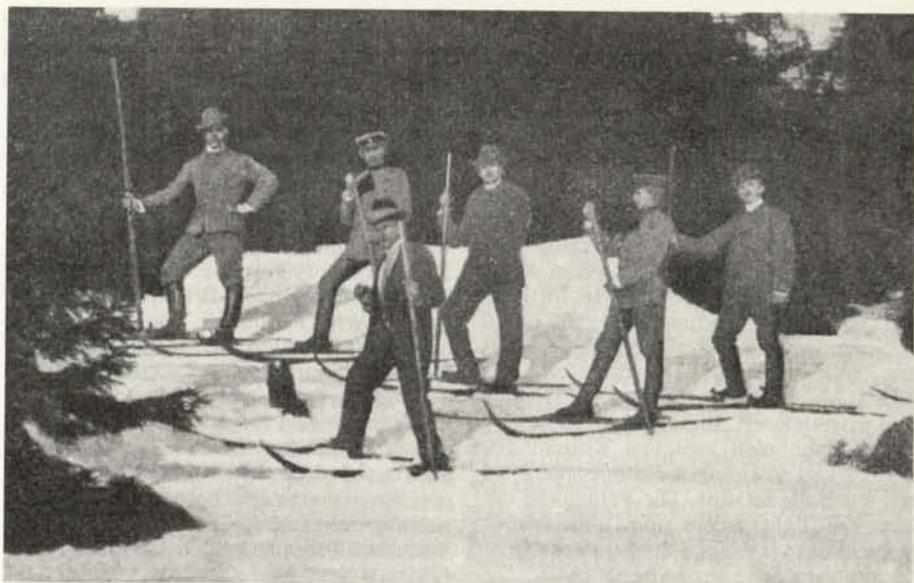
Um die Betroffenen dieses Hochwasserunglücks hatte sich vor allem Frau Erbprinzessin Charlotte von Sachsen-Meiningen verdient gemacht. Auch Kaiserin Auguste

Victoria besuchte am 21. September das Überschwemmungsgebiet, Kaiser Wilhelm II. besichtigte es am 8. November und versprach Hilfe, denn das Riesengebirge war zu dieser Zeit im Aufbruch, auf preußischem Territorium ein bedeutendes Fremdenverkehrszentrum zu werden, was die Nordseite betraf.

Die Schneeverhältnisse im Riesengebirge waren ja immer recht gut, z. B. konnte am 20. Oktober 1900 schon ein Schlitten vom Mittagstein bis nach Brückenberg hinabsausen. Wie man weiß, blieb der Schnee liegen. Auch von der Neu-Schlesischen Baude bis zum Zackelfall sauste man zwei Tage später fröhlich hinunter. Man konnte sich der weißen Pracht 120 bis 200 Wintertage lang erfreuen, soweit man das Gebirge als Tourist genießen konnte. Hörnerschlittenfahrten waren sehr beliebt und verzeichneten kaum nennenswerte Unfälle, weil die Schlittenführer meist auch erfahrene Bergführer waren. Eigentlich war der Hörnerschlitten ein altes Transportmittel für Holz, Heu, Mehl und andere Vorräte für den Lebensbedarf. Nach Hauptmann a. D. Cogho und seinen Mitteilungen im „Wanderer im



Gasthaus „Zum Eisenhammer“ in Birkigt bei Krummhübel nach der Hochwasserkatastrophe vom 30. Juli 1897 — (in dem Buch, dem diese Aufnahme entnommen wurde, galt noch die alte Schreibweise „Birkicht“)



Gründer und Vorstandsmitglieder des Schneeschuh-Club „Windsbraut“ in Schreiberhau im Jahre 1900

Riesengebirge“ (1897) läßt sich der Ursprung des Hörnerschlittens im Riesengebirge gut dreihundert Jahre zurückverfolgen. Der Riesengebirgshörnerschlitten ist demnach aus den tiroler und steirischen Alpen von den schwazer Holzknechten, die der böhmische Berghauptmann von Gendorf holte, eingeführt worden. Daß der Hörnerschlitten zur Personenbeförderung auf schlesischer Seite große Verbreitung fand, mag dem Feldmarschall Graf von Gneisenau zu verdanken sein, der sich am 5. Februar 1817 von den Grenzbauden nach Schmiedeberg abfahren ließ und darüber schrieb: „Es ist diese Fahrt eine herrliche Wintervergnügung und wunderbar erst seit wenigen Jahren Mode geworden, da es doch so leicht war darauf zu verfallen, die aus Böhmen kommenden Holzschlitten zu solcher Fahrt zu benützen.“

Wer sonst gut über den tiefen Schnee kommen will, benützt Schneereifen.

Der Schneeschuh ist erst im Kommen. — 1880 hatte ja der Hirschberger Arzt Dr. Krause aus Norwegen drei Paar Schneeschuhe mitgebracht, von denen ein Paar in Beyers Hotel nach Agnetendorf, eines in die Peterbaude kam und nur eines in Hirschberg verblieb. Stellmachermeister Ernst Hildebrand, ein bekannter Hersteller

von Rodelschlitten, konnte sich kaum noch vor Bestellungen für Schneeschuhe retten. Sie kamen nicht nur aus der engeren Riesengebirgsheimat, nein, auch Wintersportler aus anderen deutschen Gebirgen bestellten bei dem bekannten Hirschberger Stellmacher.

Zu dieser Zeit war Senator Arthur Hartung aus Gotha Zweiter Bürgermeister; er ließ am Bahnhof einen Cholera-Überwachungsdienst einrichten. 1893 wurde in Hirschberg ein Siechenhaus eingeweiht.

Viel aufregender war es, daß in diesem Jahr die Hirschberger Jäger Schneeschuhe bekommen sollten, mit denen sie viele Übungen im Gebirge abhielten.

Die Südseite des Riesengebirges hatte bei der Einführung des Skisportes die Nase vorn. Angeregt vom Grafen Harrach wurde in Spindelmühle 1894 der erste böhmische Riesengebirgsskiverein gegründet, Skilauf wurde Schulfach und Mann, Frau und Kinder bewegten sich auf Schneeschuhen. Es wurden auch schon internationale Wettkämpfe veranstaltet.

Daß es auf der schlesischen Seite einige Jahre länger dauerte, bis sich im Jahre 1900 in Schreiberhau der „Schneeschuhverein Windsbraut“ gründete, mag daran liegen,

daß die Gebirgsbewohner auf beiden Seiten der Grenze sich als zusammengehörend fühlten, was auch die Mitgliedschaften betraf. Die Schreiberhauer Windsbraut hatte erheblichen Anteil an der Entwicklung des Skisports in unserer Heimat. Am 1. März 1905 wurde der Skiverein Brückenberg-Gebirgsbauden mit 34 Mitgliedern gegründet. Ihm folgte im Jahre 1908 der Schneeschuhverein Krummhübel

In der Hirschberger Stellmacherei wußte man nicht, was zuerst hergestellt werden sollte: die neuen Schneeschuhe — aus „Tunnabratlan“ von der Schuljugend nachgearbeitet nach der Devise „Hauptsache, is rutscht!“ — oder die Rennrodel, oder den Rennwolf, der nicht vergessen werden darf, oder?

Die Rennrodelschlitten als Vorläufer der Bobs beim Preisrodeln hatten ihr Vorbild im schweizerischen Engadin, in St. Moritz, wie überhaupt die Vorliebe für Schweizerisches sich in vielen Bezeichnungen findet (Schweizerhaus, Bad Flinsberg im schles. Engadin usw.). So dürfte die Cresta-Bahn von St. Moritz das Vorbild für die Schreiberhauer Bobbahn gewesen sein.

Der Rennwolf konnte auf glatter Fahrbahn fahren und war ein schlittenähnliches Gestell mit einem Haltegriff, bei dem der

Fahrer sich auf die Kufen stellen mußte, um zu fahren.

Da man mit dem Schneeschuh weit unabhängiger von glatten Straßen war, wurde der Rennwolf schließlich verdrängt. Doch mit einem Augenzwinkern heißt es, die Geschichte des Schneeschuhsports im schlesischen Riesengebirge erinnere an die Einführung der Kartoffeln in Europa. Dr. Krause aus Hirschberg mit seinen drei Paar norwegischen Skiern wurde ja schon Aufmerksamkeit geschenkt, aber da es keine Anleitung zur Anwendung gab, sondern hauptsächlich blaue Flecken, Beulen und verrenkte Gliedmaßen, verbannte man die guten Stücke erst einmal auf die Böden. Herrn Hauptmann a. D. Vorweg in Herisdorf sowie einigen Ingenieuren aus der Füllnerschen Papiermaschinenfabrik in Bad Warmbrunn und ihren norwegischen und schwedischen Freunden ist der Durchbruch des Schneeschuhs zu verdanken. Der Vorsitzende des „Schneeschuhvereins Windsbraut“ war Förster Franz Frey aus Schreiberhau. Wettläufe, Wettspringen und öffentliche Diskussionen von Sportangelegenheiten waren der Inhalt des Vereinslebens.

Es wurde empfohlen, daß die Lehrer auch gleichzeitig in der Unterweisung des



Winterführer Franz Erlebach aus Spindlerbauden (Alte Erlebachbaude) mit einem Wintertouristen, Berthold Lessenthin aus Breslau, im Jahre 1899.

Skilaufens eine Rolle übernehmen sollten, ja, daß sich der deutsche Riesengebirgsverein um die Gebirgsbevölkerung ein unsterbliches Verdienst erwerben würde, wenn es dem Beispiel auf der österreichischen Gebirgsseite folgte und den Schulen eine ausreichende Anzahl von Schneeschuhen für die Schüler als Weihnachtsgabe stiftete. Dieselben ließen sich ja leicht und billig von der einheimischen Industrie beschaffen, und dieses dankenswerte Geschenk von seiten des Gebirgsvereins würde ja nur einen sehr mäßigen Teil der reichen Vereinsmittel in Anspruch nehmen.

Ferner wurde vorgeschlagen, daß eine festliche Schneeschuübung der gesamten schlesischen Riesengebirgsjugend unter der Führung ihrer Lehrer beim Festprogramm des 25jährigen Bestehens des deutschen Riesengebirgsvereins im Jahre 1905 nicht die unwesentlichste sein würde. Jedenfalls würde der Riesengebirgsverein durch eine solche praktische Betätigung seiner nächstgelegenen Ziele ein dauerndes Andenken seiner ersprißlichen Tätigkeit für alle Zeiten sichern, auch wenn die Spuren derselben sich nur in den leichtvergänglichen Schnee eingraben. Möge in den Ehrenkranz, den der Riesengebirgsverein für die Pflege der Interessen des Riesengebirges verdient, neben dem grünen Zweig der Krummholzkiefer, dem roten Habmichlieb und dem blauen Enzian auch das weiße Blatt der Silbereiche nicht fehlen. Möge dieses Symbol des winterlichen Schmuckes, mit dem der Rauhref unsere Berge zierte, ihm danken für die Teilnahme, welche er dem Winterverkehr bisher gewidmet und ihn daran erinnern, daß zur weiteren Hebung desselben noch so manches von ihm getan werden kann.“

Jener schon genannte Hauptmann Vorweg unternahm die erste Schneeschuhfahrt über die Schneekoppe am 7. März 1893, die zweite am 25. März 1894. Herr Vorweg fährt gern im Schneesturm, „man muß dann“, so schreibt er, „seine Gedanken und seine Aufmerksamkeit scharf zusammennehmen . . . das ist geistiges Ausruhen. Nachdem Herr Vorweg seine Koppenfahrt per Schneeschuh überstanden hat, beim zweiten Mal 1894 begleitet ihn ein norwegischer Freund, dem dabei ein Ski zerbrach und von ihm sofort wieder fahrtüchtig gemacht wurde, kann er dieses grandiose Erlebnis nur zum Nachahmen empfehlen.

Sein Bericht über die Einzelheiten dieses Abenteuers aber würde noch seitenlang gehen. Kein Wunder also, daß er sich dafür stark machte, daß die Schüler von Gebirgsschulen als Weihnachtsgabe Schneeschuhe erhalten sollten.

Daß mit dem Schneeschuh der Gebirgsbriefträger leicht zum Eilboten werden konnte, versteht sich von selbst. Der Bote legte den Weg von der Peterbaude zur Spindlerbaude in 10—15 Minuten zurück.

Natürlich hat auch die Vaterlandsverteidigung den Schneeschuh bald für sich entdeckt. Das schon sehr mit Schneeschuhen ausgerüstete 5. Jägerbataillon von Neumann aus Hirschberg übte vorzugsweise auf dem weiten Gelände vor der Peterbaude. Da ließ es sich Prinz Heinrich von Preußen auch nicht nehmen, bei einem Besuch im Gebirge einer Gefechtsübung des Jägerbataillons auf Skiern beizuwohnen.

Dr. Baer, ein Augenzeuge aus Hirschberg, weiß viel über dieses Ereignis zu berichten.

Auf dem Hirschberger Bahnhof hatten sich der Kommandeur des 5. Jägerbataillons, Oberstleutnant Ferno und Major Traumann zum persönlichen Dienst beim Prinzen befohlen. Dazu hatten sich Premierleutnant von dem Knesebeck, Landrat von Küster und Oberbürgermeister Richter eingefunden. Der Zug lief am 19. Februar pünktlich um 10.36 Uhr abends ein. Aus dem Salonwagen am Ende des Zuges stiegen die hohen Herrschaften aus. Prinz Heinrich und der Erbprinz von Meiningen, dessen Gemahlin und Tochter. Sie stiegen in einen Wagen und weitere Equipagen nahmen die weiteren Gäste auf. Durch eine jubelnde Volksmenge ging es zum „Preußischen Hof“, die Häuser festlich illuminiert, wo die Wagen erschienen, erstahlte bengalisches Licht. Der Berichterstatter ergeht sich in geradezu himmlischen Beschreibungen der Winterlandschaft, als die hohen Gäste von Hirschberg aus durch die Dörfer bis nach Agnetendorf fuhren. Überall stehen die Leute Spalier und jubeln. Nach einer Stunde war Agnetendorf erreicht. Vor Beyers Gasthaus hielt man an, wo Graf Hans-Ullrich Schaffgotsch auf Koppitz und Cameraldirektor Sanitätstrath Dr. Coltenberg als Vertreter der reichsgräflichen Herrschaft zur Begrüßung des hohen Besuches harrten. Es gab in den geschmückten Räumen von Beyers Hotel ein kleines Früh-

stück, dazu spielte die Warmbrunner Badekapelle, und um 11.00 Uhr schon stieg man um in bereitstehende Hörnerschlitten, die die Gäste zur Peterbaude bringen sollten. Dort erwartete die Schlittengesellschaft zwei Offiziere und 42 Mann des 5. Jägerbataillons aus Hirschberg, die die ganze Strecke von Agnetendorf bis zur Peterbaude in 1.50 Stunden zurückgelegt hatten.

Zur Begrüßung erschienen waren der Bezirkshauptmann von Hoheneibe, Ritter Dr. von Steffek, Vertreter des österr. Riesengebirgsvereins, die Herren Rudolf Suske und Guido Rotter, Gemeindevertreter, Curverein und Kriegerverein.

Prinz Heinrich hat die Abordnungen zum Essen in die Peterbaude eingeladen und auf seinen persönlichen Wunsch war jede Absperrung des Publikums untersagt. Die Gäste nahmen unbefangen an Nebentischen Platz, dabei handelte es sich um ca. 50 Personen. Das Menü, zu dem Prinz Heinrich seine Gäste einlud, war eine Spezialität der Peterbaude: Schnitzel mit Znaimer Gurken und die unvergleichlich knusprigen Eierkuchen. Neben Sekt kam auch ortsbüblicher Vöblauer Wein zu Ehren.

Nach dieser Mahlzeit begaben sich die hohen Herrschaften auf einen Balkon, um die Gefechtsübung der Hirschberger Jäger anzusehen. Sie spielten West- und Ostarmee. Letztere kommt auf Schneeschuhen heran, wirft sich auf den Bauch — und feuert. Plötzlich kommt von Norden, also von dem Hohen Rad her, mit „rasender, kaum glaublicher Geschwindigkeit“ ein „Hilfs-corps mit den beiden Leutnants von Knobelsdorff, das in den Kampf entscheidend eingreift und die Ostarmee zur schleunigen Flucht zwingt.“

Die bewegte militärische Aktion hatte zehn Minuten gedauert und hatte die beifällige Aufmerksamkeit der fürstlichen Zuschauer erregt. Nach 14.00 Uhr begann die Talfahrt mit erfahrenen Schlittenführern und wer wollte, war in Agnetendorf in Beyers Hotel eingeladen, sich an echtem schlesischen Streuselkuchen und Kaffee zu erquickern. Das tat man auch, und als es weiterging, bog in Hermsdorf der Viererzug der Gräfin Schaffgotsch nach Giersdorf ab, und in Hirschberg hatte Prinz Heinrich anschließend noch politische Gespräche mit Bürgermeister Richter. Auch dieser Tag en-

dete mit dem Jubelschrei des Volkes und illuminierten Straßen.

Die offensichtliche hochherrschaftliche Teilnahme am winterlichen Sportgeschehen um die Jahrhundertwende begünstigte auch die Entwicklung der uns so bekannten und beliebten „Winterfrischen“. Prinz Heinrich bekannte: Gern würde er von solchen Winterausflügen mit dem Hörnerschlitten mehr Gebrauch machen, wenn er die Zeit dazu hätte.

Aber auch die Dichter trugen ihren Teil zur touristischen Erschließung des Riesengebirges bei.

Anfang November 1900 war in Breslau auf der Bühne des Lobe-Theaters die Uraufführung des Schauspiels „Waldleute“ von Carl Hauptmann. Dieser schildert darin das sehr persönliche Leben der Bewohner des Riesengebirges, dessen friedliche, von den schneebedeckten Bergeshäuptern gekrönte Bauden mit hellem Lichtglanz von der Bühnenszene grüßen.

Verwundert nimmt man als Leser wahr, wie intensiv Berichterstatter vor hundert Jahren ins Schwärmen geraten.

So hat uns jener Dr. Baer aus Hirschberg ein Gedicht hinterlassen, das er am 24. November 1900 niedergeschrieben hat:

Zum Geleit

*Ihr Freunde, die in Sommertagen
gepilgert oft zum Rübzahl,
das flücht'ge Zelt dort aufgeschlagen
und Schutz gesucht vor'm Sonnenstrahl, —
wollt ihr nicht auch zu ander'n Zeiten
nachfragen, was der Alte macht,
und schau'n des Herbstes Herrlichkeiten,
und schwelgen in des Winters Pracht?*

*Da sitzt ihr nun in euren Städten,
wo jede Flocke jäh zertauth,
verwüdet Leib und Seel' bei Feten,
bis spät der trübe Morgen graut!
Das Schneegefild, gestreckt ins Weite,
den Wald, mit Rauhref überdeckt,
der Schlitten lustiges Geläute, —
das habt ihr lange nicht geschmeckt.*

*Kommt mit! Ich will Euch führen
vom Zackenthale durch den Tann;
dort sollt ihr wieder dankbar spüren,
was noch der alte Winter kann;
der Winter, der des Corsen Heeren
einst brachte Qual und Untergang,
und hier mit gütigem Gewähren
uns reicht der Freuden Überschwang.*

*Wir stampfen durch die weiße Fläche,
geblendet von des Licht's Gewalt;
die Luft so klar, — so stumm die Bäche;
nun nimm uns auf, du dunkler Wald!
Hier wohnt die Ruh', hier wohnt das*

Schweigen;

*ein Polster liegt auf jedem Ast;
doch wenn ein Strahl blitzt in den Zweigen,
fällt lautlos ab die weiße Last.*

*Empor! Empor! Jetzt steh'n die Bäume
versilbert da in mattem Glanz;
es steigen auf vergeß'ne Träume
vom Zauerwald des Märchenland's.
Und endlich hüllen Eisesspangen
die alten Bannwaldfichten ein:
Krystallpaläste steh'n und prangen,
durchflimmert von der Sonne Schein.*

*Nun oben! Und in tiefen Zügen
saugt die erschöpfte Brust die Luft;
wir seh'n die Welt tief unten liegen,
verklärt von kaltem, blauem Duft.*

*Doch über uns mag noch nicht enden
des Tages gold'ne Herrlichkeit;
erst hüllt er noch die weißen Lenden
der Berge in sein Purpurkleid.*

*Die Gluth erlischt; — seht, drüben
flammen*

*im Baudenhaus die Lichter schon;
da rücken wir beim Wein zusammen
und lauschen böhm'schem Geigenton.
Uns überkommt ein wohliger Regen,
wir fühlen uns so stark und frei,
und was uns sonst im Sinn gelegen,
verflogen ist's, wie leichte Spreu . . .*

*So kommt herbei aus euren Städten,
wo jede Flocke Schnee zertauth;
auch hier könnt ihr von Herzen beten,
Altäre sind auch hier gebaut;
lernt hier den siechen Körper stählen,
nehmt frischen Lebensmuth in Kauf;
die Sorgen, die euch drunten quälen,
die steigen nicht mit Euch herauf.*

Es ist schon erstaunlich, wie einem tollkühnen Hauptmann a. D. solche poetische Gedanken in die Feder fließen, als er als erster mit den neuen, unbekanntenen Schneeschuhen die Schneekoppe bezwang, bei Nebel, Harsch und Tiefschnee in den Talgründen.

Bei allem, was wir verloren haben, ist es auch diese Art von Poesie, sich mitzuteilen, weil ein ergreifendes Erleben fast den ganzen Menschen zu sprengen droht.

Gerhart Hauptmann und der Kindsmord in Herischdorf

Über den Leistungen des Dramatischen Vereins zu Hirschberg darf das größte Theaterereignis in Deutschland — Gerhart Hauptmann — nicht unerwähnt bleiben. Die Hauptpersonen seiner weltweit Aufsehen erregenden Sozialdramen sind schlesische Menschen, sind Menschen des Riesengebirges. Kaum bemerkt, hat Herischdorf im Leben des Dichters eine Rolle gespielt. Hauptmanns Vorfahren väterlicherseits weisen vom Großvater an nur Weber auf, angefangen beim 1763 verstorbenen Auenhäusler Melchior Hauptmann, der im Straßendorf Herischdorf bei Warmbrunn lebte. Also mußten dem Dichter schon aus persönlichen Gründen das Schicksal und die Not der Weber am Herzen liegen. So schrieb er denn die erste Fassung „De Weber“ in Gebirgsschlesisch, um später die Sprache der Urfassung des besseren Verständnisses wegen etwas zu mildern, so wie wir „Die Weber“ in unserem Schlesisch kennenlernten.

Die Brüder Carl und Gerhart Hauptmann wohnten zu dieser Zeit gemeinsam in

ihrem Haus in Schreiberhau. Das reine Dialektstück „De Weber“ erschien dann 1892 im S.-Fischer-Verlag als Erstausgabe in einer „dem Hochdeutschen angenäherten“ Ausgabe. Vor der Aufführung war es jedoch notwendig, das Stück der Zensur vorzulegen und die Genehmigung zu erhalten. Obwohl Gerhart Hauptmann wie ein Löwe um sein Stück kämpfte, untersagte der Polizeipräsident von Berlin die Aufführung, nachdem eben Hauptmann sich hatte schweren Herzens davon überzeugen lassen, daß Aufführungen im schlesischen Dialekt ohnehin nur in Schlesien möglich wären. Er machte nach der Änderung einen neuen Vorstoß, um die Freigabe des Stückes zur Aufführung, trotzdem der preußische Staat festgestellt hatte, es sei nicht geraten, mitten in den Kämpfen um ein Sozialistengesetz ein solches, die Rechtlosigkeit der Arbeiter anprangernden Stückes zuzulassen.

Jedoch in Kreisen des fortschrittlichen Berlin hatte das Verbot des Polizeipräsidenten großes Aufsehen erregt, Haupt-

E. A. Zelder

Zum Rübezahl



Hirschberg
Bahnhofstrasse
und
Promenadenocke
No. 1.
Schützenstrasse 6/7.

H. E. A. Zelder.

Hirschberg 1/2 Stdt. Hirschberg 1/2 Stdt.

Galanterie-, Kurz- und Spielwaren.

Bürstenwaren aller Art

in vorzüglicher Güte.

Küchen- und Haugeräte.

Sämtliche Bedarfsartikel für Touristen:

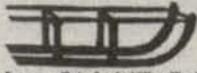
Rucksäcke — Bergstöcke — Gamaschen.

Handlung
für Erzeugnisse der Riesengebirgs-Haus-Industrie

Reise-Andenken in grösster Auswahl.

Spezialität: Kiefern- und Waldmaszk-Organschilder.

Permanente Spielwaren-Ausstellung.



Sport-Schlitten,
leicht und dauerhaft,
aus bestem Eschenholz.

Damen- u. Kinder-Sport-Schlitten Mk. 6,25 frank jezt deutsch. Postanstoß.

Schneeschuhe,
nur erstklassiges Fabrikat, für
Herren, Damen und Kinder

Auskunftsstelle des R. O. V. Strassenbahn-Haltestelle.

Fernsprecher No. 241.

Gebrüder Jensch

Werkstatt
für Elektrotechnik und Feinmechanik
Hirschberg i. Schles.
Schützenstrasse 32.

<p>Elektrische Anlagen für Lichterzeugung, Kraftübertragung.</p> <p>Dynamos, Elektromotoren, Akkumulatoren, Glühlampen Installationsmaterial.</p>	<p>Physikalische, medizinische und chemische Apparate.</p> <p>Röntgeneinrichtungen. Patentausarbeitungen, Modelle. Lautwerke, Telephone, Elemente.</p>
---	--

Anstalt für galvanische
Vernickelung, Verkupferung etc.

Feinste Referenzen. — Kostenausschläge gratis.

mann stand im Mittelpunkt aller Diskussionen jener Zeit, Anfang 1893 wurde auch die zweite Fassung des Stückes verboten.

Doch die „Freie Bühne“ in Berlin wagte am 26. Februar 1893 die Uraufführung mit Josef Kainz und Rudolf Rittner in den Hauptrollen. („Verein Freie Bühne“), wodurch nach außen keine öffentliche Aufführung stattfand, sondern eine „vereinseigene“. Doch Berlin feierte das vieldiskutierte Stück, bereits fünf Wochen später interessierte das Thema Paris und nach zehn Wochen wurde unter dem Druck der öffentlichen Meinung nach einer Verhandlung vor dem Oberlandesgericht in Berlin das Verbot aufgehoben. Das Theaterstück wurde daraufhin vom Deutschen Theater erworben, was zur Folge hatte, daß der deutsche Kaiser, Wilhelm II., aus Protest seine Loge beim Deutschen Theater kündigte.

Einige Jahre weiter, man schreibt das Jahr 1903, ist Gerhart Hauptmann unter den Geschworenen, als am 15. April in

Hirschberg ein Schwurgerichtsverfahren stattfindet. Eine Magd, eine Landarbeiterin aus Herischdorf, ist angeklagt wegen Kindesmordes und Meineid. Obwohl die Angeklagte freigesprochen wurde, haben die Umstände dieser Tragödie den Dichter auf das Tiefste bewegt. Noch ganz unter diesem Eindruck stehend beginnt er das Drama „Rose Bernd“ zu schreiben und arbeitet sechs Monate lang daran wie ein Besessener. Noch im Jahr 1903 erscheint „Rose Bernd“ als Buch, am 31. Oktober ist im Deutschen Theater Berlin die Uraufführung. Trotz aller Widerstände erobern Hauptmannsche Dramen die Theaterwelt.

Nachzutragen ist, daß gerade „Rose Bernd“ nach 1933 unserem großen Dichter die Feindschaft des Reichspropagandaministers Josef Goebbels eintrug, der das Stück verbot, „weil eine deutsche Frau und Mutter ihr Kind niemals selbst tötete“, später auch von Goebbels aus ein Spielverbot der herzerfrischenden Gaunerkomödie „Schluck und Jau“ mit der Begründung, es



Altes Hirschberg

handele sich dabei um ein defaitistisches, zersetzendes Stück der Volksmoral.

Fast unbemerkt, im Schatten des berühmten Bruders, hält Carl Hauptmann in seinem Tagebuch von 1900 eines der schönsten Gedichte fest, die er uns über das Riesengebirge geschenkt hat:

Wenn ich hoch oben geh'

Wenn ich hoch oben geh'
Schwinden die Qualen,
Fängt mir die Sonne an,
Schlösser zu malen.
Und rings die weite Welt
Ist für mich hingestellt.
Wenn ich hoch oben geh',
Wird mir so frei.

Wenn ich hoch oben geh'
Unter den Sternen,
Längst unter Wolken ruh'n
Täler und Fernen,
Und rings nur Felsen steh'n,
Und starke Lüfte weh'n,
Wenn ich in Höhen geh',
Wird mir so frei.

Wenn ich zu Tale geh',
Klingt es dann weiter,
Was mir hoch oben klang,
Wird mein Begleiter.

Wandle durch tiefe Nacht,
Hab' es doch heimgebracht.
Was über Wolken klingt,
Nur das macht frei.

Aus dem gleichen Tagebuch entnehmen wir ein weiteres unserer Lieblingsgedichte:

Meine Berge leuchten wieder

Meine Berge leuchten wieder
Menschen fern und nachtbetaut.
Atme wieder Heimatodem,
Wälder rauschen laut.

Und wie Kinder mich umringen
Meine Quellen in der Nacht.
Stehe stumm am Silberwasser,
Wo's durch dunkle Erlen lacht —
Funkeln Sterne — Rings in Weiten
Hört man keinen Menschenlaut.
Meine Berge leuchten wieder
Zauberstille und nachtbetaut.

Und noch ein letztes aus diesem wunderbaren Tagebuch Carl Hauptmanns sei hier wiedergegeben:

Über Berge gold'ne Ketten

Über Berge gold'ne Ketten,
Dunkel noch im tiefen Tale —
Leise haucht ein Rosenschein.
Über Berge gold'ne Ketten,
Stare pfeifen Frühlied in der Linde,
Murmelbäche rauschen drein.

Klarer wird's mit einem Male,
Sonneschäum umsprühet schon die Gipfel,
Und enthüllet weites Reich.

Und nun steh' ich ganz im Scheine
Deiner gold'nen Strahlen, Sonne!
Alles rauscht, und alles glüht.
Und nun steh' ich ganz im Scheine
Deiner ewig reichen Wonnen, Frühling,
Und mein einsam Bergnest blüht.

Auch sein 1915 beim List-Verlag in München herausgekommenes Rübzahlbuch bedarf der Erwähnung; es wurde 1960 beim Bergstadt-Verlag neu aufgelegt. Carl Hauptmann sagte darin: „Das Geheimnis um Rübzahl ist alt wie die moosigen, grünspiegelnden Felsen, die in die feuchten Gebirgsschluchten hängen. Oder so alt wie die weißen Schaumwasser, die in der Zackelklamm jeden Tag jung und neu über Schroffen und Steine zu Tale springen . . . Nämlich Rübzahl ist selber alt wie die Steine. Vermutlich so alt wie die Riesenwohle aus Granit, die schon in Urzeiten zwischen Böhmen und Schlesien ausrollte und zum Riesengebirge erstarrte.“

Die Zeit um die Jahrhundertwende, das Erschließen des Gebirges als Touristenparadies ist gleichzeitig auch eine Zeit großer und vielseitiger Riesengebirgsdichtung. Bruno Wille gehört dazu, der von 1860 bis 1928 lebte und zu den Dichterfreunden Gerhart Hauptmanns zählt, die in Berlin dem „Erkner Kreis“ angehörten, zu dem auch der Kölner Wilhelm Bölsche gehörte. Bruno Wille war ein Magdeburger, der väterlicherseits schlesienstämmig war und später wie Bölsche sich in Schreiberhau ansässig machte und zu den Riesengebirgsdichtern gezählt wird. Bruno Willes berühmtester Roman ist „Die Abendburg“, 1909 erschienen. Damit hat er die sagenhafte Abendburg, die sich auf dem Reifträger befunden haben soll und die auch aus Rübzahlbildungen bekannt ist, in den Mittelpunkt einer Begebenheit aus der Zeit des 30jährigen Krieges gestellt, wo ein Magdeburger Prädikantensohn in der Einöde des

Gebirges Reife und Wandlungen durchleben muß. Hauptpersonen des Romans um die Abendburg sind die Walen, deren Vorhandensein durch die hinterlassenen Walenbücher Realität waren und nicht nur in die Sagenwelt des Riesengebirges weisen, — obwohl wiederum von Boehlich nachhaltig feststellte, daß der sagemumwobene Anthonius Wale nicht identisch ist mit dem 1445 in Breslau verstorbenen Florentiner Antonius de Rizzi (kein Medici). — Ich selbst beschäftige mich zur Zeit damit, ob es eine Verbindung gibt von den Walen im Riesengebirge zur Gegend des Walensees in der Schweiz. Fest steht folgendes: In der Gegend von Sarganz lassen sich Namen auf dem Friedhof und an Türschildern finden, die mit „Tsch“ beginnen, wie man sie auch in Schlesien fand (z. B. Tschierski).

Am Walensee gibt es auch ein Kuriosum: Die Germanen, also die Alemannen, die die Helvetier in deren eigenen Siedlungsgebiet zurückdrängten, kamen dabei nur an die Nordspitze des Walensees unweit des Zürichsees. Sie hätten wegen der unwegsamen Steilufer mit Booten zur Südspitze übersetzen müssen, was nicht gelang. So bewohnen ab dem südlichen Seeufer die Welschen — die Romanischen diesen Teil der Schweiz mit Churwalden und Graubünden. Doch dort kennt die Geschichte auch zur gleichen Zeit, im Mittelalter nämlich, jene bei uns auftauchenden Walen mit der gleichen Beschreibung ihres fremden Aussehens, wie sie in den Walenbüchern des Riesengebirges und auch bei Bruno Wille in dem Roman um die Abendburg beschrieben werden. Auch in der Schweiz waren sie Gesteinsachverständige, zumal im nahen Kalandagebirge unweit Chur damals wie heute Gold gewaschen wurde. Im Mittelalter viel, heute nur für Hobby-Goldwäscher, die hin und wieder ein winziges Körnlein erwischen. Und auch in der Schweizer Geschichte wird Anton, dem sagenhaften Walen und seinen Fachleuten nachgesagt, daß sie eigentlich Florentiner oder auch Venediger waren.

Bruno Willes Roman „Die Abendburg“ kam 1909 bei Diederichs heraus, und das, obwohl Wille keineswegs ein großer Romantiker war, sondern mit Gleichgesinnten wie Wilhelm Bölsche sich der idyllisch-romantischen Frühepoche der Arbeiterbewegung angeschlossen hatte und mit diesem zusammen 1890 die Berliner „Freie Volksbühne“ gegründet hatte. Er war aus Unzu-

friedenheit 1894 aus der Sozialdemokratischen Partei ausgetreten und versuchte seine Auffassung später als „Neue Freie Volksbühne“ in Berlin fortzusetzen. Er selbst bezeichnet sich als proletarischer Revolutionist, Freidenker und Pazifist, ist Anhänger der nachdarwinischen Lehre Ernst Haeckels und der Pansophie G. Th. Fechners, er empfindet sich als Populärromantiker und als Pietist (n. Arno Lubos). Eine fürwahr unglaubliche Mischung, die aber in der Zeit von Carl und Gerhart Hauptmann nicht ungewöhnlich war und in ihrer sozialen Unruhe im großartigen Naturerlebnis des Riesengebirges aufgefangen werden konnte. Poetisches dieser Zeit ergoß sich vielfach über Hirschberg und sein Umland. Der bereits zitierte Oswald Baer (1867—1937) dichtete auf das spätere Bad Warmbrunn:

Warmbrunn

Wie liegst du da so friedlich still,
Du Heilung spendendes Idyll,
Warmbrunn im Sonnenlichte!
Und doch auch dich, so wohl versteckt,
Hat einmal tief zu Tod erschreckt,
Der Sturm der Weltgeschichte.
Mir will der Held nicht aus dem Sinn,
Der durch dies Tal einst zog dahin,
Zum Kaiser mit tausend Rossen.
Ich hör' ihn jubeln bei Terzkys Mahl,
Ich seh' sein Blut durch Henkers Stahl
Zu Regensburg vergossen.

Das bezieht sich auf die Hinrichtung des Hans Ulrich von Schaffgotsch in Regensburg 1635. Doch Oswald Baer vergißt auch die Josephinenhütte nicht, die, wie wir wissen, in der Mitte des 19. Jahrhunderts einen neuen Aufschwung eben durch die Familie des Grafen Schaffgotsch aus Bad Warmbrunn erfahren hat.

Josephinenhütte

Auf unseren Bergen wächst kein Wein,
Doch Fichtenholz und Quarzgestein,
Um klares Glas zu machen.
Der Schlesier trinkt den Wein vom Rhein,
Sein Becher soll vom Zacken sein,
Dann wird das Herz ihm lachen.

Hier darf auch nicht der wunderschöne Riesengebirgsroman „Waldwinter“ von Paul Keller vergessen werden, der 1902 herauskam und 1958 vom Bergstadtverlag

Wilh. Gottl. Korn (fr. Breslau) in München als Neuauflage erschienen ist.

Dort heißt es: „In der freundlichen Stadt Hirschberg benutzten wir einen längeren Aufenthalt zur Vervollständigung unserer Ausstattung, dann führen wir weiter über das liebliche Warmbrunn nach dem Gebirgsdorf Hain. Unterwegs lag der ganze Riesengebirgskamm vor unseren entzückten Augen. Am Fuße die verträumte Ruine Kynast, dann die meilenweiten, verschneiten Wälder und oben der glänzende Kamm, dessen reines Weiß in den Himmel hineintauchte . . .“, und Traud Gravenhorst, 1892 geboren, bekennt etwas später in „Amarant — Tage der Kindheit“, dieses: „Ja, das waren noch Zeiten im Riesengebirge, als wir noch Kinder waren! Da war nur eine einzige große, unerschöpfliche Einsamkeit, weite, steile Wiesenpläne und ein geheimnisvoller, wunderbarer Wald...“

In Hain aber lebte später Hans Christoph Kaergel (1889—1946) der da schreibt: „ . . . Das sind die drei Mummelhäuser, die über alle Welt wie auf einem hohen Berge für sich stehen. Vom nahen Hain grüßt kein Haus. Tief unter dem Wald nur leuchten die schimmernden Giersdorfer Teiche, die fernen, hellblauen Hügelketten des Borkatzbachgebirges. Wie zwei Wächter des Tales aber stehen die trutzigen Kuppen der Falkenberge bei Jannowitz.“ . . .

Hermann Stehr, der in Warmbrunn lebte und schrieb, liest 1917 in Hirschberg aus seinem Lebensbuche „Trost im Weltkrieg“:

Deckt zu . . .

Deckt zu! Deckt zu! — Je mehr wir sinnen,
desto verwirrter wird der Knäuel
so, daß das menschliche Beginnen
sich vor uns auftürmt als ein Greul,
und daß wir bebend, zaghaft fragen:
Kann's denn auf Erden wieder tagen?

Oh doch! Schaut auf und rängt die Blicke
durch dieses Saales enge Wand.
Da schwingt des Himmels blaue Brücke
sich ewig schweigend übers Land,
die Riesenberge zieh'n wie Scharen
entrückter Geister hoch im Klaren.

In jähem Felsenschlünden
fing sich, wie oft, des Krieges Laut.
Vieltausendmal hat sich den Gründen
die schwerste Menschennot anvertraut.
Die Berge blieben unerschüttert,
was sie auch immer hat verwirrt.



Zur Riesengebirgswoche in Hirschberg gehörte die Aufführung des Fedor-Sommer-Stückes „Zwischen Mauern und Türmen“. Hier die Akteure auf der unteren Promenade.

Nun, Stern und Berg und Himmelsbrücke sind unseres Wesens nur ein Bild, des tiefsten Wesens, das dem Blicke sich immer im Gewölk verhüllt. Dies Wesen aber kennt nicht Sterben, nicht Gram und Not und kein Verderben.

Kurt Felscher schreibt ein Jahr später in „Die Boberbahn“:

„Heimat? Die gab es nur hier in Schlesien, nur hier in Grunau. Und es war ihm, als ob jeder Balken seines Hauses, jeder Baum und Strauch draußen, jeder Halm auf Acker und Wiese ihm zurief: »Bleib' bei uns, verlaß' uns nicht!«. — Er mußte hierbleiben.“

Die Liste unserer Dichter ist noch lang. Wenigstens einer — Fedor Sommer, geb. 1864, gest. 1930, soll hier noch zu Wort kommen. Ihm verdankt die Stadt Hirschberg einen ihrer schönsten Romane: „Zwischen Mauern und Türmen“ (der zwar vergriffen ist, bei genügend Bestellungen über die Bergwacht aber wieder neu aufgelegt würde). Aber dieser Fedor Sommer hat auch einen guten Roman, „Die Zillerthaler“, geschrieben, 1925 herausgekommen in Halle, Buch des Waisenhauses. Darin heißt es: „... Gerade in der Richtung auf sie hin buchtete sich unmittelbar zu Füßen der erstaunten Einwanderer ein grüner,

langrunder Talkessel tief zwischen die Wälder der Bergwälder ein. Eine Handvoll kleiner freundlicher Häuschen lagen über den Mattengrund ausgestreut und weckten durch den Anblick in den Wanderern den Wunsch, so ähnlich möchte ihre neue Heimat beschaffen sein...“ Zwei Jahre später kam in der gleichen Buchhandlung der Hirschberger Roman heraus.

Dieser unvollständige winzige Abriss zeigt, wie reich an Kunst und Poesie die Hirschberger Heimatstadt war, bevorzugt dadurch vor vielen anderen, gleich großen Städten.

Aber auch heute sind die Hirschberger und ihre Nachkommen noch immer in der glücklichen Lage, den Nachlaß ihrer Poeten weit über die Stadt hinaus auch aus den Riesengebirgsdörfern lesen zu können. Ein Blick in das Bücherangebot beweist es, was die Bergwacht ihren Lesern bietet. Und wer alte vergriffene Titel in einem Antiquariat auftreiben kann (Bruno Wille z. B.), dem wird die Erinnerung noch um vieles weiter und farbiger werden, eingefangen von den Gedanken unserer Dichter.

Die schönsten Jahre bis zum Ausbruch des Weltkrieges

Trotz aller Notzeiten, die Hirschberg und seine Bürger regelmäßig durch die Jahrhunderte heimgesucht hatten, erhob sich das gesellschaftliche Leben danach immer wieder zu einer Art Blütezeit, wozu in erheblichem Maße kunstsinnige Kaufleute oder Gewerbetreibende beigetragen hatten. Im ausgehenden 19. Jahrhundert und um die Jahrhundertwende trug der neugegründete Riesengebirgsverein viel dazu bei, die enge Umgebung der Stadt mit weiteren lohnenswerten Ausflugszielen zu erschließen. Im Abruzzenwäldchen, nahe Schwarzbach, gab es ein aufeinandergetürmtes Felsgebilde, von dem man weit ins Hirschberger Tal schauen konnte. Wahrscheinlich wegen dieser schönen Aussicht hieß es im Volksmund „Göttersitz“. Das Verhältnis zum deutschen Kaiserhaus war ein sehr gutes, und so darf es nicht verwundern, wenn die Ortsgruppe Hirschberg des Riesengebirgsvereins hier tätig wurde und den Göttersitz zu einer würdigen Gedenkstätte für den früh entschlafenen Kaiser Friedrich III. einrichtete, indem dieser Abruzzenhügel fortan „Kaiser-Friedrichs-Höhe“ genannt wurde.

In den Felsen des vorherigen Göttersitzes wurde eine tief in den Fels eingelassene Marmortafel mit einem Bildnis des entschlafenen Kaisers angebracht, die die Würde der Erinnerungsstätte unterstrich. Unter dem Bild war der nachfolgende Text eingraviert: „Friedrich III., Deutscher Kaiser“ mit der Widmung: „Dem Unvergesslichen gewidmet vom R.G.V. Ortsgruppe Hirschberg. 18. X. 1888.“

Seit jenem Tag wurde die Gedenktafel alljährlich am 18. Oktober von dem „Städtischen Ressourcen- und Gewerbeverein“ mit einem Lorbeerkranz und einer Schleife geschmückt. Von der Einweihung berichteten die Lokalzeitungen, wonach sich der Prorektor des Hirschberger Königl. Gymnasiums, Professor Dr. Rosenberg, mit einer flammenden Rede an die „Hochansehnliche Versammlung, an die verehrten Vereins- und Festgenossen“ wandte. Dabei ist es schon erstaunlich, wozu sich in jener Zeit ein würdiger und strenger Schulmann hinreißen ließ: „So ist nun der Ring um unser schönes Hirschberg geschlossen. Im Norden zeugen Gibraltar und Trafalgar von dem schwärmerischen Naturheim, aber auch von dem mehr weltbürgerlichen Gei-

ste eines vergangenen Jahrhunderts, dessen Spuren wir mit liebevoller Vertiefung in die Gedanken jener fantastischen Zeit folgten, um die ernstesten Schönheiten der Sattlerschlucht mit dem Blicke auf schäumende Wasserspiegel und in waldbestandene Gründe nicht entbehren sollen. Im Osten wurde dem arbeitsmüden Städter der Weg in den Grünbusch gewiesen, sein Auge gerichtet auf „Waldbank“ und „Waldsteine“, als Stätten stiller, sinniger Naturfreunde, damit der Körper dort sich erfrische und der Geist sich sammle zur neuen Arbeit. Im Westen sind Helikon und Schanzen steinerne und eiserne Denkmäler einer lieblichen Verquickung freudigen Naturgefühls und herzlicher Vaterlandsliebe. Wie des Helikons prächtiger Tempelbau einen Dank bedeutete des befreiten Hirschberg an den großen Friedrich, der Schlesiens bergumkränzte Auen wie strahlende Diamanten in die Krone Preußens einsetzte, so sollten die dort zu uns herübernickenden Schanzen mit dem eisernen Rundhaus für alle Jahrhunderte unsere Freude künden, die Taten Wilhelms I. gesehen, Deutschlands Wiedererstehung unter dem Zepter des würdigsten Deutschen mit erlebt zu haben. Alle diese Denkmäler sind gegründet auf den Kuppen der Berge, wo nicht bloß das Auge frei schweift über Wälder und Dörfer, rote Dächer, blaue Wasserstreifen, hellerschimmernde Landstraßen, sondern auch das Herz sich weitet und von sich tut all das Niedrige in Leidenschaften und Begierden, die den Flug der Seele in der niederen Luftschicht des staubigen Lebens zurückhalten wollen. Wie die Freude an der Natur in die Seele geheimnisvoll eintritt und mit der Veredelung des Geistes wächst und zunimmt als ein Erbgut unserer Liebe zu dem angestammten Herrscherhause, als freie, angeborene, strahlende Blüte des echten Bürgersinns, so wird uns bei dem Gedanken an die vaterländische Gesinnung unserer angestammten Hohenzollern warm ums Herz — und es schwillt die Seele in freudiger Begeisterung.“ . . .

Prof. Dr. Rosenberg vergaß auch bei seiner Rede nicht die vierte Himmelsrichtung, wo die machtvolle Tat Gottes und eigene bestürmende Gefühle beim Anblick solcher Riesenwellen des lieblichen Hirschberger Tales kühn mit der Bewunderung des edlen

Sohnes des großen Kaiser Wilhelm verbunden werden. Was mögen die Gymnasiasten eines so enthusiastischen Lehrers damals mit in ihr Leben als Richtschnur mitgenommen haben? War das der vaterländisch ergebene Stoff, aus dem man bald Helden machen würde?

Das geologische Profil des Riesengebirges in den Anlagen des Kavalierberges haben wir alle gekannt und uns daran erfreut. Auch die Aufstellung dieses Steinprofils ist eine der schönen Taten des Hirschberger R.G.V.. Dabei handelt es sich um ein etwa 20 Meter langes Gebilde, einer Mauer nicht unähnlich, die alle Gesteine zeigt, aus denen sich das Riesengebirge zusammensetzt. Die obere Kante des Profils zieht mit ihren Spitzen und Wellentälern die gesamte Kammlinie des Gebirges in Erinnerung. Der R.G.V. wollte mit dieser Darstellung erreichen, auch weniger geschulten Mitbürgern, die sich aber für Geologie interessieren, in leicht faßlicher Weise die Gesteinszusammensetzung zu erläutern. Zur genaueren Erklärung steht das Gesteinsprofil auf einem durchgängigen Streifen aus poliertem schwedischem Granit, in den die betreffenden Orts- und Gesteinsnamen eingraviert sind. Weshalb dafür ausgerechnet schwedischer Granit gewählt wurde, wird nicht angegeben. Die gewählte Schnittlinie läuft von Adersbach-Weckelsdorf aus über die Schneekoppe den Riesengebirgskamm entlang, schneidet den Hohen Iserkamm und endet eigenartigerweise beim Gröditzberg, der ja schon weit im Gebirgsland liegt.

Der Hauptkern des Gebirges wird von Granit gebildet, Gneis, Glimmerschiefer, Ton- und Hornblendeschiefer schließen sich an. Es folgen Kohlengebirge, Rotliegendes, Buntsandstein, Quadersandstein, Muschelkalk und Zechstein. Das Gesteinsprofil wurde 1902 errichtet und erforderte einen Kostenaufwand von 2000.00 Mark, die teilweise wieder aus Spenden zusammengebracht werden konnten. Der Geologe Prof. Gürich aus Breslau hatte die Pläne gefertigt, nach denen die Hirschberger Firma Alfred Daehmel die technische Ausführung vornahm. Damit war wieder ein sehenswertes nahes Ausflugsziel geschaffen worden.

Der Felsenkeller am Kavalierberg empfiehlt sich den geehrten Reisenden und Touristen u. a. mit dem Hinweis: „Sehens-

wert! 10 Min. von hier: Sehenswert! GEOLOGISCHES PROFIL VOM RIESEN-
GEBIRGE . . . Best gepflegte Getränke zu zivilen Preisen . . . Zimmer für Fremde.

Paul Schiller

Zu Zeiten der Entstehung solcher reizvollen Ausflugsziele war das mit Rosenkacheln ausgestattete Badezimmer mit entsprechenden Einrichtungen zur Körperpflege die Ausnahme, und nur in solchen vornehmen Häusern anzutreffen, wo auch das entsprechende Dienstpersonal vorhanden war. Schon im Mittelalter hatte Hirschberg wie wir wissen eine „Badstube“ und in den Häusern hatte man die hölzernen Waschzuber, für alles zu gebrauchen, was zu waschen war. Im Jahre 1901 bekam Hirschberg eine wichtige neue Einrichtung: Ein Volksbrausebad.

Es befand sich am unteren Ende der Promenade, an einer Stelle, an welcher der Weg zum Hausberg vorbeiführt. Diese gemeinnützige Anstalt verdankt ihre Entstehung ebenfalls der privaten Initiative einiger Hirschberger Bürger mit Unterstützung der städtischen Behörden. Zu diesem Bau wurde eigens ein „Verein für Volksbäder“ gegründet. Der auf diese Weise realisierte Bau konnte nach Fertigstellung im Mai 1901 eröffnet werden.

Zweck dieser neuen Einrichtung war, jedem eine billige und bequeme Gelegenheit zu allgemeiner Körperreinigung und Erfrischung zu geben. Das wurde dadurch erreicht, daß der Preis für ein Bad inklusive Seife und Handtuch auf 10 Pfg. festgesetzt war. Das Brausebad hatte sieben Zellen für Frauen, aber 13 für Männer. Im Sommer war die Badezeit an Wochentagen außer Montag von 7.00 bis 13.00 Uhr und nachmittags wieder von 14.00 bis 20.00 Uhr. An Sonn- und Feiertagen war das Brausebad auch von 7.00 bis 12.00 Uhr geöffnet, denn die Leute arbeiteten in der Regel bis Sonnenabend. Im Winter war das Brausebad nur Freitag bis Sonntag geöffnet.

Irgendwann später muß dann auch die sog. Volksbadewanne aus Zink eingeführt worden sein, die bei vielen Leuten in der Waschküche stand, weil im Waschkessel das benötigte warme Wasser leichter zuzubereiten war und nacheinander die ganze Familie geschrubbt wurde.

In den feinen Häusern aber, mit den Rosenkacheln und Waschsüsseln aus teurem

der Hirschberger Bürgerschaft. Am 6. Oktober 1904 war die feierliche Einweihung und alle Bürger der Riesengebirgsmetropole waren auf den Beinen. Viele Grußtelegramme gingen ein, darunter dieses von dem Dichter Carl Hauptmann: „Dem mutig und großzügig gegründeten Bau schönsten Gedeihen. Möge damit auf unserem Heimatboden der Kunst eine warme, lichte Herdstelle gegründet sein.“

1905 fährt ein erstes Mal eine Bahn durch den Oberschmiedeberger Tunnel nach Landeshut. Auch ist der Umbau des Hirschberger Bahnhofes beendet, das Kaufhaus Schüller wird neu erbaut. Das Städt. Elektrizitätswerk versorgt ab 1908 erstmals die ganze Stadt mit Strom. Im gleichen Jahr wird mit dem Bau der Talsperre Mauer begonnen, die Realschule wird zur Oberrealschule erhoben. Erstmals fährt 1909 eine Kleinbahn nach Flinsberg. Im gleichen Jahr ist die 200-Jahr-Feier der Gnadenkirche und am 1. Oktober ist die Einweihung des Lyzeum-Neubaus an der Ziegelstraße.

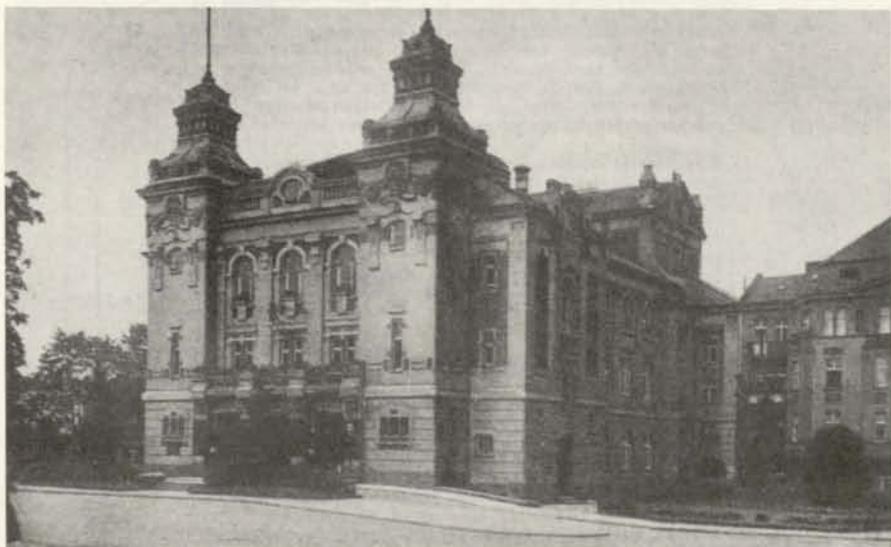
1911 wird ein Städt. Wohlfahrtsamt eingerichtet, der Männerturnverein kann sein 50. Stiftungsfest begehen, der Turnverein „Vorwärts“ ist genau halb so alt.

Anlässlich seines 50. Geburtstages am 15. November 1912 verleiht die Stadt Hirsch-

berg erstmals und als erste Stadt an den Dichter Gerhart Hauptmann das Ehrenbürgerrecht.

Um einem großen Teil der Bewohner des Hirschberger Tales einen Broterwerb zu sichern, wurde im gleichen Jahr in Petersdorf die Kunstseidenfabrik „Glanzfäden-AG“ gegründet. Im nahen Cunnersdorf befand sich eine Zellulosefabrik, die 500 Arbeiter beschäftigte und branchenmäßig mit dem Petersdorfer Werk verbunden war.

In Zeiten wirtschaftlicher Not gehörte das Hirschberger Tal zu den Notstandsgebieten, wo sich wirtschaftliche Krisen mehr auswirkten als an anderen Orten. Deshalb waren diese beiden Werke segensreich für die umliegenden Dörfer und ihre Bewohner. Das hörte später schlagartig auf, als 1928 die Wirtschaft Deutschlands immer mehr unter Absatzorgen litt, die Kunstseide- und auch die Zellulosefabrik mußten schließen. Tausende von Einwohnern der Stadt Hirschberg und ihrer Umgebung verloren ihr Einkommen und damit ihre Lebensgrundlage. Es gab keine Chance im erlernten Beruf unterzukommen. Später dann, im Jahre 1935, wurde mit dem Bau einer Zellwolle-Fabrik begonnen, um Abhilfe zu schaffen. 1913 führte der Dramatische Verein das Jahrhundertfestspiel



Kunst- und Vereinshaus in Hirschberg. In diesem Haus trafen sich auch die „Esperanto“-Anhänger!

Kunst- und Vereinshaus.

Wie die Gnadenkirche für die Opferwilligkeit der Hirschberger Bürgerschaft im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, so legt das neu entstandene Kunst- und Vereinshaus für den Gemeinfinn und Opfermut und das ideale Streben der Hirschberger Bürger unserer Tage ein glänzendes Zeugnis ab. Der Bau dieses Hauses entsprach einem lang empfundenen Bedürfnis. Von jeher galt die Stadt Hirschberg als Pflegstätte geistiger und künstlerischer Bestrebungen und — dank ihrer wundervollen Umgebung — wurde sie in weiten Gauen unseres Vaterlandes als „Kongreßstadt“ sehr geschätzt. Aber schon seit Jahrzehnten litt das rührige geistige Leben unter dem Mangel würdiger Versammlungsräume. Wiederholt waren im Laufe der Jahre schon Pläne entstanden, den opferwilligen Gemeinfinn der Bürgerschaft zur Abstellung dieser Mängel anzurufen, aber erst im Jahre 1900 nahmen sie festere Gestalt an. Eine kleine Zahl von idealer Gesinnung getragener Männer trat mit einem Aufruf an die Oeffentlichkeit, „der Stadt Hirschberg ein eigenes, geräumiges Haus für künstlerische, wissenschaftliche und gesellige Zwecke zu geben, ein Haus, in dem Jeder sich wohl und sicher fühlen kann.“ Der Vorschlag fand begeisterte Zustimmung in der Stadt und ihrer näheren Umgebung. Die Sammellisten füllten sich bald mit stattlichen, zumteil fünfstelligen Ziffern. An freiwilligen Beiträgen wurden aus der Bürgerschaft nicht weniger als 163 500 Mark aufgebracht, die Stadt Hirschberg überwies den alten Schützenplatz als Baustätte und gesellte sich den anderen Zeichnern mit 25 000 Mark zu und der Kreis schließlich bewilligte eine jährliche laufende Unterstützung von 1500 Mark. Da die städtische Sparkasse ein Darlehn von 125 000 Mark gewährte konnte anderthalb Jahre nach Aufruf das Unternehmen finanziell als gesichert gelten. 313 500 Mark standen dem ausführenden Verein zur Verfügung und mit dieser — angezählt der zu vollbringenden Aufgabe kleinen — Summe ist Großes und Schönes ausgeführt worden. Im Frühjahr 1903 wurde der erste Spatenstich getan und im Herbst 1904 konnte das Werk vollendet seinen Zwecken überwiehen werden. Der Architekt hatte nicht gerade geringe Schwierigkeiten zu überwinden. Das Haus soll drei verschiedenen Aufgaben gerecht werden: es soll den theatralischen und musikalischen Darbietungen ein würdiges Heim bieten, es soll kleineren geselligen Veranstaltungen, die einen großen und daher ungemüthlichen Saal nicht vertragen, dienen und soll schließlich aber auch Massenversammlungen ein Unterkommen gewähren. Die hieraus entspringenden Schwierigkeiten sind durch die Anlage des Hauptsalles äußerst glücklich gelöst worden. Er kann je nach Verlangen mit ansteigendem und horizontalem Parkett hergerichtet werden und schließlich, bei Massenveranstaltungen mit den Wandelgängen, den Foyers und der großen Bühne zu einem Riesensaal vereinigt werden.

Das Theater gewährt gegen 875 Zuschauern Raum, in dem erweiterter Saal aber können bequem über 700 Menschen tafeln. Außer diesen, in der Anlage und Ausstattung allen modernen Anforderungen entsprechenden Haupträumen finden wir in dem Hause im zweiten Stock einen kleineren Saal sowie im Erdgeschoss neben einer Vorhalle und einem Restaurant drei größere Räume, welche Vereins- und Ausstellungszwecken nutzbar gemacht werden sollen. Das Restaurant, durchaus modern und großstädtisch eingerichtet, ist natürlich den ganzen Tag über geöffnet und bietet den Besuchern des Cavalierberges willkommene Bewirtung. Das Gebäude ist mit eigener elektr. Lichtanlage und Dampfheizung versehen. Das im äußeren Bau einfach und schlicht, aber durchweg großzügig und monumental ausgeführte Haus stellt eine Kraftleistung Hirschberger Bürgersinn dar, wie sie gleich bedeutend nicht in vielen anderen Städten geleistet sein wird, und bildet deshalb heute den Stolz aller Einwohner der Riesengebirgsmetropole. Ganz Hirschberg, Vertreter aller Gesellschaftskreise nahmen denn auch an der Eröffnungsfeier am 6. Oktober 1904 teil. Von den Grüßen, die am Tage der Eröffnung ein gingen, sei einer hier wieder gegeben, der des schlesischen Dichters Karl Hauptmann:

„Dem mutig und großzügig gegründeten Bau schönsten Gebäudes. Möge damit auf unserem Heimatboden der Kunst eine warme, lichte Herdstelle gegründet sein.“

beunruhigten. Denn der 28. Juni 1914 veränderte alles: Die Schreckensnachricht von der Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaares in Sarajewo.

Zunächst schien es, als hielte die Welt abwartend den Atem an, aber sogleich überschlugen sich die Ereignisse, ein Krieg wäre unvermeidlich, aber die Hoffnung, dieser möge sich nur auf Österreich und Serbien beschränken, wurde zunichte, als Rußland sich einmischte.

Am Sonnabend, dem 26. Juli, hatten sich Menschenmassen vor der Geschäftsstelle des „Boten aus dem Riesengebirge“ versammelt, um die neuesten Nachrichten zu hören. Sie mußten bis 21.00 Uhr ausharren, dann verkündeten Extrablätter die Abreise des österreichischen Gesandten aus Belgrad. Das bedeutete Krieg!

Kurgäste, Sommerfrischler und Touristen verließen panikartig das Gebirge, die wirtschaftliche Einbuße kam einer Katastrophe gleich. Der Hirschberger Bahnhof konnte die Abreisenden kaum fassen. Die große Angst ging um, daß Deutschland in diesen Krieg verwickelt werden könne. Gleichzeitig waren auch sogenannte vaterlandslose Kreise am Werk, wie der sozialdemokratische Verein, der am Freitag, dem 31. Juli, in den Gerichtskreischam Cunnersdorf eingeladen hatte zu dem Thema

„Ist das deutsche Volk gegen den Krieg?“ Diese Versammlung wurde verboten durch den Kommandeur des Jägerbataillons wegen „Belagerungszustandes“.

Die Gerichteküche blühte, jeder wußte etwas anderes. Der 1. August kam heran. Ein sächsisches Kavallerieregiment kam durch Hirschberg, auf dem Wege an die russische Front. Hirschberger Jäger hatten scharfe Munition empfangen und standen marschbereit, das Gemeindeamt von Hirschdorf hatte durch einen Anschlag am Füllnerwerk die Mobilmachung bekanntgegeben. Das war allerdings voreilig und versetzte die Menschen in Schrecken. Aber am 31. Juli kam für alle die Nachricht von der Verhängung des Kriegszustandes in Deutschland. Ein Sturm auf die Läden, besonders aber die Lebensmittelgeschäfte, setzte ein, überall war militärische Bewachung, Hirschbergs Polizeigewalt wurde vom Militär übernommen, der Kommandeur des Jägerbataillons übte sie ab diesem Datum aus. Der Ernst der Lage war nicht zu übersehen.

Am 1. August, morgens um 6.30 Uhr, erfolgte die Ankündigung der Mobilmachung. Diese wurde genau wie die nachfolgende Kriegserklärung an Rußland vom Fenster der Schriftleitung des „Boten“ der versammelten Menschenmenge mitgeteilt.

Darauf antwortete die Menge mit brausenden Hochrufen.

1. Weltkrieg – Tränen und Trauer

Den Hochrufen folgte bald Ernüchterung. Sonntag, der 2. August, war Mobilmachungstag. Die Nachrichten jagten sich, Extrablätter verkündeten auch die Mobilmachung der französischen Streitkräfte. Von vielen erwartet, von vielen befürchtet, war dadurch der Zweifrontenkrieg Tatsache geworden. Die ersten Zusammenstöße mit den Russen wurden berichtet.

In der Stadt schien alles auf den Beinen zu sein. Viele Autos, aber noch mehr Radfahrer waren plötzlich unterwegs. Patriotische Lieder singend zogen Reservisten durch die Straßen vom Bahnhof in die Kaserne.

Am 6. August zeigte es sich, daß die Lage ernst zu sein schien, als in anfänglicher Begeisterung angenommen wurde. Denn schon an diesem Tag hatte sich am Kava-

lierberg im Schießhaus ein Aufgebot des Landsturmes zu stellen, nachdem bereits zwei Tage vorher Hirschbergs 5. Jägerbataillon zum Ausrücken bereitstand. Die anfängliche Hochstimmung, die Scherze, waren leise geworden. Die Nachrichten vom Krieg, der noch gar nicht so richtig begonnen hatte, machten den Abschied nur noch schwerer, die Menschen begannen zu ahnen, was mit diesem Krieg auf sie zukam. Eine tausendköpfige Menge soll die Böschung des Mühlgrabens und die beiden Seiten des Exerzierplatzes bei der Walderssee-Kaserne gesäumt haben, als um 19.00 Uhr abends das 5. Jägerbataillon in kriegsmarschmäßiger Ausrüstung Aufstellung nahm um verabschiedet zu werden.

„Kurz vor 20.00 Uhr erschien das ruhm- und lorbeer gekränzte Feldzeichen des Ba-

taillons“ wird von Max Beier berichtet, begleitet und begrüßt von den Klängen des Präsentiermarsches. Als erstes sprachen die Geistlichen beider Konfessionen, dann Oberbürgermeister Hartung. Er wünschte den ausrückenden Jägern neuen Ruhm zum alten. Diesen Wünschen schlossen sich der Kommandeur von Mühlheim und der Kommandeur des Ersatzbataillons, Freiherr Speck von Sternburg an, der auch alle ehemaligen Hirschberger Jäger begrüßte. Als die Soldaten durch die Stadt zum Bahnhof marschierten, ließen es sich die jubelgewohnten Bürger nicht entgehen, am Straßenrand stehend den Ausrückenden „Hurra“ und „Heil“ zuzurufen, Blumen wurden zugeworfen, aber auch mit Wehmut in den Herzen etwas leiser „Auf Wiedersehen“ gewünscht. Forsche vaterländische Weisen erklangen durch die Straßen; es spielten die Jägerkapelle und die Stadtkapelle unter ihrem Stadtkapellmeister Stiller. Aber auch Tränen flossen reichlich.

Diesem Abschied folgten bald andere. Schon am 9. August zog der Hirschberger Landsturm hinaus, am 11. August um Mitternacht zog das 5. Jäger-Reserve-Bataillon



Bei Ausbruch des Krieges war Erntezeit, die Alten mußten die Arbeit allein bewältigen, wie hier im Gebirge bei der Heuernte.



1918, Klassenfoto, ev. Volksschule II (Wilh.-Wander-Schule), Schützenstraße. Letzte Reihe ganz links: Walter Pitz, Hirschberg, heute Wangen/Allgäu.



1910: Erinnerungsfoto an die festlich begangene III. Kommunion. Zehn Jahre später war Franz Rauthe Soldat und kam lange in Gefangenschaft.

ins Feld wie auch ein in Cunnersdorf aufgestelltes Reserve-Bataillon der 19er.

Noch waren alle in den Krieg ziehenden Soldaten zuversichtlich und hoffnungsfroh, sie waren der Ansicht, daß ein Krieg mit den neuen Waffen, die sie hatten, nicht lange dauern könne. Sie riefen: „An Weihnachten sind wir wieder zuhause.“ Die Kriegsbegeisterung war allem Anschein nach nicht aufzuhalten. Kriegsfreiwillige meldeten sich aus allen Schichten und allen Lebensaltern. Denn schon Ende August erschien in Hirschberg eine Anzeige der Ersatzabteilung des 5. Jägerbataillons, „daß das Jägerbataillon überfüllt sei und Freiwillige deshalb nicht mehr eingestellt werden könnten.“

Die Freiwilligen kamen vor allem aus den höheren Schulen. Trotz dieser Anzeige wurden Freiwillige dann doch genommen und mit ihnen ein weiteres Jägerbataillon ausgebildet. Dieses marschierte nach kurzer Ausbildung am 18. September 1914 als Reservebataillon 21 aus.

Die Zivilbevölkerung hat vermutlich früher als die kriegsbegeisterten Soldaten gehnt, was ihnen dieser Krieg bringen würde. Denn die Mobilmachung und das Einrücken fiel in die Erntezeit, die Männer waren zu den Fahnen geeilt, Frauen und alte Menschen mußten die Lücken füllen. Um Abhilfe zu schaffen riefen die Direktoren der beiden höheren Hirschberger Knabenschulen dazu auf, daß sich die Schüler freiwillig an den Erntearbeiten beteiligen sollten.

Noch ahnte niemand, wie schlecht einmal die Versorgungslage werden würde, und daß sich dieser Krieg vier lange Jahre hinziehen würde.

Auch die unsinnigsten Gerüchte hatten Hochsaison: so sollten 100 Millionen französischen Goldes — für Rußland als Unterstützung bestimmt — durch Hirschberg und sein Umland transportiert werden . . . Auf diese Nachricht hin jagten viele Menschen dem imaginären Gold nach ohne es aufzuspüren. Immerhin wurden auf den Landstraßen alle Autos und Fahrzeuge angehalten, wenn auch ohne Erfolg.

Der Ernst der Lage war zu spüren, denn das zehn Jahre zuvor mit soviel Freude und berechtigtem Stolz eingeweihte Kunst- und Vereinshaus und die alte Oberrealschule in der Theaterstraße wurden Reserve-Kriegslazarette. Der Privatverkehr kam fast zum Erliegen durch das Inkrafttreten des Militärfahrplanes. Die Postverbindungen funktionierten nicht mehr, meist blieb die Post ganz aus. Das brachte vielen Hirschberger Geschäftsleuten erhebliche Einbußen.

Der inzwischen ausgerückte Landsturm mußte ersetzt werden in der Bewachung kriegswichtiger Anlagen. Deshalb wurde am 20. August eine Bürgerwehr aufgestellt, die die Polizei bei der Bewachung von Brücken, Bahnanlagen, Wasserreservoirs, Gasleitungen usw. unterstützen sollte. Fabrikbesitzer Henschke leitete diese Bürgerwehr. Schon Ende September wurde eine Jugendfeuerwehr aufgestellt, die aus mehreren Kompanien älterer Schüler aus den höheren Lehranstalten gebildet wurde.

England hatte den Krieg erklärt und langsam wurde begriffen, daß das Heimkommen als Sieger zu Weihnachten ein schöner Traum war, auch wenn die Extrablätter mit schwarz-weiß-roter Umrandung die Siege und die Heldentaten der ausgerückten Soldaten verkündeten. Mit den Sie-



Talsperre Boberröhrsdorf mit Turmsteinbaude.

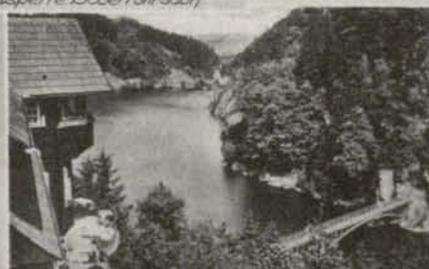
gesmeldungen kamen auch die Verlustlisten. Schon am 22. August hatte Hirschberg 209 Tote seines Jägerbataillons zu beklagen. Daß danach die Verlustlisten immer länger wurden, bedarf kaum einer Erwähnung. Schon Mitte September trafen die ersten Verwundeten ein.

Hier muß von den Turnern des MTV noch nachgetragen werden, daß beim Deut-

schen Turnfest in Leipzig 1913 Turner Friedrich, Springer und Kniestädt Turnfestsieger waren. Der Krieg zerstörte viel: die Freude am 50jährigen Stiftungsfest 1911 über die 500 Mitglieder, über die von Paul Friedrich gegründete Vorturnerschaft — Friedrich war 1. Turnwart und Turnlehrer; als neue Sportart war das Florett- und Säbelfechten von ihm eingeführt worden.



Turmsteinbaude an der Talsperre Boberröhrsdorf



Viererbild: Talsperre Boberröhrsdorf.

desgleichen das Bobwettfahren, wobei die Hirschberger anfangs große Erfolge erzielten.

Doch von den im ersten Kriegsjahr unter die Fahne gerufenen Turnern (zuletzt 450) fanden 64 von den vielgerühmten Helden-tod. Ihre Namen wurden auf einer Gedenktafel in der Turnhalle verewigt.

Nekrolog: Vier Jahre kämpften die Hirschberger Jäger an verschiedenen Fronten: Frankreich, Rußland, Italien. Vom 5. Jägerbataillon waren 68 Offiziere und 1458 Oberjäger und Jäger gefallen.

Am 7. Januar 1919 kehrten die Überlebenden in eine von Trauer erfüllte Stadt zurück. Das Jägerbataillon hörte auf zu bestehen. Von seinem Ruhm und Untergang kündete das Denkmal auf dem Hindenburgplatz. 1923 schrieb Paul Keller dieses Gedicht:

*Den im Kriege gefallenen Söhnen
des Riesengebirges*

*Das sind die hohen Berge, die haben Euch
ausgesandt;*

*Die deutsche Ehre zu wahren draußen im
Feindesland;*

*Das sind die kleinen Hügel draußen im
Feindesland,*

*Die haben Euch edle Streiter nicht mehr
zurückgesandt.*

*Ihr seid zu Tale gestiegen und rastet in
tiefstem Grund,*

*Der Fuß war Euch müde geworden, und
das Herz war todeswund.*

*Das ist ja des Lebens Strenge, das ist ja der
Seele Pein,*

*Es muß auch der Sohn der Höhe im
Flachland begraben sein.*

*Hört Ihr die Winde wohl rauschen, die über
Gräber weh'n?*

*Das sind die Seufzer der Sehnsucht, die zu
Euch pilgern geh'n.*

*Hört Ihr den Tropfen fallen, der aus der
Wolke quillt?*

*Die ward mit Tränen der Trauer im
Heimatlande gefüllt.*

*Die Jahre kommen und gehen, gar vieles
wird öd und leer,*

*Doch Euer je zu vergessen, das können wir
nimmermehr.*

*Wir tragen Euer Gedenken die alten Hänge
hinauf,*

*Wir sprechen von Euch in Treue am
silbernen Wasserlauf;*

*Wir stoßen auf Eure Namen zu Lande wohl
Schritt um Schritt,*

*Und klingen die Glocken im Tale, dann
läuten sie für Euch mit.*

*Und wird ein Volkslied gesungen in
friedlicher Abendruh',*

*Dann ist der träumenden Seele, als hörtet
Ihr auch mit zu.*

*Die Liebe hält Euch am Leben, denn Liebe,
die stirbt ja nie.*

*Das ist im Chor des Geschehens die
goldenste Melodie.*

*Ein schlichtes Kreuz auf der Höhe, erhaben
in Bergesruh',*

*Das streckt Euch sehrend und segnend die
heiligen Arme zu.*

*Für Liebe und Gottes Erbarmen ist niemals
ein Weg zu weit,*

*Ihr behaltet in unseren Herzen eine Heimat
in Ewigkeit.*

Über dem Ausbruch des 1. Weltkrieges trat ein wichtiges Ereignis in den Hintergrund: der Bau der drei Talsperren Bober-röhrsdorf-Weltende, Mauer und Bober-lersdorf, von denen die Talsperre Mauer die größte war und erst 1912 fertiggestellt wurde. Sie gehörten der Provinz Niederschlesien; geplant waren alle drei von Bau-rat Dr. Ing. h.c. Bachmann. Ihr Bau war einerseits notwendig als Schutz vor den berüchtigten Hochwassern, die nicht nur das Riesengebirgsvorland und Hirschberg, sondern auch weite niederschlesische Gebiete heimsuchten, wie auch durch eine bessere Stromerzeugung eine Stromverbilligung erreicht werden sollte, die wichtig war für das wirtschaftliche Mithalten der Hirschberger Betriebe. Durch die drei Talsperren konnte die Wasserkrafterzeugung mit der vorhandenen Kohlestromerzeugung des Walden-burger Kohlreviers zufriedenstellend verbunden werden. Dadurch wurde die all-gemeine Elektrifizierung des gesamten Hirschberger Tales möglich. Sitz der »Nie-derschlesischen Elektrizitäts-Aktiengesell-schaft« war Hirschberg. Die gesamte Indu-strie profitierte davon. Doch der 1. Welt-krieg hemmte diesen wirtschaftlichen Auf-schwung mit elektrischem Strom erheblich.

Die Wasserversorgung war nicht schlecht und wie man weiß, gab es bereits im 17. Jahrhundert relativ gute Wasserleitungen, wenn auch in hölzernen Geleiten, die aus ausgehöhlten Baumstämmen kunstvoll zu Leitungen zusammengefügt waren. In der



„Winterbild am Fischerberg“

Folgezeit waren die Wasserleitungen immer weiter verbessert worden, so daß schon 1892 moderne Druckwasserleitungen gelegt werden konnten, die aus der Großen und Kleinen Lomnitz gespeist wurden, entnommen aus zehn Metern Tiefe. Für Hirschberg war auf dem Kavalierberg ein Hochbehälter für 2000 Kubikmeter Inhalt gebaut worden. Doch die Stadt wuchs; das noch vor 1914 im Stadtteil Cunnersdorf eingerichtete Grundwasserpumpwerk hatte eine Leistung von rund 800 Kubikmetern pro Tag. Später mußte diese Tagesleistung durch neue Filteranlagen auf 2000 Kubikmeter vergrößert werden, nachdem die Stadt sich von den Kriegsfolgen einigermaßen erholt hatte.

Als der 1. Weltkrieg begann, war Hanna Reitsch, die spätere begeisterte Segelfliegerin, gerade zweieinhalb Jahre alt. Zu dieser Zeit konnte niemand ihr ungewöhnliches Schicksal errahnen, das sie eines Tages zur Ehrenbürgerin ihrer Heimatstadt machen würde.

Ebenfalls durch den Beginn des Krieges in den Hintergrund geraten war der Bau des Hirschberger Hauptpostamtes in der Poststraße. Es wurde am 1. April 1913 der Öffentlichkeit übergeben. Dabei handelte es sich um einen langgestreckten zweistöckigen Bau. Durch einen Umbau im Jahre 1928 erhielt das Hauptpostamt eine geräumige Schalterhalle mit 12 bankmäßig ausgestatteten Schaltern und ein einmalig verziertes Portal von der Poststraße her. Dieses war zweitürig und mit künstlerisch wert-

vollen Ornamenten aus der Sagenwelt des Riesengebirges verziert.

Das im Jahre 1911 eingerichtete Städtische Wohlfahrtsamt bekam durch die Not der vier Kriegsjahre und danach noch eine besondere Bedeutung, denn es ist, wie Max Schubert in seinem Überblick bemerkt, richtig, daß eher über Entwicklung, Fleiß und Reichtum einer Stadt aus vergangenen Zeiten etwas nachzulesen ist, als über die große Armut, den Hunger und verheerende Epidemien wie der Pest und viele andere Krankheiten, die die Menschen dahintrafen. Davon zeugen höchstens noch Gedenksteine, alte Spitäler und Armenhäuser. Von ihnen ist bereits berichtet worden. So hat auch das vor 250 Jahren eingerichtete städtische Armenhaus in der Hospitalstraße noch nichts an Bedeutung verloren. Es beherbergte auch bis in die dreißiger Jahre nicht nur alte erwerbsunfähige und kranke Bürger, sondern auch elternlose und gefährdete Kinder. Doch in der Zeit nach dem ersten Weltkrieg und der furchtbaren Geldentwertung mußte sich die bisher praktizierte städtische Wohlfahrtspflege ändern und der Zeit anpassen, denn die vor dem Ausbruch des Krieges vorhandenen bescheidenen Summen des Haushaltsplanes wuchsen sich schlagartig zu benötigten Riesensummen aus (später, 1929, in den Jahren der Arbeitslosigkeit, 2 Millionen RM, so daß das Steueraufkommen der Stadt nur noch in der knappen Bestreitung der Wohlfahrtslasten ausreichte).

Ende des Krieges stieg die Zahl der zu Betreuenden in die Tausende. Die Menschen waren unterernährt und krank. Die Kriegsjahre mit Kohlrüben, Kartoffelflocken und gelegentlichem glitschigem Brot hatten durch Hunger und Mangelernährung ihre Spuren hinterlassen. Durch die selbstlose Mitarbeit des Vaterländischen Frauenvereins vom Roten Kreuz, von der evangelischen Frauenhilfe, dem Caritas-Verband, Verein für Frauenhilfe e.V., israelitischer Frauenverein, Arbeiterwohlfahrt, Ortsausschuß zur Bekämpfung der Tuberkulose und des Wohltätigkeitsvereins Cunnersdorf konnte die größte Not gelindert werden.

Durch diese vielfältige Hilfe gelang eine fast lückenlose Betreuung der Jugend und hilfsbedürftiger Erwachsener. Es gab ein Mütterheim der Arbeiterwohlfahrt an der Schönaustraße sowie die Mütter-Erholungsfürsorge; der Frauenverein vom Ro-

ten Kreuz unterhielt eine Säuglings- und Kleinkinder-Fürsorgestelle, die ev. Frauenhilfe unterhielt das Säuglingsheim in der Mühlgrabenstraße; sechs Kindergärten als Nachfolge der alten Spielschulen; Schulgesundheitsfürsorge, die Schulspeisung für schwächliche Kinder (dabei erinnere ich mich gern an Brühreis und wenigern gern an dicke angebrannte Haferflocken im weißen Emailletippel mit rotem Rand, das wir am Träger des Schultornisters hängen hatten . . .). Später kam ein Lehrlingsheim der freien Innungs-Vereinigung, eine Mädchen-Industrieschule dazu, die in der städtischen Haushaltsschule aufging. In Cunnersdorf war eine Näh- und Strickschule eingerichtet worden, der Vaterländische Frauenverein unterhielt in der Hospitalstraße eine Volksküche, in die mein Opa Dreßler aus der Mühlgrabenstraße zweimal in der Woche mit der Milchkanne Essen holen ging, von dem mir Klopse in lebhafter Erinnerung blieben. Der Vaterländische Verein unterhielt auch noch eine Rentnerküche im städtischen Rentnerheim. Hinzu kamen noch das Stift zum Hl. Geist, das städtische Pflegeheim, das Marie-Elisabeth-Stift, das Sickenhaus Bethesda, Abendfrieden, das St.-Josef-Stift mit Gemeinde-Pflegestation und Kleinkinderschulen. Zur inneren Mission gehörte die Herberge zur Heimat und die Wanderer-Arbeitsstätte. Nach dem ersten Weltkrieg und der Geldentwertung reichten die verschiedenen Stiftungen und Legate früherer Jahrhunderte mit ihren Geldmitteln nicht mehr aus, diese Aufgabe zu be-

wältigen. Deshalb wurden alle in den „Vereinigten Wolfahrtsstiftungen“ zusammengelegt.

Aus diesem kurzgefaßten Überblick geht hervor, wie die Stadt Hirschberg und seine Bürger versuchten, das offensichtliche Elend und ohne eigene Schuld in Not geratene Menschen aufzufangen.

Immer wieder in dieser über 700jährigen Stadtgeschichte ist es der Bürgersinn, dem es gelingt, die größte Not zu lindern. Stadtbaurat Max Latzke übernahm 1918 das verwaiste Stadtbauamt, von dem die meisten Mitarbeiter noch nicht aus dem Krieg heimgekehrt waren. Die Aussichten waren trostlos, es gab weder Geld noch Baumaterialien, während des Krieges ruhte jegliche Bautätigkeit, sofern sie nicht kriegswichtig war. Noch nie hatte Hirschberg eine Wohnungsnot in diesem Ausmaß gekannt. Die im Krieg zum Erliegen gekommenen Straßenbauarbeiten konnten nach zähen Verhandlungen mit der Reichsbahn und dem Landtag wieder aufgenommen und dabei auch viele Arbeitslose bei den Erdarbeiten eingesetzt werden. So legte auch das Stadtbauamt einen Entwurf zur Erstellung von Einfamilienhäusern an der Wanderstraße und am Fischerberg vor, die Stadtverwaltung gründete die „Gemeinnützige städtische Kleinwohnungsbaugesellschaft“, zu der Industrie- und Kaufmannschaft stieß, die für die notwendige Kapitaleinlage sorgten. Im Laufe der Jahre waren Bauten an der Straupitzer Straße, an der Heimstraße,



Museum des Riesengebirgsvereins um 1900.

der Jahnstraße, an der Gerhart-Hauptmann- und der Mentzelstraße. Später wurde auch die „Schlesische Heimstätte Breslau“ im Hirschberger Wohnungsbau aktiv.

Langsam heilen die Kriegswunden und die Erinnerung daran, daß die Kaiserin Auguste Viktoria 1914 die ersten Verwundeten in Hirschberg besucht hatte, das zu den vorherigen Lazaretten auch die katholische Volksschule und sogar Baracken auf der Sedanwiese Verwundete aufgenommen hatten. Als 1915 alle Getreidevorräte im Kreisgebiet registriert worden waren und die allgemeine Brotkarte eingeführt wurde, war letzteres fast ein größeres Ereignis als die Einweihung des Krematoriums auf dem Kommunalfriedhof.

Noch bevor der Krieg zuende ging — 1917 — und das Stadttheater durch das Lazarett sehr beeinträchtigt war, wurde dieses zur allgemeinen Freude neu eröffnet.

Geschlagen vom Kriegsausgang und gezeichnet von Not und Entbehrungen kehren Überlebende des Hirschberger Jägerbataillons zurück. Sie wurden mit Dankbarkeit auf dem Marktplatz begrüßt, daß sie den Krieg überstanden hatten.

Politische Veränderungen zeichneten sich ab. Der Malhügel auf dem Hohen Rad wurde von Unbekannten zerstört.

Im März 1920 war der Kapp-Putsch. Wolfgang Kapp, ein 1858 in New York geborener deutscher Politiker, ab 1891 im preußischen Verwaltungsdienst, ab 1906 General-Landschafts-Direktor in Ostpreußen und Gründer der „Deutschen Vaterlandspartei“ (1917), versuchte als extremer Nationalist zusammen mit von Lüttwitz die Reichsregierung zu stürzen. Er scheiterte u. a. am Generalstreik der Gewerkschaften. Acht Tote vor dem Bahnhof hatte Hirschberg beim Kapp-Putsch zu beklagen.

Alfred Höhne – der letzte Chronist kommt in die Stadt

Bevor der Kapp-Putsch die Gemüter erhitzen konnte, versuchten die Menschen mit dem entsetzlichen Leid fertig zu werden, das der 1. Weltkrieg in ihren Familien über sie gebracht hatte, vom wirtschaftlichen Niedergang ganz zu schweigen.

Und wer da glaubte „ade Kohlrüben, Brotkarte und Rote-Kreuz-Geldlotterie, der hatte zu früh auf Hoffnung gesetzt. Die Menschen hungerten weiter und fielen, ausgemergelt wie sie waren, der Schwindsucht und der oft grassierenden Grippe zum Opfer.

Der Fang wilder Kaninchen am Kavalierberg wurde durch eine Zeitungsbekanntmachung untersagt. Besonders Kinder taten sich beim Fangen hervor, indem sie die Baue austräucherten. Deshalb konnte nicht genug auf die Gefahr von Waldbränden hingewiesen werden, die die herrlichen Anlagen schädigen könnten. Die Kinder sollten durch diese Zeitungsmeldung im „Boten aus dem Riesengebirge“ auf die große Gefahr und ihr schändliches Tun aufmerksam gemacht werden.

Nicht weniger schädlich hatten sich ein aus Böhmen stammender Fleischergeselle, ein 16jähriger Pferdejunge, der Gelegenheitsarbeiter Heinrich M. und Fürsorgezög-

ling Alfred R. benommen. Gegen sie mußte die Ferienstrafkammer Hirschbergs befinden. Der erste hatte gebettelt und war rabiat geworden, der zweite war ausgerückt, hatte zuvor seine Dienstherrschaft um 150,— Mark erleichtert, indem er mit der Axt einen Schrank aufgebrochen hatte. Der Gelegenheitsarbeiter hatte zwei Mistgabeln und einen Strick geklaut. Er war schon vorbestraft und erhielt fünf Monate Gefängnis. Fürsorgezögling Alfred besuchte seinen Onkel in Hartenberg, bestahl diesen und noch andere Verwandte in Boberröhrsdorf — darunter eine silberne Uhr aus einem verschlossenen Schrank. Doch weil er sich von selbst wieder bei der Fürsorgeanstalt in Michelsdorf meldete, bekam er mildernde Umstände und nur vier Monate Gefängnis.

Ob Aberglaube oder nicht: Als am 23. Februar 1939 ein großes Nordlicht zu sehen war, sprachen die Leute furchtsam vom Krieg im gleichen Jahr. Kometen sagt man das gleiche nach, und so war auch ein Komet im ersten Kriegsjahr 1914 beobachtet worden, der sich damals im Sternbild des Großen Bären bewegte und bis Mitte Oktober an Helligkeit zunahm.

Als der Krieg vorbei war, erinnerten manche der alten Leute daran, daß damals



Die »Teichmannbaude«, eines der schönsten Berghotels

der Komet der Unglücksbote war. Immerhin ist über ihn in der Rubrik »Kunst und Wissenschaft« berichtet worden. Jener alte Schreiberhauer aber, der diesen bedruckten Zettel mit der Anordnung des Ministers des Innern zufällig zwischen seinen Papieren aufgehoben hatte, konnte nicht ahnen, daß er der heutigen Generation ein Zeitzeugnis bewahrte.

Und über die Rote-Kreuz-Geldlotterie lassen die Hirschberger in ihrer Zeitung: „Wie aus unserer heutigen Ausgabe ersichtlich, ist die Ziehung dieser alljährlich einmal für das Zentral-Komitee des Preußischen Landesvereines vom Roten Kreuz stattfindenden Geldlotterie für die Tage vom 30. September bis 3. Oktober festgesetzt. Mehr als je zuvor tritt in diesen Kriegszeiten der edle Zweck zutage, der mit dieser Lotterie gefördert werden soll. Ihr Gewinnplan ist mit baren, ohne jeden Abzug zahlbaren Geldgewinnen geradezu glänzend ausgestattet. Insgesamt werden 560 000 Mark ausbezahlt. Die Ziehung erfolgt in der Königlichen General-Lotteriedirektion. Alle nä-

heren Angaben gehen aus dem Inserat hervor.

Wenn auch die Firma G.u.W. Ruppert GmbH in Herischdorf und Stonsdorf i. R. unverdrossen ihren Cherry-Brandy anpries, so mußte sich diese Anzeige mit dem nachfolgenden Text in gleicher Größe am unteren Rand der Zeitung einrichten: »**Zeichnet die Kriegsanleihen!**«.

Eine Statistik darüber, wieviele in Hirschberg gutgläubig ihr Geld verloren haben, gibt es nicht.

Im »**Eisernen Buch der Heimat**« sind die Toten des 1. Weltkrieges verewigt. Es war ein Gemeinschaftswerk heimischer Künstler. Kläre Höhne erzählt darüber, daß schon während des 1. Weltkrieges die Warmbrunner Holzschnitzschule an diesem Kunstwerk arbeitete. Dort wurde der schwere Eichenholzdeckel geschaffen, handgeschöpftes starkes Büttenpapier waren für die einzelnen Blätter des **Eisernen Buches** vom Füllnerwerk angefertigt worden. Die Firma Leipelt in Bad Warmbrunn war für die Buchbindereiarbeiten verant-

wortlich, die Kunstschmiedearbeiten hatte die Firma Krause aus Hermsdorf u. Kynast übernommen. Die Angehörigen der Gefallenen finanzierten mit ihrem abgehängerten Schärfllein die vielen Opfernägel, die auf dem Deckel dieses Ehrenbuches eingeschlagen wurden. Die Rückseite zeigte der Zeit entsprechend ein genageltes Schwert. Auf 52 Blättern waren die Namen der Gefallenen eingetragen, der Maler und Radierer Erich Fuchs hat die über 3000 Namen sorgfältig mit Kunstschrift eingetragen: Name, Beruf, Geburts- und Sterbetag. Und damit sich symbolisch die Toten, die hinter diesen Namen stehen, heimatlich geborgen fühlen, hat der Künstler mit Federzeichnungen die Türme der Stadt und die Berge um die Namen herum ausgebreitet. Die Illustrationen vervollständigten das Hirschberger und das Schmiedeberger Wappen. Bei den Boberrohrsrdorfer Namen findet sich deren alte Wasserburg mit dem mächtigen Turm, bei den Grunauern ist es das liebliche Michaeliskirchlein auf der Straupitzer Flur. Handwerker wie Weber, Porzellanmacher, Bleicher und Brettschneider finden sich neben Seminaristen, Lehrern, Glasbläsern, Landwirten, Häuslern und Waldarbeitern; sie alle ließen ihr Leben für den Schutz der Heimat.

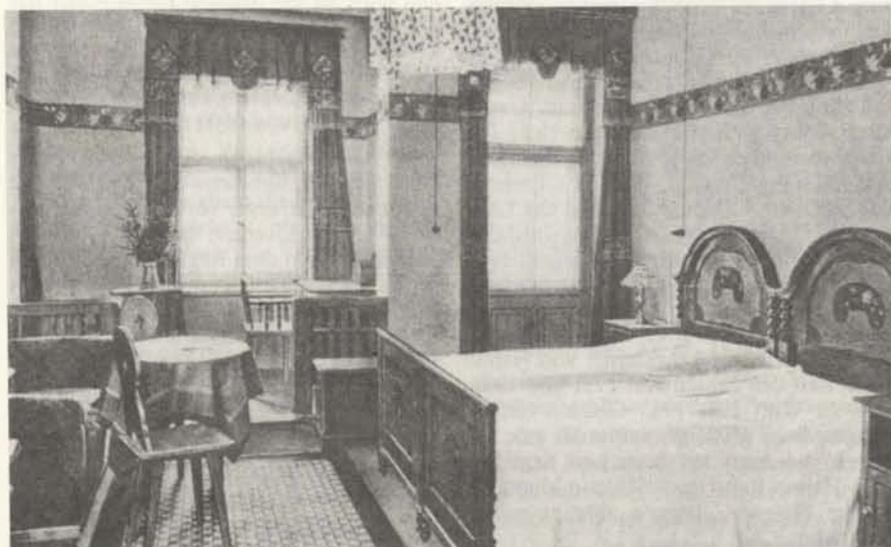
Paul Keller hat die Verse am Anfang zu Ehren all der Toten geschrieben, und lang

ist auch die Liste der Vermißten, hinter deren Namen noch immer die Hoffnung auf Heimkehr wohnte.

Dieses einzigartige Kunstwerk befand sich in einem gläsernen Schrein im Hirschberger Riesengebirgsmuseum. Um dieses Stück zu retten, wurde es im 2. Weltkrieg in den sicher geglaubten Boberrohrsrdorfer Turm der ehemaligen Wasserburg gebracht, aber es konnte dem Zugriff der Sieger letztendlich nicht entgehen.

Zur Zeit des Kapp-Putsches im März 1920 ist der Hirschberger liebstes Kind, die später weltberühmte Fliegerin und Ehrenbürgerin Hanna Reitsch, gerade acht Jahre alt. Sie erblickte am 29. März 1912 in Hirschberg das Licht der Welt. In der Oberen Promenade war ihr Elternhaus. Der Vater war ein bekannter Augenarzt, ein stiller Mann, der das Cello zu spielen wußte. Die Mutter von Hanna Reitsch stammte aus Tirol. Sie hatte noch einen Bruder und eine Schwester und wir wissen von ihr selbst aus ihren Büchern, wie gern die Familie zusammen musizierte. Noch deutete nichts darauf hin, daß sie einmal Deutschlands berühmteste Fliegerin werden würde.

Um den Überblick über das Leben dieser ungewöhnlichen Frau nicht zu zerreißen, ist es notwendig, gedanklich um Jahre vorzueilen.



Zweibettzimmer im Berghotel Teichmannbaude



Rübezahls Schnurrbartbaude mit der Schneekoppe

Hermann Becker leitete damals die Segelflugschule von 1930 bis 1945. Er hat darüber berichtet. Walter Blume, ein aus Hirschberg stammender Pour-le-mérite-Flieger aus dem Ersten Weltkrieg, hatte als erster segelfliegerische Erfahrungen in der Rhön gesammelt. In den Zwanziger Jahren erkannte er, daß sich die Hänge des Bober-Katzbach-Gebirges ebenfalls ausgezeichnet zum Gleit- und Segelflug eignen würden. Deshalb wurde 1923 der Bund deutscher Flieger e. V. in Hirschberg gegründet und von diesem unterhalb des Schieferberges bei Grunau eine Werkstatt und Unterkunft- und Büroräume eingerichtet. Der Galgenberg mit seinen 550 m bot ein ideales Ausbildungsgelände. 1927/28 konnten dann größere Hallen gebaut und das Land an den Hängen gepachtet werden. Im Jahre 1926 begann die systematische Segelfliegerschulung mit guten Prüfungsergebnissen. Wolf Hirt, ein Pionier des deutschen Segelfluges, war aus Grunau nicht wegzudenken. Er wurde der Lehrmeister von Hanna Reitsch in den Jahren von 1931 und 1932. Obwohl Wolf Hirt 1933 Grunau verließ, war dieses so gefestigt, daß es als eine der besten Adressen im deutschen Segelflug galt. Hanna Reitsch, die ebenso kluge wie mutige Fliegerin, begann ihre einmalige Laufbahn.

Daß die Nationalsozialisten diese vor-

bildliche Ausbildungsstätte für sich nutzen, dürfte niemanden verwundern, der sich mit dem Wesen totalitärer Staatsformen beschäftigt hat. Ab 1933 war Grunau fortan »Reichsschule für Segelflugsport«. Der damals übliche »romantische Hangstart« mit dem Gummiseil wurde bald durch den Schleppstart mit kleinen Motorflugzeugen oder der Seilwinde abgelöst.

Hirschbergs Jugend war segelflugverrückt. 1936 und 1937 wurden von Grunau aus Weltrekorde mit ca. 8000 m Höhe (Einsitzer) und mit einem Doppelsitzer mit einem Fluggast rund 6500 m Höhe erreicht.

Mit dem Ausbruch des 2. Weltkrieges 1939 war die unbeschwertere Zeit für die Grunauer Segelflieger vorbei. Freundschaften über die Grenzen hinweg versiegten oder unterlagen dem Reglement. Hermann Becker bekennt: „Aus den Ferien vom Ich“ der unbeschwerteren Anfängerjahre der Flugschüler war plötzlich bitterer Ernst geworden mit dem »Dienst fürs Vaterland«.

Daß der Welt beste Fliegerin in diesen Strudel hineingerissen wurde und an jene damals »so hohen Ideale« glaubte, daß sie ihr Leben als Testpilotin dafür wagte, kann vielleicht nur der beurteilen, der in jener Zeit ein junger Erwachsener war. Daß wir Jüngeren, und erst recht spätere Generationen heute nicht alles so nachvollziehen kön-

nen, muß uns auch im Urteil zurückhaltend machen.

Über ihren Lebensweg hat sie selbst geschrieben (Fliegen, mein Leben) und in dem Buch über das, was den Wert in ihrem Leben ausmachte, gibt Hanna Reitsch nach dem Krieg auf manche an sie gestellte Frage Antwort. Sie erprobte unerschrocken neue Forschungsprojekte, wurde dafür mit dem EK II. Klasse ausgezeichnet und von ihrer Heimatstadt gefeiert. Sie war die letzte Ehrenbürgerin Hirschbergs. Zusammen mit dem Ehrenbürgerbrief aus der Hand von Oberbürgermeister Dr. Blasius schenkte ihr ihre Vaterstadt ein »Grunau-Baby«. Alles war auf den Beinen und die Mitschülerinnen der Mädchen-Oberschule mit ihrem Schulchor, geleitet von Musikdirektor Otto Johl, erfreuten sie mehrmals.

Aber nicht nur die wagemutige Fliegerin beeindruckte die Menschen. Wer je Gelegenheit hatte, diese bescheidene, viel Menschlichkeit ausstrahlende Hanna Reitsch zu erleben, vergißt diese Frau nicht. Da war sie noch immer das Kind ihrer angesehenen Eltern, war das Kind ihrer Heimatstadt Hirschberg. 1955 kam sie nach Baden-Baden zu einem Vortrag und war noch immer jene Hirschbergerin, die ihre Freunde gekannt hatten. Das Leid hat diese Frau nicht verschont; ihre Eltern vergifteten sich 1945. Sie hat nach dem Krieg viele Antworten über ihre Beziehung zum Dritten Reich geben müssen. Ob sie wohl eine andere Wahl hatte — und welche? Sie war eine der interessantesten Frauen unserer Zeit.

Der am 15. 11. 1890 in Penzig Kr. Görlitz geborene Alfred Höhne wurde im Jahre 1917 mit einer Beckenzertrümmerung schwerstverwundet. Dort hat er seine spätere Frau Kläre, die ebenfalls aus der Lausitz stammte, kennengelernt, als diese als Lehrerin mit ihrer Klasse die Verwundeten im Ratiborer Lazarett mit frohen Liedern erfreute. 1919 hat er seine große Liebe Klara Wiedmer geheiratet; das Paar zog nach Hirschberg, wo er eine Anstellung im Rathaus als Büroassistent bekommen hatte. Das war in jener Zeit nicht nur ein großes Glück für die jungen Leute; es wurde daraus eine glückhafte Bereicherung für die Stadt Hirschberg, denn beide stellten neben der Familie ihre ganze Kraft in den Dienst vielfältiger kultureller Entwicklungen. 1990 hat die »Schlesische Bergwacht« darüber berichtet.

Wandertage, RGV und Alfred Höhne, das ist eines. Er war nach 1945 noch in Hirschberg und hat zusammen mit anderen beherzten Hirschbergern versucht, die Situation so erträglich als nur möglich zu machen. Es muß an dieser Stelle nicht noch einmal auf alles eingegangen werden, aber die Menschen, die ihn kannten, denken mit großer Dankbarkeit an ihn.

Aufgrund seiner großen Kenntnisse der Hirschbergischen Stadtgeschichte der Neuzeit hat er nach der Vertreibung im Jahre 1953 ein Hirschbergbuch herausgebracht, das leider, wie auch eine Auflage danach, völlig vergriffen ist.

Deshalb habe ich diese Stadtgeschichte aus meiner Sicht noch einmal aufgeschrieben, unter Verwendung mancher Information von Alfred Höhne, die zu verwenden mir seine Kinder gestattet haben.



Kochelfall, den 22. 8. 1928 — Bildmitte: „Gießmann-Schneider“ im schmucken Trachtenhemd; er war der Trachtenschneider der Hirschberger RGV-Trachtengruppe. Seine Frau hatte eine wunderschöne alte Tracht mit Tuch und Schürze in reicher Weißstickerei mit Handtüll. Beides ging in die Hände der einstigen »Bergwächtern«, Frau Pohl, über.

Ich habe den letzten Chronisten in meiner Hirschberger Kinderzeit gekannt. Sicher ist es in seinem Sinne, unsere Stadtgeschichte, zusammengefügt wie zufällige Mosaiksteine, noch einmal zusammenzufassen. Mein Dank gilt diesem vorbildlichen Mann über den Tod hinaus.

Um nach diesem großen und furchtbaren Krieg etwas Besseres, Gesundes zu finden, strebte die Jugend in die Berge. Man versuchte, ihnen eine preiswerte Unterkunftsmöglichkeit zu bieten. Deshalb wurde alenthalben der Jugendherbergsgedanke begeistert aufgenommen und in die Tat umgesetzt.

Von dem berühmtesten Jugendherbergsbau im Riesengebirge, dem Jugendkammhaus am Spindlerpaß, braucht hier nicht die Rede zu sein — jeder hat es gekannt!

Eine Schüler- und Studentenherberge richtete der RGV in Hirschberg im »Hotel Schwarzer Adler« in der Äußeren Burgstraße 33 ein. Sie wurde nach dem 1. Vorsitzenden des RGV »Rosenberg-Herberge« genannt. Diese wurde allgemeine Jugendherberge und zählte bereits 1921 887 Übernachtungen.

Der bekannte Tenglerhof auf dem Kavalierberg wurde als Jugendherberge für Mädchen vom RGV eingerichtet und hieß »Ulrich-Siegert-Herberge« (393 Übernachtungen im gleichen Jahr).

Den alten Hirschbergern wird Hans-Ulrich Siegert, der Fotograf, noch gut in Erinnerung sein. Er war der Sohn von Mar-

gare Hoppe-Siegert (Spitzenschule), die auch als »die Tschentschern« Mundartplaudereien und schlesische Schnookenschied und vortrug. Hans-Ulrich Siegert trug fast immer sein mit schwarzem Kreuzstich besticktes Wanderhemd, das sog. Saalberger Wanderhemd, das damals die jungen Männer alle gern trugen, die im Riesengebirge wanderten. Auch die jungen Mädchen und Frauen bestickten ihre weißen Blusen zu handgewebten Miederröcken in der gleichen Art. Mit aller Wahrscheinlichkeit ist diese schwarze Kreuzstichstickerei, die in der schlesischen Volkskunde nicht nachzuweisen ist, über die VDA-Bewegung von Siebenbürgen aus ins Riesengebirge gekommen.

Die dritte der Hirschberger Jugendherbergen wurde 1922 am Schützenplatz an der Schmiedeberger Straße eröffnet. Der damalige Regierungspräsident hieß Büchting, nach ihm wurde diese Jugendherberge benannt. Alle drei Jugendherbergen wurden von Gustav Heumann aus dem RGV betreut. Auch andere kleine Jugendherbergen wie das »Berghähnlein« und die »Hasenhütte« konnte der RGV im Gebirge einrichten und hat damit Zeichen gesetzt für eine gute Jugendarbeit, die eine erlebnisreiche Zielsetzung hatte und nach dem großen Krieg Aufgaben z. B. im Naturschutz anbot, mit dem sich junge Leute aus vollem Herzen identifizieren konnten.

Nachzutragen ist, daß im Jahre 1937 die bisherigen keinen Jugendherbergen in



Der Vorsitzende
des Kreis-Ausschusses.

Hirschberg, den 1. Juni 1915.

Der Minister des Innern, hat angeordnet, daß
Kur- und Badegästen, Brot-
karten nur ausgestellt werden
sollen, **wenn sie** von ihrer Heimat-Behörde
einen **Brotkartenabmeldeschein**
besitzen.

gez. von Bitter.

Öffentlich bekannt gemacht.

Schreibberbau, den 4. Juni 1915.

Der Gemeindevorstand.

Brotkartenmeldeschein vom 4. Juni 1915

Hirschberg aufgelöst wurden. Dafür erfuhr der frühere Felsenkeller auf dem Kavalierberg eine großzügige Umgestaltung und diente fortan als große Jugendherberge. Sie bekam den Namen »Guido-Rotter-Herberge«, benannt nach dem aus Hohenelbe stammenden »Vater des deutschen Jugendwanderns«, in dankbarer Anerkennung für seine Verdienste so benannt. 78jährig kam Guido Rotter nach Hirschberg, um diese Jugendherberge kennenzulernen, wo er mit einer Feierstunde geehrt wurde. Für damalige Zeiten war diese Jugendherberge sehr fortschrittlich eingerichtet mit Duschen, Schnelltrockenanlage und hellen Möbeln aus Lärchenholz. Ein großes Fresco an der Längswand des großen Saales zeigte die Menschen des Riesengebirges bei der Arbeit: Glasbläser, Holzleute, Weber und Bauern.

Man schrieb das Jahr 1937, war also im vierten Jahr des Dritten Reiches, das die Jugendeinrichtungen aus der Pionierzeit

der Zwanziger Jahre gern für sich übernahm, sie in gleicher Weise weaternutzte und ausbaute, aber die politische Schulung dazu einbrachte.

So kam es, daß die Einrichtungen für die Jugend sehr bald vorbildlich waren, so daß die heranwachsende Jugend ohne Arg in eine nicht zu erkennende Falle hineintappen mußte, wie es Jahrzehnte später in der DDR ähnlich gehandhabt wurde.

1938 verbuchte die Guido-Rotter-Jugendherberge 12 000 Übernachtungen. Auch ausländische Jugendliche (aus befreundeten Ländern) kamen nach Hirschberg und ins Riesengebirge.

Doch nun noch einmal eine Rückblende auf die Zeit der Zwanziger Jahre:

1921 fahren von Hirschberg aus viele Sonderzüge zur Abstimmung nach Oberschlesien, wo trotz der Stimmenmehrheit des Verbleibs beim Deutschen Reich landesmäßig etwa 10 % des oberschlesischen Industriereviere abgetrennt und an Polen gegeben werden. Städte, Industrieanlagen, Wasserstraßen, Familien, Herzen wurden getrennt, 2/3 der oberschlesischen Kohlen- und Hüttenwerke gingen nach der Abtrennung an Polen und ein Zipfel des Gebietes um Teschen, das schon immer dreisprachig war, an die neue Tschechoslowakei. Von Collani, der schweizer Bundespräsident, der damals dieser internationalen Kommission vorstand, versuchte mit dem englischen Vertreter noch eine gerechtere Lösung anzustreben, was vor allem durch den französischen Einfluß in dieser Sache nicht gelang, da dort auch gleich ein Teil der alten Erbfeindschaft zum Tragen kam.

Am 1. 4. 1922 wurde Cunnersdorf zu Hirschberg eingemeindet und Hirschberg kreisfreie Stadt. Das Sportstadion auf dem Feigenmund wird angelegt.

1923: Hochinflation! Die Stadt und die Handelskammer drucken Notgeld; Nahrungsmittel und Dinge des täglichen Bedarfs kosten Millionen. Alle sind Millionäre geworden, die wirtschaftliche Not wächst von Woche zu Woche.

Neubeginn, zerschlagene Hoffnung und Abschied

Der Nachwelt gilt der 1887 in Hirschberg geborene Georg Heym als angesehener Dichter des Expressionismus, der allerdings die meiste Zeit in Berlin lebte und dort beim Eislauf auf der Havel im Januar 1912 eingebrochen und ertrunken ist. Er war der Sprache Georg Trakels nahe und der Kunst von Arno Holz. Das hob ihn weit über seine Geburtsstadt hinaus, wenn auch nicht unbedingt als schlesischen Poeten, der für Fachleute als solcher höchstens am barocken Manirismus erkennbar war, bezeichnend für das schlesische Barock in der Literatur, doch bei Heyms eigenartiger Weise noch mit einer dem Barock fremden Haßsituation gegen Gott und die Menschheit. Im »Gott der Stadt« heißt es:

*Aufgestanden ist er, welcher lange schlief,
Aufgestanden unten aus den Gewölben tief.
In der Dämmerung steht er, groß und
unbekannt,
Und den Mond zerdrückt er in der
schwarzen Hand.*

Es ist, als hätte Georg Heym damals schon in unsere Gegenwart sehen können. In Hirschberg aber nahm man nicht allzuviel Notiz von ihm. Seine schwarzen Wortbilder wurden entmachtet von der erhabenen Gebirgslandschaft, in die Hirschbergs Jugend strebte auf der Suche nach etwas Neuem, Besserem, um, wie es in dem Werbetext der Teichmann-Baude heißt, Körper und Geist in der herrlichen heimatlichen Naturlandschaft zu erfrischen. Generalmajor a. D. von Wartenberg wurde 1923 Hauptwegewart im Riesengebirge und scharte viele junge Leute als Helfer um sich, die auch die Bergwacht-Idee des RGV mit Eifer in die Praxis umsetzten mit Wochenendeinsätzen auf freiwilliger Basis. Aus den Reihen der Arbeitslosen, der Arbeiter und Studenten kamen die jungen Leute, die in ihrer Bergheimat nach neuen Zielen und Idealen suchten, aber auch für kleine Handreichungen und Arbeiten in manchen Bauden Essen und Quartier bekamen. Zu diesen Hirschberger Studenten gehörte Hans Solm (Holzhandlung Solm & Niedermeier) und seine Schwester, die »Solm-Gretel«, Margarete Hampf-Solm, die Malerin und Lyrikerin, die in der Mitte ihres Lebens erblindete und vor wenigen Jahren weit über 90jährig verstorben ist. Viele ihrer Bilder stammten aus dieser Zeit,

und ihre Lyrik spiegelt das Empfinden und die Sehnsucht nach einer reinen klaren Welt wider:

*Margarete Hampf-Solm:
Sonnige Stunde*

*Von Stille trunken die Welt —
Kaum spürbar das Streichen des Windes.
Balsamische Düfte lösen in Sonne sich
auf . . .*

*Hellgrüne Farnkrautwedel
zwischen feinhalmigem Gras.
Wie graues Silber schimmert Gestein
ab und an aus dem Kraut,
das voller Beeren noch hängt,
harrend der streifenden Hand.*

*Da und dort eine Fichte,
klein und noch gerade gewachsen,
ein zierlich Bäumchen,
wie für den Weihnachtstisch.
Andere größere schon, sturmzerzaust,
die Zweige nach einer Seite gerissen.
Dahinter ragt ein steinerner Gipfel ins
Blau —*

*knieholzumgürtet,
von alten »Rautzen« umlagert,
dürren zerbrochenen Fichten,
von Winter und Sturm getötet —
eine gespenstische Schar.
Doch vor mir leuchtet es blau:
eine Blume des Glücks,
eine Enzianstaude
hat ihre Blüten geöffnet
und hält sie zum Himmel empor,
der seiden darüber sich spannt.*

Diese Ziele wurden zehn Jahre später von einer alles umfassenden Jugendbewegung integriert, was einen Teil ihres Erfolges ausgemacht haben mag.

1924 werden alle Gebirgsstrecken von Hirschberg aus ins Gebirge elektrifiziert, der Bau des Flughafens wird begonnen und ein Jahr später eingeweiht. Im gleichen Jahr gründet Thalbahndirektor Georg Dauster das »Reisebüro Hirschberg«, Fedor Sommer veröffentlicht den Hirschberg-Roman »Zwischen Mauern und Türmen«. Offiziell gründet Hugo Rakowski die »Bergwacht« des RGV, der Hirschberger Walter Pilz als einer der letzten Zeugen dieser Zeit hat in seiner Biographie im letzten Jahr darüber berichtet. Als 1929 der Geistliche Rat Forche stirbt, war am 26. Novem-

ber die Einführung von Pfarrer Dr. Paul Schinke. Religionsstunden in der katholischen, später Hans-Schemm-Schule, bei dem beliebten, freundlichen Pfarrherrn waren deshalb so beliebt, weil er neben Heiligenbildchen, die es in der Kirche gab, in der Schule »Sahnebonbons« verteilte. Ich glaube, er kaufte sie bei Schmolcke an der Ecke, wie wir unsere Lakritze, auf alle Fälle war diese süße geistliche Verführung imstande, das mühselige Katechismusauswendiglernen zu versüßen! Pfarrer Dr. Schinke war vorher Pfarrer in Hermsdorf u. K. und wurde am 13. Mai 1947 von den Polen vertrieben.

1930 flog ein Zeppelin-Luftschiff über Hirschberg; ich erinnere mich an diese Riesenzigarre, die über die Sechsstätte auf Grunau hin am Himmel schwebte. — Die Verlegung des Gymnasiums in den Neubau am Kramstaweg war 1931, und im Gegensatz zur Stilllegung des Werkes der Maschinenbau-AG Starke u. Hoffmann wurde in Hirschberg gleichzeitig die »Neag« — Niederschles. Elektrizitäts-AG — gegründet.

Zweifellos warf die Hitlerzeit ihre Schatten voraus mit Versammlungen, Plakaten und Vorfällen, wo es am besten war, sich ins Haus zurückzuziehen und die Tür zuzumachen. Es war am Warmbrunner Platz, als meine Großmutter mich erschreckt an die Hand nahm und in den nächsten Hausflur beim Reisebüro zog: Mitten auf dem Platz hatte ein offener Lastwagen gehalten,

der vollbesetzt war mit Männern vom »Stahlhelm«, die mit großem Getöse und Geschrei herabsprangen und — ? Ich kann es nicht beantworten, nur, daß wir große Angst hatten. »Der Stahlhelm« war ein militärisch aufgefaßter Bund der Frontsoldaten, im November 1918 von Seldte gegründet, der sich die Stärkung des Wehrgedankens sowie Herstellung der deutschen Wehrhoheit zum Ziel gesetzt hatte. Daß viele Menschen von der Richtigkeit dieser Ziele überzeugt waren, darf noch auf die Folgen des Versailler Vertrages und die zum Teil chaotischen Zustände im Land zurückgeführt werden. Zweifellos ging die Angst um unter vielen Menschen, andere waren von der Hoffnung erfüllt, es werde sich vieles zum Guten wenden; noch immer hatten viele keine Arbeit, hatten viele nicht genug zu essen und keinen Winterbrand im Keller. Da waren die Leute schon glücklich, wenn sie mit dem Handwägelchen aus dem Jägerwäldchen Leseholz für den Kachelofen holen konnten. Das Wohlfahrtsamt brauchte schon einige Jahre vorher jährlich 2 Millionen Reichsmark und die Stadt konnte das mit dem Steuereinkommen kaum bewältigen. Von 1933 bis 1945 kam die private Wohlfahrtspflege überwiegend in die NS-Wohlfahrt. Diese betreute alle Bedürftigen ohne Unterschied, und die großen Winterhilfssammlungen mit »Reiterlein«, Weihnachtsschmuck aus dem Erzgebirge, dürften manchen noch in Erinnerung sein. Im Saal des »Langen Hauses«, das ab 1933 den

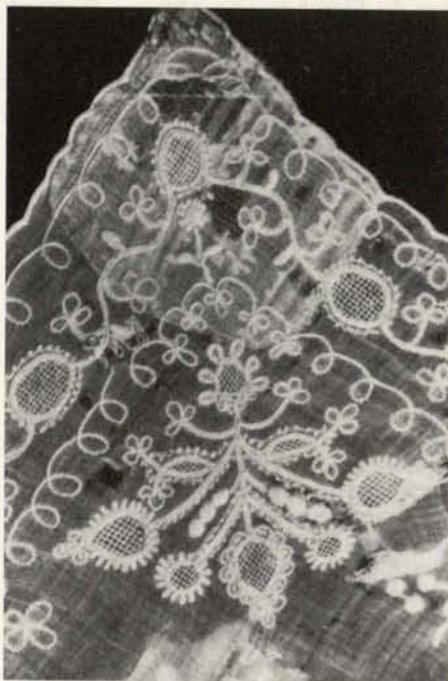


Fröhliche Trachtenleute auf dem Weg nach Bärndorf.

Nationalsozialisten als Parteilokal diente, war eine Verteilungsstelle für die Winterhilfe. Die städt. Wohlfahrtspflege war aufgelöst und bestand nur noch aus einem Beamten, der im Gasthof »Drei Linden« arbeitete und in aller Stille Sammlungen durchführte, weil die Altersheime Unterstützung brauchten. Dafür reichte möglicherweise die NS-Wohlfahrt nicht aus, wenn man in Betracht zieht, daß in dem neuen Dritten Reich Alte und Kranke und Pflegebedürftige zuviel Geld kosteten, soviel, daß dafür schon wieder Ehestandsdarlehen hätten finanziert werden können.

In den Jahren bis zur Machtergreifung Hitlers behandelte einer aus dem Kreis der jüdischen Ärzte die armen Leute umsonst.

Aus den alten Spinnstuben der Jahrhundertwende, von denen es auch eine in Cunnendorf gegeben hatte, formierte sich die RGV-Trachtengruppe. Viele Frauen und Männer hatten noch altväterliche Trachten in Truhen und Schränken, sie trugen sie an Trachtenfesten in den Riesengebirgsdörfern. 1932 war die Gründung der RGV-Trachtengruppe Hirschberg, geleitet von Kläre Höhne, Lehrerin und Heimatforscherin, Lyrikerin und Volkskundlerin aus Leidenschaft, Hirschbergerin aus Liebe, denn ihre Wiege stand in der Lausitz. So erhebt sich hier auch die Frage: »Was ist Heimat!«, der Ort, wo man geboren ist, oder jener, wo man angenommen ist und gern lebt? Kläre Höhne konnte bei der Gründung der Hirschberger Trachtengruppe auf Bewährtes und viel Wissen zurückgreifen, denn ihr zur Seite war die hochbetagte Trachtenmutter Feist (Barbara Feist geb. Erlebach von der Alten Erlebachbaude), deren Tochter Martha Dreßler mit ihrem Hermann, die Grußl, Frau Selma Pilz von der Herrenstraße, die uns die alte Weißstickerei mit dem Handtüll für die Trachten beibrachte (»unsere Hirschberger Stickerei«, wie wir sie heute nennen), da waren noch deren Kinder, der Walter Pilz und seine, die Tochter Ella. Da waren der Krause-Max als Trachtenschulze und seine Frau mit der schönen Barthaube, die Hahn-Gretel und Tilch-Mariechen, die beiden Reimann-Jungs, der Ernst und der Horst, die Emlern und ihr Sohn und die Mutter Berndt. Aber ganz wichtig die Trachtenmusik mit der Harmonika-Scholzen von der Dunklen Burgstraße, Musche-Willem und seiner aus Straupitz, er mit der Teufelsgeige



Die Mutter des Riesengebirges im Alter von 88 Jahren mit dem Hirschberger Trachtenputzel.

und sie auch mit der Harmonika. Väterleins mit Tochter Traudel gehörten ebenso dazu wie der Gießmann-Schneider und Frau mit der Ursel, der später auch im Krieg gefallene Heinz Hübner trug das Trachtenschild und zu den Trachtenkindern gehörten noch Hannchen Weiß und Annchen Schaser (ihre Mutter war aus Siebenbürgen), Walter Kunze und ich, das Hirschberger Trachtenputzel, für das Kläre Höhne in ihrem Mundartspiel vom Lichtenabend noch eine kleine Rolle hineingeschrieben hatte und das oft aufgeführt wurde. Was die Hirschberger Trachtengruppe im Gegensatz zu anderen auszeichnete, die sich in dieser Zeit mit großer Mitgliederzahl bildeten, waren die alten Trachten, die sich am historischen Vorbild bei Neuanfertigungen orientierten, oder die alt und kostbar einfach aus Truhen und Schränken geholt und angelegt wurden. Das kulturelle Leben war ohne diese Trachtengruppe nicht mehr denkbar, ihr farbiges Bild prägte Hirsch-



650 Jahre Hirschberg im Jahre 1938. — Im Rahmen der Riesengebirgswoche vom 16.—24. Juli 1938 wurde das Ereignis festlich begangen. Das Plakat war ein Werk von Studienrat Fred Matzker

bergs letzte Zeit entscheidend mit. Auch einige Jahre später, wo wöchentlich eine dänische Reisegesellschaft im Hotel Drei Berge Station machte und am jeweiligen Donnerstag die Trachtengruppe Tänze und Lieder darbot. Als Gegenleistung gab es ein Glas Apfelsaft, eisgekühlt versteht sich, nach Art des vornehmen Hauses. Diese Trachtengruppe unter Frau Höhne bot sehr viel aus dem schlesischen Jahresbrauchtum, es wurde liebevoll gepflegt, nicht umsonst nannte man sie »Sängerin der Heimat«. Ebenso angesehen war meine Urgroßmutter, die schon genannte Trachtentittel Feist, die man allerorten »Mutter des Riesengebirges« nannte, was sich weniger auf ihre leiblichen Kinder bezog, als auf ihre unerreichte Kenntnis von Trachten und Brauchtum des Riesengebirges, ihre Weisheit und ihre tiefe Heimatliebe. Seit meiner frühen Kindheit ist sie mir Vorbild; ich schöpfe noch immer aus diesem Brunnen.

Nicht vergessen werden darf hier, daß diese junge Hirschberger Trachtengruppe 1934 beim deutschen Trachtentreffen in Ludwigshafen am Rhein den 1. Preis von hunderten von Trachtengruppen erhielt, weil diese Trachten ein geschlossenes Bild von Originaltrachten darbot!

Später wurden im Dritten Reich auf oberste Anordnung von der österreichischen Volkskundlerin Gertrud Pesendorfer deutsche Volkstrachten auf einen, dem deutschen Volkscharakter angepaßten einfachen, einheitlichen Stand herabreformiert mit starker Anlehnung an das Österreichische, das in dieser Zeit auch das ganze Land mit den beliebten Dirndlkleidern überschwemmte. Bei den Riesengebirgsstrachten, hier bei den Hirschbergern und jenen, die aus den alten Spinnstubentraktionen kamen, hatte diese Art von Trachtenbewegung kein Glück; sie stiftet aber bis heute noch Verwirrung im schlesischen Trachtenwesen an.

Die *Riesengebirgswoche* wurde 1933 das erste Mal gefeiert. Ein Heimatfest für die Bürger unserer Stadt und Freunden dieser Stadt. Trotz aller Freude und Gastlichkeit allenthalben war diese Festwoche etwas anderes als die heutigen fröhlichen Straßen- und Stadtfeste. Kulturelles, auch Liedgut (Offenes Singen mit dem Menzel-Willem) und praktiziertes Brauchtum hatten Vorrang vor den Lustbarkeiten. Kaufmann Bruno Schüller gilt als Schöpfer dieser Rie-



Wochenmarkt in Hirschberg

sengebirgswoche, was natürlich auch eine gute Fremdenverkehrswerbung für das Gebirge war. Intendant Otto Schwarz von den Bolkenhainer Burgfestspielen hatte die künstlerische Leitung, denn einer der Höhepunkte der Woche war die Aufführung von Fedor Sommers Festspiel »Zwischen Mauern und Türmen« nach dem gleichnamigen Roman. Schauspieler von den Burgfestspielen und des dramatis. Vereins aus Hirschberg unter Reinhold Schwand waren zusammen mit uns vielen Statisten die Akteure bei dieser Freilichtaufführung. Den Text in Szene gesetzt hatte der Riesengebirgsdichter Hans Christoph Kaergel aus Hain. — Die Nachwelt hat ihm ein ähnliches Dichterschicksal beschert wie dem alemannischen Dichter Hermann Burte: die Verbindung mit dem Nationalsozialismus hat sich wie ein grauer Schleier über die Schönheit seiner Riesengebirgsdichtung gelegt, weshalb er zu den kunstvoll Vergessenen zählt.

Hirschbergs Bürger waren eine große Familie, ohne den langbärtigen Rübezahl ging nichts, aber auch nicht ohne Blumen und

Girlanden aus den Schrebergärten, nicht ohne den Posaunenchor und Markscheffel mit seiner Jägerkapelle. Landeskonservator Dr. Grundmann war für die Kunst zuständig, augenfällig im Marienkirchel ausgestellt. In dem großen historischen Festzug fehlte keine Darstellung von Hirschbergs Leben aus damals 650 Jahren von Siedlern, Koppenbriefträgern und Hirschberger Jägern, Schulen und Sport, denn Hirschberg war auch eine Stadt der Schulen, war eine Stadt des Sports, nicht zuletzt durch den Bau des 1936 fertiggestellten Schwimmbades, das mit seinem 10-m-Sprungturm (er war zuerst höher) auch der deutschen Olympia-Mannschaft zum Training diente. Darauf waren die sportbegeisterten Hirschberger ebenso stolz wie auf das Segelfluggelände in Grunau.

Der große Kulturtag in der Riesengebirgswoche war Dienstag, im Mittelpunkt die Dichter im Stadttheater: Gerhart Hauptmann, Wilhelm Bölsche, Hermann Stehr, Hans-Christoph Kaergel, um nur einige zu nennen. Wissenschaftler hielten geologische und geschichtliche Vorträge. Der



Wenn mer sunntichs ei de Kerche gieh'n . . .



Das Alte Hirschberg — Markt mit Rathaus

Mittwoch war dem Handel und Gewerbe vorbehalten mit Warenschau und handwerklichen Vorführungen wie der Aufführung von »Deo beante« des dramat. Vereins auf der Freilichtbühne vor dem Rat-

haus, wobei Hirschberger Kaufleute aus drei Jahrhunderten gezeigt wurden.

Am Donnerstag sagte »alles Du!« — frei nach Menzel-Willem: „War keene Mohbabe woar, dar koam an würkte perseenlich

miete . . . «. Er leitete den Tag mit dem offenen Singen ein. Alles sang und tanzte, es gab ein historisches Standesamt, unzählige Weinstuben, Weinlauben, Straßencafés, Dachgärten und Katakomben, alles mit Bewirtung, Berge von Streuselkuchen zwischen braunen Bunzeltippeln, und abends Flanieren unter den Lichterbogen der Marktlauben.

Im Filmpalast »Capitol« wurden im Beisein der Schauspieler Filme gezeigt. Der Sonnabend war der Tag der Wehrmacht mit Gefechtsvorführungen, Reiterschau, Platzkonzerten und Großkonzert am Abend beim Fackelschein. Der Sonntag als letzter Tag brachte schon Sport- und Musikvorführungen des Arbeitsdienstes, Biwak- und Zeltlagerbesichtigungen auf dem Jahnplatz, Segelflieger-Vorführungen. Die neue Zeit hatte auch ihren Platz in der Festwoche gefunden. Niemand konnte ahnen, daß die Riesengebirgswoche 1939 die letzte sein würde! Sie wurde zusammen mit dem 48. Deutschen Wandertag veranstaltet, zu den sonstigen Gästen — Trachtengruppen nicht nur aus Deutschland, auch aus benachbarten Ländern — kamen noch 12 000 Wanderer aus 53 Verbänden hinzu. Höhepunkt war das Pflanzen eines jungen Eichenbaumes in Erde von der Schneekoppe, benetzt mit Wasser aus der Elbquelle. Die gläsernen Rübezahlabzeichen für alle Festteilnehmer waren in Gablonz gefertigt worden.

Diese Riesengebirgswoche war das ganz große Abschiedsfest Hirschbergs, Abbild auch eines großen, hoffnungsfrohen Aufschwunges, der immerhin seit 1933 stattfand und viele Menschen, die vorher von Not geschlagen oft nur noch dahinvegetiert hatten, in eine Art Euphorie versetzt hatte. Denn dieses offensichtlich bessere Leben war greifbar und erfahrbar für die meisten.

So war es nicht verwunderlich, daß fröhlich singende Hitlerjungen und schmucke BDM-Mädchen durch die Straßen zogen, durch das Weiß von Blusen und Strümpfen und einer peinlich in Ordnung gehaltenen Uniform das Bild von Reinheit und Ordnung vermittelten. Die neue deutsche Jugend. Stolze Jungen im Fanfarenzug, Zeltlager und Fahrtenenerlebnisse, die es vorher nicht so gegeben hatte in den verschiedenen Jugendbünden. Sport war das größte und

beliebteste Angebot — und Pflicht jener Zeit, in allen Varianten, das kam der Jugend entgegen, die neuen Sportstätten Hirschbergs luden dazu ein. Das Singen gehörte dazu, es weitete den Brustkorb und machte die Menschen fröhlich und frei bei Fahrtenliedern und jenen Feierliedern, hoch und hehr, die an das deutsche Gemüt gingen, die dafür komponiert und getextet worden waren (Hans Baumann), die dieser Jugend das Bewußtsein gaben, etwas ganz besonderes zu sein. Politische Ideen wurden schmackhaft im Pflichtunterricht in den jungen Herzen verankert, es wurden heroische Vorbilder aus der deutschen Geschichte nationalsozialistisch aufpoliert, die Jungen prägten sich ein, daß es süß war für das Vaterland zu sterben und die Mädchen, daß es keine höhere Pflicht gab, als dem Führer gesunde — erbgesunde — Kinder zu schenken.

Daß der Tag, die süße Pflicht zu sterben für das Vaterland, noch 1939 eingeklagt würde, das konnte niemand ahnen! Doch wer die Zeitungen sah, mußte glauben, es gab nichts höheres als »ein Held« zu sein durch den Tod. Sogar Mütter gab es, die so verblendet waren, stolz auf diesen Helden-tod zu sein.

Die Freiwilligkeit der Jugend, diesen hohen Idealen nachzustreben, hatte in den meisten Fällen auch ein »Muß«. Dieses wurde still in den Familien ausgetragen. Mancher Familienvater, der das politische Programm der Nazis aufmerksam gelesen hatte, ließ sich nicht von Äußerlichkeiten blenden, aber — er war vielleicht Rechtsanwalt, war ein angesehener Handwerker, ein Lehrer — oder sonst etwas, was im Einbußen brachte ohne das passende Parteibuch, verschlechterte Ausbildungsmöglichkeiten vielleicht für die Kinder? Behinderungen eben.

Wer getraut sich den ersten Stein zu werfen?

Eine frühere BDM-Führerin sagte mir, daß ihr Vater, ein Rechtsanwalt, mit ihr bei einem Spaziergang den Heil-Hitler-Gruß geübt hat, damit sie nicht auffallen, weil er schon wegen seiner kritischen Haltung sehr genau beobachtet wurde.

Eine andere, deren Eltern ein Geschäft hatten: Das mit dem »Dienst« zweimal die Woche war prima! Da mußte sie doch von zuhause frei bekommen, wo sie sonst neben der Schule nur tüchtig mitarbeiten muß-

ten . . . Das war Urlaub und Erlebnis gleichzeitig! Auch Bergtouren und Zeltlager, Fahrten — das alles war doch sonst neben der Mitarbeit im elterlichen Geschäft nicht möglich. Und damals war harte Arbeit, auch am Sonnabend und Sonntagmorgen (wie beim Bäcker) ganz selbstverständlich! Der sonntägliche Familienausflug ging vielleicht in die Sattlerschlucht, den Grünbusch oder das Schützenhaus auf ein Bier für den Vater und ein Glas Sinalco für die Mutter und die Kinder — wenn überhaupt.

Junge Männer, die lange keine Arbeit bekommen hatten oder keine Lehre machen konnten, weil diese die Eltern noch immer einen stattlichen Betrag an Geld kostete, die nahmen meistens den harten Arbeitsdienst gern in froher Kameradenrunde auf sich, waren glücklich, gemeinsam etwas für das große wunderbare neue Vaterland tun zu dürfen, wurden Soldaten aus ähnlichen Beweggründen und waren auf einmal wer.

Und warum sollte denn dieses Vaterland schlecht sein, für das es sich lohnte zu ar-

beiten und zu schwitzen — und notfalls zu sterben? Hat es doch mit seiner Führung auch das Ausland und seine Politiker getäuscht mit den Ergebnissen, die es vorweisen konnte, gewachsen auf dem großen Gefühl der Volksgemeinschaft, in die jeder zu seinem Schutze und Wohlergehen fest eingebunden war — auch der, der nicht wollte. Wer wollte wohl bei einer so großen Volksgemeinschaft daneben stehen? An den Schulen vertraten einige Lehrer mit Überzeugung die Lehre der Nationalsozialisten — und andere schwiegen mit zusammengebissenen Zähnen, um nicht entlassen oder eingesperrt zu werden in dem Glauben, daß dieser Spuk nicht lange dauern könnte.

Das waren jene Hirschberger Bürger, die über den 30. Januar 1933 hinausgesehen oder gebangt hatten. Das war jener Tag, als die Großeltern im Langen Haus beim Hirschgraben wählen waren und zurückkommen mit so einem silbrigen »ja« im Aufschlag. Anscheinend hatten sie allen Grund, sich so ein Ding zu besorgen; viele Leute wohl in der Mühlgrabenstraße, denn



Hirschberger Trachtenleute bei der Einweihung des neuen Hauses von Höhne, die wegen Kasernen-Neubau ihr Haus Dornröschen aufgeben mußten. Oben v. li.: Frau Gießmann, Frau Ansoerge, Frau Berndt, Wolfram Höhne, Trachtenschulze Max Kräuse, die Mutter von Frau Höhne und der Haushaltslehrling, Inge Höhne, Gießmann-Schneider und Frau Höhne. — Untere Reihe: Hirschberger Trachtenputzel, Gießmann-Ursel, dazwischen die Luxen, Ella Pilz, Frl. Pfothenhauer und ganz unten der Jüngste der drei Reimann-Brüder (Heinz?)



Hirschberg, Gnadengotteskirche und Schneekoppe

Schuhmacher Rose, der bei uns im Haus unten seine Werkstatt hatte, war eines Tages verschwunden. Hinter der Hand flüsternten sich die Leute zu: „Den haben sie abgeholt, der war doch Kommunist.“ Ich habe ihn auch nicht wiedergesehen. Mein Vater als alter Sozialdemokrat war noch vor dieser Wahl „verschwunden“. „Ar hoot eis Biehm'sche gemacht“, flüsterte die Großmutter, und ich durfte nicht darüber reden. Wie auch darüber niemand geredet hat, daß 1934 in der Nähe der Halben Meile von politischen Eiferern vier jüdische Mitbürger der Stadt ermordet wurden. Da, wo ich groß wurde, hatte der Hitler keinen Platz, Armut und das Leben im Gebirge hatten die Urahne und die Großeltern gelehrt, vordergründig nichts zu glauben und alles mitzumachen. Trotzdem machte die Großmutter eines Tages etwas Unbegreifliches für mich: sie machte aus bunten Dirndlnknöpfen, die sie in Heimarbeit bemalte, ein großes Hakenkreuz auf eine schwarz überzogene Pappe, gewissermaßen aus drei Reihen buntbemalter Tirolerhüte, wie man sie an Dirndlkleidern brauchte.

Ob es wohl wegen dem Mann in der Uniform war, der immer wieder kam und nach meinem verschwundenen Vater fragte? Auch meine Mutter verschwand bald aus meinem Gesichtskreis, nämlich nach zwei

Selbstmordversuchen, Ertränken bei der Kummel-Mühle, verwand sie in Plagwitz für immer und starb durch Euthanasie. Sie war ja auch im germanischen Sinne nicht ganz rasserein, beides, Vater und Mutter, beschatteten sehr meine sonst so wunderschöne Hirschberger Kindheit zwischen alten Häusern und bunten Trachten im Windschatten meiner Urahne. Die Großeltern als Pflegeeltern bekamen im Monat zehn Reichsmark für mich von der Wohlfahrt; vielleicht war das Geld von jenem einem Mann, der im Gasthof »Drei Linden« in aller Stille für Leute sammelte, die durch das Netz der politisch gefärbten Fürsorge hindurchgefallen waren. Wie gern hätte ich meine gute Hermann-Stehr-Schule später mit dem Lyzeum ausgewechselt, aber bei 10 Mark Unterhalt im Monat? Doch das Leben hat mich dafür reich entschädigt, denn unsere Hirschberger Volksschulen mit ihrer Lehrerschaft, die größtenteils Pädagogen aus Berufung war, haben uns ein großes Rüstzeug fürs Leben mitgegeben. Schließlich war Hirschberg eine Stadt der Schulen. Die 1934 eingerichtete *Hochschule für Lehrerbildung* im Neubau des Gymnasiums war für Hirschberg ein absoluter schulischer Höhepunkt. Professor Herberth Freudenthal war der Direktor der neuen Hochschule. Obwohl kurz darauf der Neubau am Fischerberg in Angriff genommen

wurde, gelang es nicht mehr bis zum Ausbruch des Krieges, das neue Hochschulgebäude ganz fertigzustellen. Manche unserer »angebeteten« jungen Lehrerinnen im Sport oder Zeichnen kamen von dieser Hochschule. Wenn da eine einen Super-sprung vom 10-Meter-Turm vorspringen konnte, das war schon ein anderer Ansporn als die gute alte »Sally«, die mit unmoder-nem Badeanzug neben dem Schwimm-becken stand.

Um noch einmal auf die Euphorie jener Zeit zurückzukommen: wahrscheinlich ver-schwand ja nicht nur Schuhmacher Artur Rose, der Kommunist, aus unserem Ge-sichtskreis. Warum niemand zu fragen wagte, wo Leute wie er blieben, kann viel-eicht mit Angst vor Gewalt oder der Angst, unangenehm aufzufallen, beantwortet wer-den. War es nicht ein Fanal, als die jüdi-schen Geschäfte an jenem 9. November ein-geschlagene Fensterscheiben hatten und die Synagoge beschädigt wurde? Hat sich nie-mand angstvolle Gedanken gemacht bei dem Anblick einer Frauengruppe mit dem Judenstern auf der Kleidung, Frauen, die in der Wilhelmstraße und Richtung Haupt-bahnhof die Straße fegen mußten und vom Bürgersteig auf die Straße traten, weil ein kleines BDM-Mädchen in Uniform daher-kam?

Wir werden es nicht mehr ergründen, die meisten Zeitzeugen leben nicht mehr, wir können ihre Haltung nur an Beispielen in der heutigen Zeit begreifen. Denn die menschlichen Verhaltensmuster sind sich gleich geblieben.

1938: deutsche Truppen marschieren durch Hirschberg — auch berittene sind da-bei — und besetzen das von Unruhen ge-schüttelte Sudetenland, aus dem vorher die Bewohner durch Plünderungen und Drang-salierungen über die Grenze nach Deutsch-land flüchteten.

3. September 1939: Der 2. Weltkrieg be-ginnt mit dem Polenfeldzug. England und Frankreich erklären Deutschland den Krieg. Rationierung von Lebensmitteln und Bekleidung. 1940 stirbt Hermann Stehr. 1941: am 5. April wird Hanna Reitsch Eh-renbürgerin der Stadt. Am 22. Juni Beginn des Krieges mit der Sowjetunion. Im Win-ter fällt das Thermometer auf unter 30 Grad minus. Alle Wasserleitungen sind ein-gefroren. 1942 Abgabe aller Pelz- und Woll-sachen für die Ostfront. 1942 werden

die deutschen Schwimm-Meisterschaften in Hirschberg ausgetragen. Otto Johl wird städt. Musikdirektor. Der Schriftsteller Walter Dreßler und der Schriftleiter Paul Lenich sterben. 15. November: Gerhart-Hauptmann-Tage mit Einrichtung eines Gerhart-Hauptmann-Zimmers im Stadtthe-ater.

1943: In der Schwimmbad-Gaststätte er-öffnet die NSV einen Kindergarten, die Askania-Werke aus Berlin verlegen ihre Produktion nach Hirschberg in die Nähe vom Bahnhof Rosenau. 1944: Letztes gro-ßes Chorsingen unter Otto Asmalsky. Die Hans-Schemm-Schule wird Reservelaza-rett. Im Juli erste Notdienstverpflichtungen zum Schanzeinsatz im Raum Beuthen-Carolath/Oder (Unternehmen Bartold). Bei Cunnersdorf Bau von Behelfsunter-künften für Bombengeschädigte. Im No-vember fahren etwa 1500 Hirschberger aus Handel und Gewerbe mit einem Sonderzug zum Schanzen bei Schmolz vor Breslau — der verzweifelte Versuch, die Russen aufzu-halten. Januar 1945: Die Russen sind durchgebrochen, großer Ansturm von Flüchtenden aus Oberschlesien. In der Oberschule für Jungen werden 1500 Men-schen untergebracht und gepflegt. Säug-lingsfürsorge im Café Fellmann, alle Schu-len sind Reservelazarette, die Verwundeten kommen aus der Gegend von Oppeln. Am 23. 1. bringt ein Lazarettzug 500 Verwun-dete aus Cosel. Die Privathaushalte werden wegen Herausgabe von Heizmaterial über-prüft. Am 24. 1. rückt das Volkssturmba-taillon 2 aus. Am 25. verläßt die Kriegsaka-demie Hirschberg, mit Schlitten und Trecks treffen Flüchtlinge und Evakuierte aus Op-peln und dem Breslauer Raum ein. Ämter aus Breslau, Brieg, und nicht zu vergessen die Gauleitung, werden nach Hirschberg verlegt. Am 30. Januar 1945 beherbergt die Stadt 15 000 Menschen, die auf der Flucht sind.

So geht es weiter, die Front rückt näher, am 9. Februar werden Panzersperren er-richtet, erneut Flüchtlingsströme aus Lieg-nitz und Oberschlesien. Am 13. Februar hängen Ferkel in jeder Größe als Proviant in den Fleischerläden — Anweisung zur Evakuierung. Erst die Flüchtlinge, dann die Hirschberger. Lauban ist schon geräumt, Dresden wurde dem Erdboden gleichge-macht, aber am 15. 2. wollen viele die Stadt noch nicht verlassen. Am 16. 2. Evakue-

rung von Müttern und Kleinkindern, Sammelpunkt Theaterstraße. Ein Lazarettzug mit Kranken fährt aus der Stadt. 18. 2.: Die Evakuierung geht weiter, Breslau ist völlig eingeschlossen. Alle, die nicht zur Rüstung etc. gebraucht werden, müssen die Stadt verlassen! Aus dem Martin-Luther-Krankenhaus werden die Schwerkranken in Richtung Glatz abtransportiert. Am 25. 2. fallen einige russische Bomben, richten aber kaum Schaden an. Dem NSV, der Lehrerschaft und der Belegschaft stillgelegter Betriebe oblag die Versorgung von insgesamt 150 000 durchgeschleusten Flüchtlingen. Die Firma Max Kunze stand in der Versorgungsleistung an erster Stelle. Das Sozialamt zahlte eine halbe Million an Familienunterhalt. Es entsteht kein Chaos, die Organisation und Hilfsbereitschaft ist perfekt. Im März fahren Evakuiertenzüge in Richtung Bayreuth und Linz. Tausende in endlosen Trecks durchziehen Hirschberg flüchtend. Die Eisenbahnstrecke Hirschberg-Görlitz steht unter Beschuß. Die Hirschberger wollen ihre Stadt nicht verlassen. Bei Grunau, am Fischerberg und am Kavallerberg werden Deckungsgräben ausgehoben. In und um Hirschberg ziehen sich Truppenverbände zusammen.

April 1945: Es ist still und das Wetter warm und frühlingshaft. Die Flüchtlingsströme haben sich verzogen, die ersten Hirschberger haben aus der Ferne geschrieben. Die Front vor dem Bober-Katzbach-Gebirge ist noch 20 Kilometer entfernt! An den Panzerperrnen wird unentwegt gearbeitet, Bahnverbindungen gibt es nur noch nach Schreiberhau. Hirschberg rüstet sich für die Verteidigung, die Stadtverwaltung muß die Versorgung für vier Wochen für die Zivilbevölkerung sicherstellen. Lauban ist schon von den sowjetischen Truppen besetzt, deutsche Wehrmacht steht bei Grunau und Straupitz. Berlin ist gefallen und in Prag gibt es Aufstände.

Am 6. März ziehen sowjetische Truppen in Breslau ein, Gauleiter Hanke setzte sich nach Hirschberg ab, im *Beobachter* ein letzter Aufruf, die Stadt zu verlassen. Banken, Post und Thalbahn stellen ihren Betrieb ein, die Stadtverwaltung löst sich auf. Wer kann, flüchtet noch mit Handwagen, Rucksäcken, Fahrrädern oder zu Fuß ins Gebirge. Auch Oberbürgermeister Dr. Blasius verläßt Hirschberg in Richtung Schrei-

berhau. Betrunkene Plünderer kommen aus dem Haus der Fa. Cassel. Alle Ausfallstraßen sind verstopft. Um Mitternacht die ersten fremden Soldaten in der Stadt. Frauen und Mädchen sind nicht mehr sicher vor den Siegern, Uhren wechseln den Besitzer, der neue Stadtkommandant Major Smirnow hat im Hotel Drei Berge sein Quartier aufgeschlagen. Wertsachen müssen abgeliefert werden. Sperrstunde ist von 22.00 Uhr bis 6.00 Uhr morgens. Vierzig Hirschberger Bürger haben sich aus Angst und Verzweiflung das Leben genommen. Am 8. 5. erscheint dieses Nachrichtenblatt:

Nachrichtenblatt für Hirschberg und Umgebung

Dirföhrig, von 8. Mai 1945

Schlesier! Heimatgenossen!
Der Krieg ist zuende
Die Zerstörung ist zuende, der Aufbau beginnt!
Macht mit!

Fegt den braunen Kehrriech beiseite und nehmt Eure Arbeit wieder auf.

Haltet Ordnung, verhindert Plünderung und Zerstörung.

Die Stadtverwaltung von Hirschberg ist provisorisch von Hirschberger Bürgern übernommen worden. Sie wird versuchen, in dem uns hinterlassenen Scherbenhaufen Ordnung zu schaffen.

Um Ruhe und Ordnung in der Stadt zu gewährleisten, wurde aus der Bürgerschaft eine Ordnungspolizei gebildet. Strafrechtlich einwandfreie Bürger wollen sich zu diesem Zweck umgehend im Rathaus, Zimmer 11, melden.

Wer plündert, wird schärfstens auch durch die Besatzungstruppen bestraft. Die ungeordnete Ausgabe von Lebensmitteln und allen anderen Waren wird eingestellt.

Die prov. Leitung der Stadt wird eine gerechte Verteilung der Waren über den Kleinhandel sofort in die Wege leiten.

Bürger und Bürgerinnen bewahrt Disziplin.

Unordnung schadet nur Euch selbst.

Erwartet in Ruhe die russische Besatzung.

**Die prov. Verwaltung
des Stadt- und Landkreises von Hirschberg**

Burghardt Kaidas Langer Brichtha

Die Zeit ist gekommen, von dem alten
Hirschberg zwischen Handel und Poesie
Abschied zu nehmen, um sein geliebtes Ge-
sicht in der Erinnerung zu bewahren. Denn:

Die Stoadt,
wu iech kleen woar,
woar riesagruf.
Mit Mauern an Terma
bis huch ei a Himmel.
Die Stroaßa woarn breet,
an enge die Gassla,
schmoal woarn die Häuser,
o Herrlichkeit!

Vo inserm Morktbrunna
grifte derr Goabeljerge,
an dorch anne Häuserlücke
soag ma 's Geberge.
Ging ma iebem Miehlgroaba
a kleenes Sticke,
doo stoand ma schunt
uff dar steenerna Boberbricke.
Ging ma a Stickla groadenaus,
doo koam ma ei derr Sechsstätte
wieder raus.
Koam ma zurücker
dorch kleene Gassla,
doo goabs noch an Kromer
me 'm Harichfassla!
Bem Bäcker goabs Sammeln,
zwee Stück ferr'n Biehm',
die Stoadt, wu iech Kind woar —
ach — woar die schien!

Doch dann ging ich furt.
Neu woarn die Städte,
an grisser, an schinner,
mit Mauern an Terma,
bis huch ei a Himmel,
mit breeta Strooßa,
mit langa Bricka —
ganz selta a kleenes Gassla,
doch nirgendwu an Kromer
me 'm Harichfassla!

Doo schlisst ma die Auga,
ma gieht zurücker,
ganz fernz, oam Rande,
o gruufes Glicke —
funkelnd an kleen,
die Stoadt, wu iech Kind woar,
mei Edelsteen!

Se glitzert,
an funkelt,
an strahlt,
ei Guld möcht ma
se fossa,
die Stoadt, die kleene,
oals Kettla oam Herza,
oder oals Ringla
oam Finger . . .

A Herzpinkel
ies se gewurn —
ferr immer.

(Aus »Baudenzauber« von Erle Bach)

Erle Bach (Barbara Strehblow), geb. 5. 11. 1927, Hirschberg/Schlesien. Aus der Schweiz kamen die Vorfahren ins Riesengebirge, Zentrum war die Alte Erle-Bach-Baude am Spindlerpaß nahe der Grenze auf böhmischer Seite. In Verbundenheit dazu nennt sie sich als Autorin Erle Bach, lebt seit 1952 in Efringen-Kirchen zwischen gutem Badischen Wein. Dort war die Mutter von vier Kindern freie Journalistin, Buchhändlerin. Ihre farbige Kindheit und ihre fundierten Kenntnisse, aber auch alles, was danach kam, schlägt sich in ihren Büchern nieder. Geboren aus eigenen bitteren Erfahrungen, die Mutter starb durch Euthanasie, heißt ihr großes Thema: Frieden und Versöhnung, umgesetzt in dem Buch „Matka mit den bloßen Füßen“, in zahllosen Schullesungen, besonders in der Schweiz. Aber auch Historisches und Volkskundliches mischt sich in dem, was sie schreibt. Das Lachen kommt nicht zu kurz, wie auch in dem neuen Titel „Baudenzauber“. Auszeichnungen: 1974 Erzählerpreis für Humor, 1977 für Zeitkritisches (Ostd. Kulturrat), 1989 Ehrengabe des Wangener Kreises, Gesellschaft für Literatur und Kunst DER OSTEN e. V., Ehrenmedaille für historische Abhandlungen, Patenschaftswerk Hirschberg, 1990, Bundesverdienstkreuz am Bande 1988 für Völkerverständigung und volkskundliche Forschungen. In ihrer Heimatstadt war die Verfasserin allen als „das Hirschberger Trachtenputzel“ bekannt, Lehrern und Mitschülerinnen aber als Hanna Barbara Rauthe.

Die Malerin *Ilse Sterzl*, am 4. 11. 1944 in Freiburg i. Breisgau geboren und heute in Wangen/Allgäu lebend, illustriert die Bücher von Erle Bach, sie erhielt 1989 und 1990 den Elztäler Kunstpreis.

Inhalt

Vorwort	5
Aus grauer Vorzeit	7
Stadtgründung aus wilder Wurzel	10
Die Zeit Friedrichs des Großen	66
Die drei schlesischen Kriege	71
Im zweiten schlesischen Krieg	76
Kämmerei und altes Posthaus	82
Hensel und die schlesische Musik	88
Prudelberg-Prophetie und wohlthätige Bürger	91
Schöne Gärten und Anlagen und Tod des Königs	97
Von der Zuckerfabrik zur Kaserne	101
Wettergarbe und schwimmender Postillon	102
Von Pfefferkühlern und Seelenbrodtchen	105
Von der Schwärmerei zur Wirtschaftsspionage	110
Die Not der Weber kündigt sich an	116
Kaiser Napoleon kam nicht als Freund	119
Juden sind deutsche Staatsbürger	124
Erste Hirschberger Synagoge	129
Selige Schulzeiten!	136
Hie Leineweber – da Hemmschuh	139
Die Zillertaler kommen!	146
Ein Schulmann und ein Dichter – zwei große Söhne aus Fischbach	149
Von Norwegen ins Riesengebirge: Kirche Wang	153
Deutschland, wir weben dein Leichentuch	158
Schlesische Spitzen und Gaslicht	164
Hirschberg geht in eine neue Zeit	168
„Hirschlein springe rüstig fort, mit dem grünen Hoffnungsblättchen ...“	172
Von schönen alten Bäumen	176
Siegeszug des Skisports und Erschließung durch weitere Bahnverbindungen	181
Gerhart Hauptmann und der Kindsmord in Herischdorf	188
Die schönsten Jahre bis zum Ausbruch des Weltkrieges	194
1. Weltkrieg – Tränen und Trauer	200
Alfred Höhne – der letzte Chronist kommt in die Stadt	207
Neubeginn, zerschlagene Hoffnung und Abschied	214

Anekdoten aus Schlesien

Mit 30 Anekdoten um Gerhart Hauptmann
Gesammelt und erzählt von Gerhard Eckert
95 Seiten, broschiert

Schlesische Kinderreime

Hrsg. von Irene Flemming
96 Seiten, broschiert

Kindheitserinnerungen aus Oberschlesien

Hrsg. von Gundel Paulsen
134 Seiten, broschiert

Kindheitserinnerungen aus Schlesien

Hrsg. von Gundel Paulsen
2. Aufl., 142 Seiten, broschiert

Ludwig Bechstein

Aus dem Sagenschatz der Brandenburger und Schlesier

Hrsg. von Wolfgang Möhrig mit zeitgenössischen Stichen
71 Seiten, broschiert

Karl Paetow

Rübezahl – Sagen und Legenden

Mit Illustrationen von Hans Happ
2. Aufl., 127 Seiten, broschiert

Sagen aus Schlesien

Hrsg. von Oskar Kobel
2. Aufl., 96 Seiten, broschiert

Weihnachtsgeschichten aus Oberschlesien

Hrsg. von Gundel Paulsen
4. Aufl., 118 Seiten, broschiert

Weihnachtsgeschichten aus Schlesien

Hrsg. von Gundel Paulsen
8. Aufl., 127 Seiten, broschiert

Erle Bach

Baudenzauber

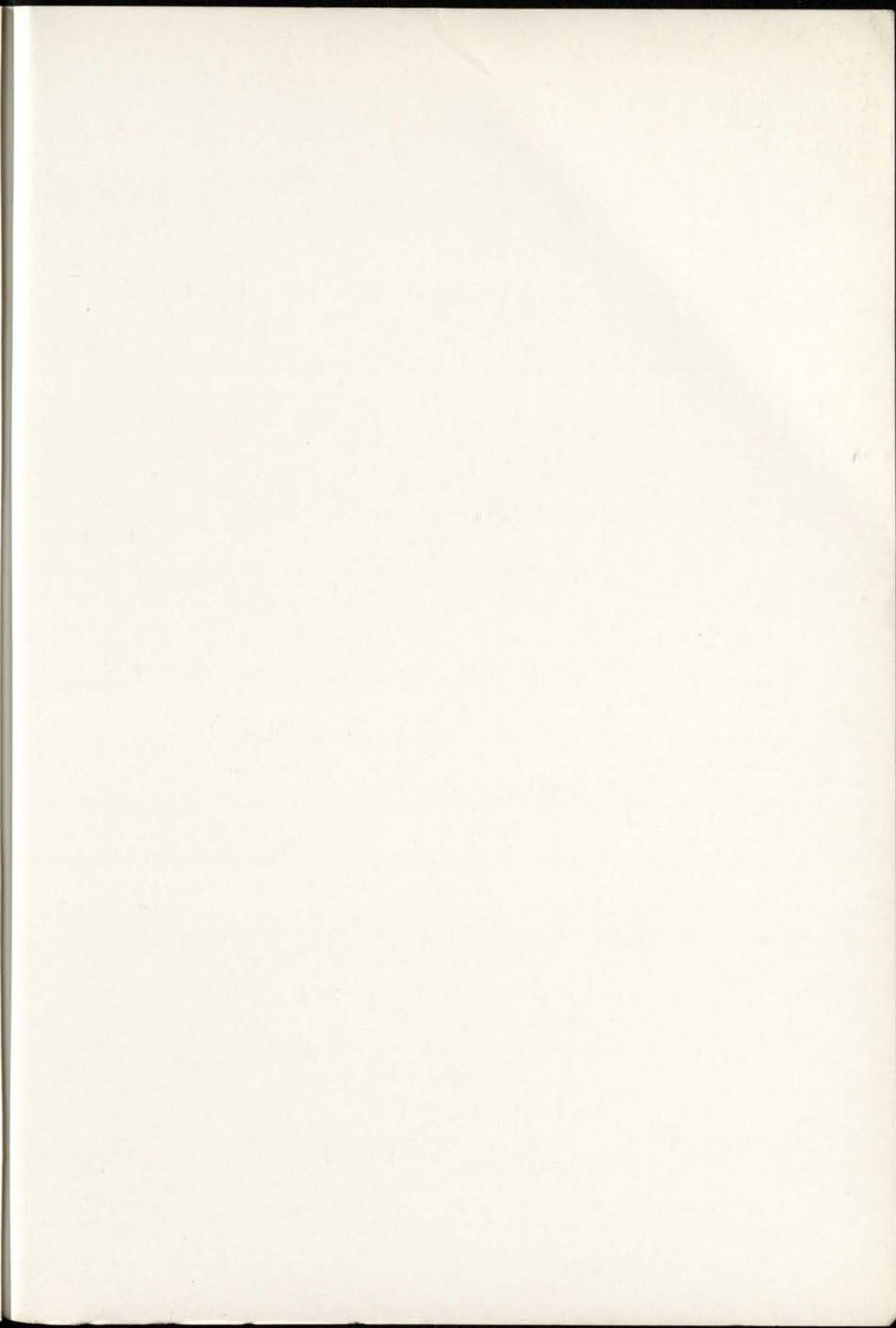
Heitere Geschichten aus dem Riesengebirge
111 Seiten, zahlreiche Zeichnungen, broschiert

Jochen Hoffbauer

Schwalbental

Eine Jugend in Schlesien
264 Seiten, broschiert

HUSUM HUSUM DRUCK-
UND VERLAGSGESELLSCHAFT
Postfach 1480 · 2250 Husum



3-88042-619-8